

# Deutsche Rundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel*

## AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Die deutsche Frage / Reinhold  
Schneider: Die Verborgenen / Jonathan Sault:  
Die politische Stimmung in Großbritannien heute  
Hanns-Erich Haack: Das wiedergeborene Frank-  
reich / Rudolf Pechel: Unsere vordringlichste  
Aufgabe / Else Rabe: Odysseus oder Platon?  
Johann Wilhelm Mannhardt: Politik und  
Hochschule / Edwin Redslob: Den Opfern / Otto  
Freiherr von Taube: Erlenhaide am Müritzsee

69. JAHRGANG

*Heft 1*

APRIL 1946

# Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

69. Jahrgang, Heft 1

April 1946

## Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: In eigener Sache . . . . .	1
EDWIN REDSLOB: Den Opfern . . . . .	4
RUDOLF PECHEL: Die deutsche Frage . . . . .	5
REINHOLD SCHNEIDER: Die Verborgenen . . . . .	15
OTTO FREIHERR VON TAUBE: Erlenhaide am Müritzsee . . . . .	18
JONATHAN SAULT: Die politische Stimmung in Großbritannien heute . . . . .	19
HANNS-ERICH HAACK: Das wiedergeborene Frankreich . . . . .	29
JOHANN WILHELM MANNHARDT: Politik und Hochschule . . . . .	37
Lebendige Vergangenheit: Alexis Clérel Graf von Tocqueville . . . . .	44
RUDOLF PECHEL: Unsere vordringlichste Aufgabe . . . . .	45
THEODOR FONTANE: Die Alten und die Jungen . . . . .	50
JOHANN WOLFGANG VON GOETHE: „Ein alter Mann ist stets ein König Lear!“ . . . . .	50
ELSE RABE: Odysseus oder Platon? . . . . .	51
STEFAN ANDRES: Das erhörte Herz . . . . .	59

### Rundschau

Vom Stil der Besiegten S. 67 — Die landwirtschaftliche Lage Deutschlands S. 68 — Der Mann hinter dem Schalter S. 70 — Das Dritte Reich - ein Propagandatrick S. 71 — Anatole France über - Napoleon S. 72

### Literarische Rundschau

„Vor den Ruinen Deutschlands“ S. 73 — Trösteinsamkeit S. 75 — „Romane in Versen“ S. 77 — A. S. Puschkins Gedichte S. 78 — Gesunde Kost S. 78 — Deutschland - ein Wintermärchen S. 79 — Kleine Lieder für Karen-Isela S. 79 — Buchenwald S. 80

Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 17 der  
Militärregierung

Herstellung, Auslieferung und Anzeigen-  
verwaltung: Verlag Albert Nauck & Co.,  
Berlin NW 21, Alt-Moabit 105, Fernruf:  
39 36 35, Verlaglizenz: CB 15 B

Bestellungen: bei den Postanstalten, jeder  
Buchhandlung oder direkt beim Verlag  
Albert Nauck & Co, Berlin NW 21

Bezugspreise: vierteljährlich 6.- RM, zuzüglich  
ortsöbl. Zustellgebühr bzw. Postüberwei-  
sungsbesen, Einzelheft 2.- RM

Anzeigenpreise: lt. Preisliste Nr. 1/1946

Zahlungen: Albert Nauck & Co, Berlin NW 21  
Postscheckkonto Berlin 521 80, Bezirksbank  
Berlin Tiergarten, Konto 72 12; Deutsche  
Bank Filiale Hannover

Erscheint: monatlich

Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9  
Mecklenburgallee 22; Fernruf: 97 93 94

Nachdruck: Nur mit vorheriger Zustimmung  
der Schriftleitung gestattet; Übersetzungs-  
rechte vorbehalten

Manuskripte: unverlangt, werden nur  
zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt

## In eigener Sache

Im April 1942 wurde die „Deutsche Rundschau“ durch das Reichssicherheitshauptamt verboten und der Herausgeber verhaftet. Es war das zweitemal in der Geschichte der „Deutschen Rundschau“, die in das Jahr 1874 zurückreicht, daß ein polizeilicher Eingriff die Zeitschrift traf. Das erstmal erfolgte die Beschlagnahme einer einzigen Nummer im Jahre 1888 unter dem Kaiserreich, als Friedrich Heinrich Geffcken das Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs veröffentlichte und Bismarck aus Gründen der Staatssicherheit glaubte, zufassen zu sollen. Dieses Verbot hat weder das Weitererscheinen der „Deutschen Rundschau“ noch ihre Blüte verhindert.

Das Verbot durch die Gestapo war ein totales und führte gleichzeitig zur Stilllegung des Verlages. Aber nicht zum endgültigen Erliegen der „Deutschen Rundschau“.

Nach dem Sturz des Nazi-Regimes und dem Zusammenbruch des Hitler-Reiches wurde jetzt der „Deutschen Rundschau“ unter ihrem alten Namen vom British Military Government die Lizenz erteilt.

Das uns hierdurch geschenkte Vertrauen glauben wir nicht besser rechtfertigen zu können als durch die Fortsetzung des Kampfes für Freiheit des Geistes, für Wahrheit, Recht und Humanität, für Demokratie und Verständigung aller Völker untereinander — eines Kampfes, den die „Deutsche Rundschau“ bis zu ihrem Verbot im Jahre 1942 unter Reinhaltung ihres Gesichts in der Zeit deutscher Selbsterniedrigung unablässig geführt hat.

Wir werden mit allen Kräften bemüht sein, die „Deutsche Rundschau“ wieder zu dem geistigen Mittelpunkt der wahrhaft freien Menschen und der anständigen Deutschen zu machen, um den Beweis zu erbringen, daß das „andere Deutschland“ heute so lebendig ist, wie es sich in den Zeiten des Nazi-Terrors trotz allem bewährt hat.

Wir sind dankbar, daß wie in früheren Zeiten auch jetzt wieder von Anfang an geistig bedeutende Männer des Auslandes zu unseren Mitarbeitern zählen werden.

Unsere ganz besondere Sorge und Liebe wird der deutschen Jugend gelten, um ihrem neu erwachten Wahrheitsdrang und Wirklichkeitssinn in enger Fühlung mit ihr eine feste Grundlage für ihre seelische Haltung gewinnen zu helfen, die sie zu einer aufrichtigen Zusammenarbeit mit allen anderen Völkern befähigen wird.

Wir werden sagen, was ist, und der Lüge und dem schönen Schein auf allen Gebieten mit Härte entgegentreten, um überall dem gesunden Menschenverstand seinen Platz zu sichern.

Unter selbstverständlicher Beachtung der Tatsache, daß Deutschland vorläufig seine staatliche Souveränität verloren hat, werden wir die Bestimmungen, die die Voraussetzung für die Erteilung der Lizenz sind, auf das Gewissenhafteste beachten. Die Schranken, die uns hierdurch geboten sind, würden wir aus nüchterner Betrachtung der deutschen Wirklichkeit uns selber setzen.

Wir werden in völliger geistiger Freiheit und Unabhängigkeit an die Erfüllung unserer Aufgabe herangehen. Nicht im Dienste einer Partei oder einer Gruppe, auch nicht im Dienste der Besatzungsmächte. Sondern verantwortlich nur dem eigenen Gewissen und den großen Mächten des Geistes und der Menschlichkeit. Unsere Spalten stehen jedem Menschen guten Willens offen, der etwas Wesentliches und Eigenes in hohem Verantwortungsgefühl und verpflichtendem Auftrag des eigenen Gewissens zu sagen hat.

Wir werden unerbittlich die Sonde an die kranken Stellen des deutschen Volkes setzen, ohne deren radikale Heilung eine Rettung nicht möglich ist.

Die Erfüllung dieser Aufgabe ist uns schon deshalb vornehmste Pflicht, weil wir nur dadurch das Andenken der Mitarbeiter und Leser der „Deutschen Rundschau“ ehren können, die wegen ihrer aufrechten Haltung Opfer des nationalsozialistischen Blutregimes geworden sind.

Zu ihren Ehren — und ausschließlich nur ihretwegen — lassen wir die Stimme eines Beobachters der „Deutschen Rundschau“ aus dem Auslande über ihre Haltung in den furchtbaren Jahren des Terrors zu Gehör kommen. In seinem Buche „Die deutsche Frage“ (Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, 2. Auflage 1945) schreibt der Universitätsprofessor Wilhelm Röpke von der Universität Genf, der an einer Stelle sagt: „Wenn einmal gefragt werden wird, wie sich der deutsche Geist gegen den Nationalsozialismus behauptet hat, so wird man nicht zuletzt auf die „Deutsche Rundschau“ hinweisen müssen“, folgende Sätze:

„Was aber trotzdem in Deutschland noch bis vor wenigen Jahren gewagt worden ist, war so erstaunlich, daß man sich fragte, wie dergleichen unter den Augen des Propagandaministers überhaupt möglich war. Wir haben allen Anlaß, vor der Zivilcourage, die da bewiesen wurde, tief den Hut zu ziehen. Dies um so mehr, als die Mutigsten — so den hochverdienten Herausgeber der altehrwürdigen „Deutschen Rundschau“, Rudolf Pechel und mehrere seiner Mitarbeiter —, nachdem sie lange genug in aller Öffentlichkeit die Grundsätze der Zivilisation und der Humanität verteidigt hatten, das Schicksal des Konzentrationslagers ereilte, mit dem sie täglich rechnen mußten. Zu diesem Kreise der „Deutschen Rundschau“ gehörte auch der unglückliche Dr. Goerdeler, der dann nach dem versuchten Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in derselben viehischen Weise wie die mitverschworenen Generäle hingerichtet worden zu sein scheint. Um diesen Mann zu kennzeichnen, erinnern wir daran, daß er im Jahre 1933 sein Amt als Oberbürgermeister von Leipzig verlor, weil er den Mut hatte, sich der Demolierung des Mendelssohndenkmals zu widersetzen.

Wenn ich an alle diese Männer denke und noch einmal in den alten Nummern der „Deutschen Rundschau“ blättere, so wüßte ich wirklich nicht, wo in diesem Kriege jemals größere Tapferkeit bewiesen worden wäre als hier, die Tapferkeit des einzelnen, den nicht Ruhm und Ehre, sondern nur die sichere Vernichtung erwartete und den nicht die Wärme der Kameradschaft, sondern nur ein stiller, anonym, wenn auch dankbarer Leserkreis umgab. Jene Zeitschrift, die ich hier besonders hervorhebe, war jedem aus der geistigen Oberschicht Deutschlands bekannt und von ihr als erquickende

Oase in der allgemeinen Wüste empfunden worden, bis schließlich auch ihr brutal der Mund gestopft wurde. Sie war das Beispiel für Publikationen, die jeder Gebildete in jedem Lande mit Gewinn und Vergnügen lesen konnte, die das beste Erbe nicht nur der deutschen, sondern der abendländischen Kultur schlechthin vertraten und immer wieder durch äußerste Kühnheit und Gewandtheit in der Kunst der Verschleierung in Erstaunen setzten. Wer sie las, mußte den Eindruck gewinnen, daß es eine geistige Elite in Deutschland gab, die von einer tiefgreifenden Besinnung erfaßt war; die Tyrannei, Grausamkeit und Rechtlosigkeit verabscheute; die den Krieg als eine entsetzliche Katastrophe empfand; die in allen Kulturen nach den ewigen Schätzen des Geistes grub; die sich an jeden deutschen Namen der Vergangenheit und Gegenwart klammerte, welcher sie mit Trost und Stolz erfüllen und doch noch öffentlich ausgesprochen werden konnte; die sich an Horaz so gut wie an Montesquieu oder George Washington erquickte und mit tiefen christlichen Überzeugungen gegen Nihilismus, Fatalismus und Gewaltkult kämpfte. Die Publikationen hatten eine Meisterschaft in jener Kunst entwickelt, die der Artillerist als „indirektes Beschießen“ bezeichnet, indem sie von ganz entlegenen Ereignissen sprachen oder Ludwig XIV. und Napoleon als typische Figuren behandelten. Mit dieser erstaunlichen Kunst der Camouflage war es möglich gewesen, nicht nur Proteste gegen die Judenverfolgungen, sondern sogar eine sehr positive Würdigung Churchills anzubringen — mitten im nationalsozialistischen Krieg. Die Männer dieses Kreises hielten sich an den Satz, den Wilhelm Raabe während des preußischen Säbelgerassels nach 1871 geschrieben hatte: „Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen mit Lump zu sein“ . . .

. . . Diese Angst vor der unausbleiblichen Katastrophe, in der die Gerechten mit den Ungerechten büßen müssen, trat einem seit Jahren nicht nur in Privatgesprächen, sondern auch in der Literatur immer wieder in mehr oder weniger verschleierter Form entgegen. Sie war schon aus dem früher zitierten Aufsatz über den Diktator von Paraguay deutlich herauszulesen.

Es ist ein hartes Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk für sein Regime, auch wenn es durch unmenschliche Leiden und unvorstellbaren Terror zu seiner Duldung gezwungen wurde, zu büßen hat“, hieß es im Augustheft 1941 derselben erstaunlichen „Deutschen Rundschau“. Solche Anspielungen begegneten immer wieder, etwa mit Bezug auf Ludwig XIV. oder auf Napoleon, ja selbst eine philologische Analyse der „Perser“ des Aischylos hat einmal Gelegenheit dazu gegeben. Wir dürfen annehmen, daß sich mit der Furcht vor dem Kommenden nicht nur das Schuldgefühl, sondern auch die leise Hoffnung verband, daß diesmal die Katastrophe nicht die Herrschenden und das Volk in gleichem Maße treffen möge . . .

. . . Nichts war auch vielleicht bezeichnender und hoffnungsvoller als die Tatsache, daß führende geistige Schichten in Deutschland inmitten des Inferno des Dritten Reiches — wohl zum ersten Male — entdeckten, eine wie fragwürdige Figur der sogenannte „Faustische Mensch“ ist, auf den man sich

soviel zugute getan hatte, den zuletzt noch Spengler gefeiert und für den man in Deutschland wie im faschistischen Italien auch den Namen des „dynamischen“ Menschen erfunden hatte. Nun konstatierte man auf einmal die Leere und Sinnlosigkeit der Aktion um der bloßen Aktion willen, und auch die Goethesche Tragödie, die diesem Menschentypus den Namen gegeben hat, fand endlich die richtige Auslegung: Es ist Satan selbst, mit dessen Hilfe Faust am Ende seines ruhelosen Lebens das einfache menschliche Glück von Philemon und Baucis zertrampelt, um die „Seligkeit im Befehlen“ zu genießen und seine Kolossalbauten aufzuführen ...

... Aber es gab Besseres. So notieren wir mit freudigem Erstaunen, daß gerade in konservativen Kreisen sich etwas regte, was es früher nur höchst selten gegeben hat, nämlich der Sinn für nationale Selbstkritik. So lasen wir wiederum in der „Deutschen Rundschau“ (April 1941): „Der Größenwahn gehört zu den gefährlichsten Erkrankungen eines Volkes.“ Schonungslos wurde dort von der „Knechtseligkeit des Bürgertums“ gesprochen und das harte Wort zitiert: „Jeder Deutsche trägt den Lakaienfrack im Tornister.“ Die Untugenden der germanischen Helden wurden rücksichtslos und durchaus nicht im Stile patriotischer Schullesebücher gekennzeichnet.“

Diese Worte, die wir mit tiefem Dank empfinden, und die Treue, die unsere Leser uns gehalten haben, vertiefen das Gefühl unserer ersten Verpflichtung.

Rudolf Pechel

## *Den Opfern*

Ein jedesmal in diesen bittren Jahren  
wenn ich verzweifelte: „Ich trag es nicht!“ —  
Dacht' ich der Freunde, die vernichtet waren,  
und eine Stimme, ehern an Gewicht,

Drang in mich ein; Nicht du und dein Gedicht,  
worum dir heilig tönen die Fanfaren,  
es ist der Kampf, um den die Menschheit ficht,  
ihn zu gewinnen, künde mit der klaren

Stimme des Rechts vom Ziele einer neuen  
geweihten Zeit — wir sind um sie gesunken,  
ihr dürft euch ihres ersten Frührots freuen.

Steht ihr für uns, daß ihr die Flamme zündet,  
der unser Opfertod entfacht die Funken!  
Behauptet euch und uns! Und so verkündet!

Edwin Redslob

## Die deutsche Frage

Recht sehr wäre zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört.

*Lessing.*

Deutsche Treue — mit dieser Formel hat der Deutsche seine schwerste seelische Gefährdung und Bedrängnis zu beschönigen beliebt.

*Leopold Ziegler, „Das heilige Reich der Deutschen“.*

Der Abstieg des deutschen Volkes begann lange vor der Hitlerzeit im Geistigen, als es sich selbst abkehrte von den wahren Werten, die ihre Wurzel im Absoluten haben. Der Niedergang in seiner letzten Konsequenz brachte nur alles Kranke ans grelle Licht, das solange noch unter der Decke der Konvention verborgen geblieben war, bis das Regime alle Werte und Normen auflöste.

Der Tatbestand: „Mit Entsetzen, Abscheu, Verachtung und Empörung wendet sich das, was sich heute noch die zivilisierte Welt nennen kann, von diesem Regime, das dem tiefsten Schlamme der Menschenseele entstiegen war und mit seiner Mischung von äußerster Brutalität, Sentimentalität, Lüge und kalter Berechnung die widerlichste Tyrannei aller Zeiten aufgerichtet hatte. Inwieweit sind die Deutschen in ihrer Gesamtheit dafür verantwortlich? Oder bedeutet der Nationalsozialismus nichts anderes als die Quintessenz alles Bösen und Gefährlichen, das von jeher im deutschen Volke schlummerte?“

Deutschland ist von den Nationalsozialisten „vernichtet, entehrt, in den Kot gezogen und mit dem Schleim ihrer Lügen bedeckt, und sie haben unsere gesamte abendländische Kultur dahin gebracht, daß wir noch nicht wissen, ob sie wiedergenesen wird. Sie haben, als alles schon verloren war, mit eisernem Griff an der Kehle des deutschen Volkes den Krieg sinnlos fortgesetzt, um ihr eigenes elendes Leben noch um einige Wochen oder Monate zu verlängern und dadurch Zerstörung und Chaos ins Unendliche gesteigert. Sie haben Millionen wie Vieh geschlachtet und andere Millionen um ihr Liebstes und Teuerstes gebracht. Ihre Dummheit wurde nur noch von ihrer Bosheit übertrifft, ihr Geschwätz nur von ihrer Unwissenheit und ihr offener Übermut nur von ihrer geheimen Angst. Und noch immer ist das Ende des Unheils nicht abzusehen, das sie angerichtet haben, nachdem sie das Tor des Bösen in der Welt weit aufgestoßen und den zerstörenden Kräften des Nihilismus und Totalitarismus freie Bahn gegeben haben.

Und all dies konnte man klar voraussehen, lange bevor der Nationalsozialismus begann, sein Gesicht vor der Welt zu enthüllen — sofern man sich die Mühe nahm, auf die Worte und Taten der Nationalsozialisten achtzugeben, und sofern man noch moralisches Gefühl genug besaß, darauf mit der Empörung eines zivilisierten Menschen zu reagieren. Wer Ohren hatte zu hören und Augen zu sehen, mußte wissen, was er von diesen Menschen zu erwarten hatte,

die nach der Macht gierten. Er brauchte sich nur diese Gesichter anzuschauen, auf denen sich die »entschlossene Dummheit« abzeichnete, nur ihre Reden zu hören, ihre Schriften zu lesen und die Taten zur Kenntnis zu nehmen, mit denen sie schon vor 1933 eine hilflos gewordene Nation in Schrecken setzten. Es war ein Gemisch von dampfenden Gefühlen und ungezügelter Tatendurst indianerspielender Knaben, von Zynismus, Opportunismus, Brutalität, Verlogenheit, von Haß, Neid, Ehrgeiz, Treulosigkeit und Intrige, von geiler Sexualität. Es war eine Barbarei, die nicht Unreife, sondern Fäulnis war und noch zu alledem die widerliche Fratze des Anstudierten und pseudowissenschaftlich Formulierten trug."

Es hat sich aber bei der Hitlerherrschaft nicht um einen plötzlich ausgebrochenen Irrsinn gehandelt, sondern im Volkskörper vorhandene Krankheitskeime sind in der ungesunden und unsauberen Atmosphäre des Nationalsozialismus zu letzter Giftigkeit entwickelt worden. „Hitlers gibt es überall und zu allen Zeiten, aber es ist die Schande Deutschlands, daß eine solch elende Figur zu seinem Führer werden konnte. Damit sich der Samen entfalten konnte, mußte er ein ihm zusagendes Erdreich finden: das deutsche Reich und die Deutschen, so wie sie in ihrer politischen, geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Geschichte geworden sind."

Es handelt sich also nicht nur um die Frage des Nationalsozialismus, sondern um die deutsche Frage schlechthin, die nach Constantin Frantz's Wort das dunkelste, verwickelteste und umfassendste Problem der ganzen neueren Geschichte ist.

Die Frage ist gestellt, wie es möglich war, daß ein Volk, das über so viele gute und anständige Eigenschaften und so viele besonders begabte Menschen verfügte, das der Menschheit in tausend Jahren seiner Geschichte eine Fülle von Geist und Kraft gegeben hat, so beispiellos tief sinken konnte. Warum in der deutschen Geschichte, die so viel redliches, ja verzweifelteres Streben zeigte, das Schicksal zu meistern, fast alle großen Möglichkeiten nicht Wirklichkeiten geworden sind. Das Rätsel muß gelöst werden, wie es möglich war, daß das gleiche Volk einen Goethe, Beethoven, Bach, Mozart auf der einen und einen Hitler, einen Himmler, einen Streicher, einen Rosenberg auf der andern Seite hervorbringen konnte.

Warner und Helfer waren in genügender Zahl im eigenen Volke aufgestanden — man hat sie nicht gehört. Man lese nur das Buch von Friedrich Schulze-Maizier „Deutsche Selbstkritik“ (Verlag Lambert Schneider), erschienen 1932, um die Stimme der deutschen Propheten in der Wüste, gesammelt und mit höchstem Ernst interpretiert, zu vernehmen! Zur Hitlerzeit war der Verfasser verfeimt; es ist beschämend, daß er heute noch nicht auf einem deutschen Lehrstuhl sitzt.

Die Frage ist gestellt, den Deutschen vor allen, und die Welt wartet auf Antwort. Denn von ihrer Beantwortung hängt die Lösung der Gesellschafts- und Kulturkrise der Gegenwart ab, der das deutsche Volk wie kein anderes zum Opfer gefallen und zu einem der schlimmsten Ansteckungsherde der Völker geworden ist.

Sie ist beantwortet: durch das Buch „Die Deutsche Frage“ von Wilhelm Röpke (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch).

\*

Professor Wilhelm Röpke hat bis zum Jahre 1933 an der Marburger Universität gelehrt. Hitler persönlich hat ihn unmittelbar nach der Usurpation der Macht auf die Liste der zu entfernenden Professoren gesetzt. Trotzdem versuchte man von nationalsozialistischer Seite hinterher, ihn für sich zu gewinnen. Aber Röpke folgte der Stimme seines Gewissens und verließ ein Vaterland, von dem er voraussah, daß es durch Hitler und seine Spießgesellen den Haß und die Verachtung der ganzen Welt auf sich ziehen würde. Er fand in der Schweiz eine neue Heimat. Seine Bücher „Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart“ und „Civitas Humana“ konnten in dem geknechteten Deutschland keine Verbreitung finden. Sie gingen aber von Hand zu Hand und brachten den anständigen Deutschen Trost und Stärkung. Auf dem Redaktionstisch der „Deutschen Rundschau“ lagen beide Bücher und wurden immer wieder zur Hand genommen, um zu prüfen, ob es trotz der Ächtung des Verfassers nicht möglich wäre, den Quell der in ihr fließenden Wahrheit als Wasser des Lebens den leidenden Deutschen zugänglich zu machen. Aber selbst für uns fand sich dieser Weg nicht.

Nun hat Wilhelm Röpke das Wort genommen in einem der erschütterndsten Dokumente, die je über Deutschland erschienen sind. Ein Buch, geschrieben mit Herzblut, im heiligen Zorn zutiefst verletzter Menschenwürde, mit unbestechlicher, kristallklarer Geistesschärfe und dem Ethos des echten Wahrheitsuchers und Bekenners aus Gewissenszwang, geschrieben in einem beispielhaften Deutsch.

Da noch die Schranken auch für den Buchhandel nicht gefallen sind und es deshalb nicht möglich ist, dem Buch die so verdiente und so dringend notwendige Verbreitung in Deutschland zu verschaffen, so wollen wir als Zeichen unseres tief empfundenen Dankes und der hohen Achtung vor dem Geist des Verfassers so ausführlich wie möglich auf den Inhalt des Buches eingehen, ohne ihn im mindesten erschöpfen zu können\*).

Das Buch gibt in seinem analytischen Teil das klassisch klare Bild des deutschen Wesens und des deutschen Nationalcharakters. Wir folgen seiner Analyse und behalten uns vor, auf den positiven Teil und seine Vorschläge einzugehen und zu antworten, wenn die Zeit uns gestattet, auch die grundlegenden Probleme deutscher Zukunft in voller Freiheit zu diskutieren.

\*

Inmitten der Saat des Hasses, welche die Deutschen unter ihrer nationalsozialistischen Führung gesät haben und die nun verständlicherweise voll in den Halm geschossen ist, bedarf es um so dringender einer Stimme der Vernunft,

---

\*) Im Jahre 1945 erschien unter dem Titel „Explication de l'Allemagne“ eine französische Übersetzung (Genf, Edition du Cheval Ailé), und eine englische wird in Kürze herauskommen (London, Allen & Unwin). Eine italienische (Mailand, Rizzoli & Co.) und eine dänische (Kopenhagen, J. H. Schultz Forlag) werden unmittelbar folgen.

da der Haß bei der Neuordnung der Zukunft ein besonders verhängnisvoller Berater ist. Sonst wird die Kette des Unheils, die durch nationalsozialistische Schuld sich fast um die ganze Welt geschlungen hat, niemals abreißen. Es muß unter Zurücksetzung allen nur zu verständlichen Ressentiments objektiv untersucht werden, welche Erklärung es für die unbegreifliche Tatsache gibt, daß in einem großen Kulturvolke alle Kräfte des Bösen und Dämonischen losbrachen, ohne daß ihrer schrankenlosen Auswirkung ein Ziel gesetzt werden konnte. Auf diese deutsche Frage schlechthin muß eine Antwort gefunden werden, wenn überhaupt noch eine Hoffnung auf Änderung und Gesundung bleiben soll. Sie zu beantworten ist mehr als schwierig. Röpke ist schon dadurch wirklich berufen zu ihrer Antwort, weil er zwar ein geborener Deutscher ist, aber durch seinen Aufenthalt im Auslande die Distanz hat, die kein Deutscher in den Grenzen des Landes selber auch beim besten Willen gewinnen kann, und er andererseits auch dem nichtdeutschen Ausländer dadurch überlegen ist, daß er zwar die Vorteile des ausländischen Betrachters, die Distanz, hat, aber auch über die genaue eigene Kenntnis der deutschen Dinge verfügt.

Wir wollen an den nun aufgerissenen Pforten nicht scheu und feige vorüber-schleichen, sondern mutig eintreten in die Kammer der Selbstläuterung auf dem dornigen Weg der Selbsterkenntnis. Wir wollen uns mit unsern Fehlern konfrontieren, selbst mit der gemeinsten Abart der deutschen Menschen, die uns „aus verfaulten Augen anstiert“. Wir wissen, wie schwer eine radikale Selbsterkenntnis ist, weil unsere Tugenden und Fehler in Wechselwirkung stehen und sich gegenseitig bedingen. Aber wir dürfen unsere Vorzüge nicht dadurch herabsetzen, weil wir ihre Kehrseite kennen, so wenig wir unsere Schwächen entschuldigen dürfen, weil sie durch Tüchtigkeiten bedingt sind.

\*

Niemand kann sich der Erkenntnis verschließen, daß es sich beim deutschen Volke um eine echte Tragödie handelt, in der Schuld und Schicksal miteinander sich verketten. „Temperament, geographische Lage und geschichtliches Erbe haben es ihm bereits schwer genug gemacht, aber es scheint, als hätten sich obendrein alle nur denkbaren Umstände verbündet, um immer wieder, wenn die Deutschen endlich zu gesunden und ausgeglichenen Verhältnissen zu kommen schienen, die schon greifbare Aussicht zunichte zu machen. Das Schicksal hat dem deutschen Volke übler mitgespielt als irgendeinem andern — das Schicksal und eigenes Versagen.“ Aber diese traurige Geschichte hat im deutschen Volkscharakter so tiefe Spuren zurückgelassen, daß es zum problematischsten und endlich zum meistgehaßten in der Welt geworden ist.

Um diese Tatsache zu verstehen, bedarf es einer eingehenden Untersuchung des deutschen Nationalcharakters. Röpke kommt dem Kern der sehr schwierigen Frage, was denn ein Nationalcharakter sei, ganz nahe. Er sieht in ihm eine ungeheuer verwickelte chemische Verbindung verschiedener Elemente, die sich überall finden lassen, während aber allein die Art ihrer Verbindung das Besondere ist. So weist auch der deutsche Nationalcharakter zahlreiche Elemente auf, die nicht nur den Deutschen eigentümlich sind, die aber in ihrer Verbindung das spezifisch Deutsche ausmachen. Hierbei muß man auch beachten,

daß diese chemische Verbindung des Nationalcharakters im Verlauf der Geschichte sich ändert, wenn einzelne Elemente ihre Kraft verstärken. Die Aufgabe ist also, die chemische Formel für den deutschen Nationalcharakter zu finden, und wenn das gelungen ist, zu versuchen, durch eine Neugruppierung der Elemente die chemische Verbindung so zu ändern, daß aus dem Giftstoff vielleicht ein Heilmittel wird.

Zu den gefährlichen Eigenschaften, die im deutschen Volkscharakter auf den Nationalsozialismus vorbereiten halfen und ihm einen nur zu guten Nährboden bereiteten, gehört in erster Linie die den Deutschen zu allen Zeiten eigene Maßlosigkeit. Eine Maßlosigkeit, die dem eigenen Denken und Fühlen weder Grenze noch Gesetz gibt und ihn veranlaßt, im Handeln bis zum Äußersten zu gehen, selbst auf die Gefahr des eigenen Zerbrechens. Diese Maßlosigkeit äußert sich in der Politik in einer verstiegenen Phantastik, die sonderbarer Weise von den Deutschen gerade für Realpolitik gehalten wird. Die Maßlosigkeit ist es, die die Deutschen immer wieder verhindert hat, ihre großen und gesegneten Gaben maßgebend zum Tragen zu bringen, Gaben, mit denen sie der Menschheit zum Segen statt zum Fluch hätten werden können.

In der deutschen Natur liegt auch ein Hang zum Grüblerischen, und daraus ergibt sich ein meist humorloser Ernst und eine gewisse Schwere. Hier liegt auch eine Wurzel der sogenannten deutschen Gründlichkeit, die oft nichts anderes ist, als Pedanterie, aber auch der guten Eigenschaften der Sachlichkeit, des Arbeitseifers und der Hingabe an das Werk. Weil er alles schwer nimmt, wird er leicht lehrhaft gegenüber anderen und hat Angst vor jeder geistreichen Improvisation. So entwickelte sich ein Typus des reinen Pflicht- und Arbeitsmenschen, der nichts von der Freiheit und Süßigkeit des Lebens ohne Verpflichtung kennt und schon dadurch glücklicher gearteten Völkern unverständlich und unsympathisch wird.

Aus den gleichen Wurzeln erklärt sich die deutsche Starrheit im Gehorsam und in der Disziplin, die dem deutschen Volke unendlich mehr Unglück gebracht hat als andern Völkern das Gegenteil dieser Eigenschaften. Diese Neigung zum Gehorsam, der Unterordnung und der Disziplin ging so weit, daß trotz des Einspruchs des eigenen Gewissens man auch Verbrechern bedingungslos gehorchte.

Zu den schwersten Charakterfehlern des deutschen Volkes gehören die persönliche Untreue und der gelbe Neid, die durch unsere ganze Geschichte gehen. Welche Wellen der Neid gerade in der Hitlerzeit schlug, gehört der Geschichte an, und heute bringt jeder Tag neue Zeugnisse, daß er seine die Gemeinschaft störende Arbeit unablässig fortsetzt. Und die so viel besungene und gerühmte deutsche Treue? Unsere Geschichte zeigt auf jeder Seite Eidbruch und Betrug des Nächsten gegen den Nächsten, Verrat und Abfall. Das Reden von der Treue war nichts als die Sehnsucht nach einer Eigenschaft, die dem deutschen Volke versagt ist. Leopold Ziegler meint, daß die Treulosigkeit ein ausgesprochener deutscher Wesenszug ist.

Der Deutsche liebt es im allgemeinen, daß alles in Ordnung und Rechtmäßigkeit zugeht. Aber diese Ordnung war leider nur zu oft eine bloß äußere, der der sittliche Gehalt, die Gerechtigkeit, unter Umständen geopfert wird.

So gab sich das deutsche Volk auch nach dem 30. Juni 1934 damit zufrieden, daß ein Reichsjustizminister es fertig bekam, die Morde des 30. Juni zu legalisieren.

Aus dem Unbestimmten und Vagen des deutschen Wesens mußte sich naturnotwendig eine Zwiespältigkeit ergeben, ein oft mehr als zweifelhaftes Verhältnis zur Wahrheit und eine Fähigkeit, sich widersprechende Vorstellungen und Urteile nebeneinander bestehen zu lassen, und daraus eine ewige Unruhe. Ein solcher Mensch, der im Geiste keine Ruhe findet, wird eine besondere Neigung haben, sich im Willen und in der Aktion auszuleben.

Die gleiche Zügellosigkeit findet sich auch in einem allzu üppigen Gefühlsleben, in dem neben viel Hartes und Brutales dann plötzlich weiche, ja sentimentale Weinerlichkeit tritt. Immer wieder wird die Gewissenserforschung und die Selbsterkenntnis gehemmt durch die Neigung, sich verfolgt zu fühlen und sich selbst zu bemitleiden, ohne den Mut zu finden, nach der eigenen Schuld zu fragen und sich zur Umkehr zu entschließen. Aus dieser seelischen Überempfindlichkeit ergibt sich die ständige Beschäftigung mit sich selbst und aus ihr eine tiefe Unsicherheit, geistig sowohl wie seelisch.

Röpke behandelt eingehend die außerordentlich schwierige Frage der Auswirkung des lutherischen Protestantismus nach der Reformation auf den deutschen Volkscharakter. Das Luthertum hat die politische, geistige und soziale Geschichte Deutschlands in einer Weise beeinflußt, die man als verhängnisvoll bezeichnen kann. Das ist nicht die Schuld Luthers, sondern die verhängnisvolle Folge, daß der lutherische Protestantismus eine enge Verbindung mit dem Absolutismus und Feudalismus eingegangen ist. „Er trägt die Hauptverantwortung dafür, daß der Deutsche eine Trennung von Politik und Privatsphäre vornahm, die eine der bedenklichsten Seiten der deutschen Kollektivmoral ist. Dem Deutschen wurde gelehrt, daß Staat und Politik der bösen Natur des Menschen entsprechen und daher ihren eigenen brutalen Gesetzen folgen, daß die moralischen Gesetze, die für unser individuelles Verhalten bindend sind, nicht ohne weiteres auf den Staat übertragen werden können und daß der echte Christ sich deshalb gegenüber der rauhen Außenwelt nur um so inbrünstiger nach innen zu seiner eigenen Seele und ihrer Seligkeit zu wenden habe. So erfolgte die Trennung der harten äußeren Welt von dem Bereich der eigenen Seele. Daraus aber ergab sich eine Widerstandslosigkeit gegen die Staatsgewalt, eine politische Uninteressiertheit und die rasche Abfindung mit der jeweiligen politischen Lage unter Unterwerfung unter die Obrigkeit in allen Fragen des öffentlichen Lebens. Das ist die verhängnisvolle Erziehung zu einer Kollektivmoral, welche die Grundsätze einer humanistisch-christlichen Moral in der Politik verleugnet, für das eigene Gewissen aber noch die Moralgesetze als bindend anerkennt.“ Man ging entweder den Weg, sich vor der harten Wirklichkeit in das Reich der Ideen zurückzuziehen oder die Spaltung der beiden Sphären in einer Spaltung der auf beide anzuwendenden Normen zu verwandeln. Das ist der blanke Machiavellismus. Und endlich der letzte Irrweg: statt die Gesellschaft aus dem Individuum und die Kollektivmoral aus der Individualmoral abzuleiten, politisiert man die Privatsphäre und muß dann im totalen Staat und im Kollektivismus enden. Der einzige vernünftige Weg,

zurückzukehren zur europäischen Tradition und der christlich-humanen Auffassung und auch in der Politik vom Menschen und seiner Moral auszugehen — er wurde nicht beschritten.

\*

Nach einer meisterhaften Untersuchung des deutschen Geschichtsstromes wendet sich Röpke dann in einem entscheidenden Kapitel der Betrachtung des preußischen Geschichtsstromes zu, dem deutschen Verhängnis. Wir versagen uns, hier auf diese Frage des näheren einzugehen, weil wir in einem besonderen Aufsatz im nächsten Heft das Preußentum und seine Tragik untersuchen werden.

\*

Röpke versäumt nicht, alle Entlastungsmomente für das deutsche Volk anzuführen, auch für sein Erliegen gegenüber dem Nationalsozialismus, wie er auch den naheliegenden Fehler ganz vermeidet, deutsche Untugenden nur auf eine Formel zu bringen.

Drei Komponenten haben mitgewirkt: gefährliche nationale Charakteranlagen, internationale Infektion und außergewöhnliche Zeitumstände. Der Nationalsozialismus hat sein sogenanntes geistiges Gut fast durchweg entlehnt. Aus Italien bezog er den Faschismus, von Gobineau den Rassenwahn, das spezifisch Nationalsozialistische war eigentlich nur die Steigerung in die letzte Brutalität, die vollendete Hemmungslosigkeit und die raffinierte Ausnutzung der Technik zur Verfeinerung der Terrormethoden.

Geistige Verwirrung und moralische Abstumpfung vereinigten sich, um den Nationalsozialisten alle die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die in normalen Völkern einem solchen Regime ein schnelles Ende bereitet haben würden. Erpressung, Drohung, Mord und dadurch ein schrankenloser Terror herrschten in Deutschland, so daß eine Änderung nur noch möglich gewesen wäre durch einen Staatsstreich des Militärs oder durch einen Eingriff des Auslandes. Beide Möglichkeiten wurden nicht benutzt. Im Innern versagten die Militärs, und das Ausland zögerte. „Heute sollte sich aber jeder darüber klar sein, daß der Nationalsozialismus seinen Eroberungszug in Deutschland selbst begonnen hat, daß die Deutschen die ersten Opfer der Barbareninvasion gewesen sind, die sich von unten herauf über sie ergoß, daß sie die ersten waren, die mit Terror und Massenhypnose überwältigt wurden, und daß alles, was dann später die besetzten Länder zu erdulden hatten, zuerst den Deutschen selbst zugefügt worden ist, eingeschlossen das allerschlimmste Schicksal: zu Werkzeugen weiterer Eroberung und Unterdrückung gepreßt oder verführt zu werden.“

Wir müssen unterstreichen, daß entgegen den Lügen Hitlers die Nationalsozialisten nicht mit dem klaren Willen einer Mehrheit des deutschen Volkes, sondern auf der schmutzigen Hintertreppe des Staatstreiches zur Macht gekommen sind. Das erklärt vieles, entschuldigt aber nichts. Aber die Richter über Deutschland müssen sich fragen, was es denn bedeutet hat, unter dem ständigen Druck eines für einen gesund empfindenden Menschen unvorstellbaren Terrors und in einer Atmosphäre zu leben, in der niemand mehr den eigenen Kindern, dem Freunde, dem Nachbarn trauen konnte. Was es weiter bedeutete, daß beim Auflehnen gegen das Regime nach dem verfluchten Grundsatz der Sippenhaftung alle Angehörigen mit Vernichtung bedroht waren.

Man muß auch in Rechnung stellen, daß die Konzentrationslager zunächst doch für Deutsche eingerichtet wurden und daß dadurch allein schon der klare Beweis erbracht ist, daß die Regierenden ihre deutschen Gegner, deren Vorhandensein gerade durch die Konzentrationslager bestätigt wird, fürchteten und daß also von Anfang an ein Widerstand, der nie zum Erlöschen gekommen ist, im deutschen Volke lebte. „Die Schuld der Deutschen, um die wir nicht herumreden wollen, ist eine andere als die der Nationalsozialisten. Sie ist die Schuld der Verführten und nicht der Verführer, die Entehrung der Vergewaltigten und nicht die Ehrlosigkeit der Vergewaltigten. Der Nationalsozialismus darf so wenig mit dem deutschen Volke gleichgesetzt werden, wie das deutsche Volk ihn als eine Zufallserscheinung jetzt hinstellen darf.“ Der Urheber aller Verbrechen war der Nationalsozialismus und nicht etwa der Teutonismus.

Es darf auch nicht vergessen werden, daß jedes Volk in seiner Tiefe einen Vorrat an Lumpen besitzt, der weitaus größer ist, als ihn der normale Verstand begreifen kann. In Deutschland haben wir erlebt, daß diese Kloake der Unterwelt, die kluge Völker fest verschlossen halten, sich auf die Oberfläche entleerte und sie völlig überdeckte. „Was sich also in Deutschland ereignet hat, ist nichts anderes als dies, daß Männer, wie der fluchwürdige von Papen und seine Hintermänner, die für ihre Dummheit und Verderbtheit niemals genug büßen können, die Kloake der deutschen Gesellschaft geöffnet haben, wobei einzelne gar den unverzeihlichen Irrtum begingen, sie für die reinigende Wasserleitung zu halten.“

Keinerlei Anspruch auf irgendwelche mildernden Umstände haben nach Röpke die folgenden Gruppen: diejenigen, die die zum 30. Januar 1933 führende Intrige eingefädelt haben; die Kreise der Wehrmacht, die Hitler durch dick und dünn folgten und die mehrfach gebotene Gelegenheit zur Machtübernahme versäumten, weil Hitler ihnen ihre Berufswünsche weit über das von ihnen erstrebte Maß hinaus erfüllte. Weiter die Wirtschaftsführer, die, wie Schacht, ihre ordinären Talente dem Regime aus Zynismus oder Verblendung zur Verfügung gestellt haben. Weiter die Reichstagsmitglieder, die schon in Vorwegnahme der späteren Funktion als Gesangverein für Nationalhymnen im März 1933 dem Ermächtigungsgesetz zustimmten. Ferner die Gesandten und Diplomaten, die mit ihrer Berufserfahrung ohne Vorbehalt dem verbrecherischen Regime dienten, und endlich die unvorstellbar große Gruppe der Intellektuellen, der Professoren, Journalisten, Künstler und Schriftsteller, die ihre Talente, ihre Werkzeuge der Verklärung und Verherrlichung der verbrecherischen Methoden liehen.

Eine notwendige und schonungslose Abrechnung vollzieht Röpke gerade mit den Intellektuellen. Er zeigt die Zusammenhänge zwischen Nietzsche und seinen Nachbetern, zwischen Spenglers „Untergang des Abendlandes“ und den kleineren Geistern, wie Wilhelm Stapel, Hans Blüher, Steding, Ernst Jünger, dem ganzen „Tatkreis“, zu dem führend Hans Zehrer und Ferdinand Fried gehörten. Er geißelt das klägliche Versagen der deutschen Universitätsprofessoren, die schon vorher auf den Universitäten einen brutalen Nationalismus, einen dummen Nationalstolz, einen stumpfsinnigen Haß gegen die Siegermächte und eine inhumane Verachtung des Völkerrechts gepflegt hatten. Hier ver-

dient der bössartige Bonner Universitätsprofessor Carl Schmitt besonders genannt zu werden.

Im Reiche selber sind wir uns nicht darüber klar, welche der einzelnen Berufsgruppen die Palme im Wettlauf um die Minderwertigkeit und Gesinnungslosigkeit davongetragen hat: die Richter, die Professoren, die Verleger oder auch vielleicht die Ärzte.

\*

Aus seinem Streben nach Gerechtigkeit versäumt Röpke niemals, in seinem Buche auch die Beispiele zu geben aus den einzelnen Berufsgruppen, die sich selbst bewahrten und die Widerstandsbewegung zum mindesten auf der geistigen Plattform nicht zum Erlahmen kommen ließen.

Das Streben nach einem objektiven Urteil darf aber nicht zu einer Abschwächung der Tatsache führen, daß eine Kollektiv-Verantwortlichkeit gegeben ist. „Wir müssen noch mehr tun. Wir dürfen gar keinen Zweifel daran lassen, daß der Nationalsozialismus, weit davon entfernt, ein bloßer Zwischenfall der deutschen Geschichte zu sein, aus Bedingungen entstanden ist, die nur Deutschland eigentümlich sind. Er wäre unmöglich gewesen, wenn zu den bloßen Zufälligkeiten, die wir nicht bestreiten wollen, nicht ein Milieu hinzugetreten wäre, das das Produkt der gesamten deutschen Geschichte ist.“

Mit Schärfe wendet sich Röpke gegen den möglichen Irrtum, daß er Deutschland als das einzige mißratene Kind inmitten der Musterfamilie der europäischen Völker hinstellen wollte. Er unterstreicht im Gegenteil mutig gegenüber einer hierfür sehr unempfindlichen Weltstimmung, daß Deutschland bis 1914 keinen Anlaß gehabt hat, sich seiner Geschichte vor anderen Völkern sonderlich zu schämen. In diesem Zusammenhang behandelt er die Machtpolitik auch der anderen Völker. „Weder haben die Deutschen alle Laster und die anderen Völker alle Tugenden, noch ist es wahr, daß sie nicht erst heute, sondern von jeher Störenfriede einer im übrigen friedlichen und sittsamen Völkerfamilie gewesen sind. Jahrhundertlang ist das Verhältnis Deutschlands zu den übrigen Nationen eher das umgekehrte gewesen. Die Deutschen werden schwerlich den Dreißigjährigen Krieg vergessen können, der ihr Land zum zertrampelten Turnierplatz der europäischen Mächte gemacht hat, noch die Eroberungskriege Ludwigs XIV. und die Verwüstung der Pfalz, noch die Invasion Napoleons. Wir sehen in der zynischen Eroberungspolitik Friedrichs II. eines der unheilvollsten Ereignisse der deutschen und der europäischen Geschichte, aber man wird nicht behaupten können, daß sie etwas völlig Einzigartiges gewesen ist, und die Bewunderung, die ihr Urheber damals in ganz Europa erregt hat, spricht nicht dafür, daß sie damals einmütig als etwas Einzigartiges empfunden worden ist. Wir können auch an dieser Stelle nur wiederholen, daß der von uns so schonungslos kritisierte Weg, den die Deutschen seit hundert Jahren — zuerst in der Theorie und später in der Praxis — genommen haben, nicht verstanden werden kann ohne die tiefen Wirkungen, die die französische Invasion zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf Deutschland gehabt hat.“

Röpke weist darauf hin, daß das Deutschland nach 1871 der Schrittmacher auf dem Wege des Bösen gewesen ist. Nicht nur, weil es diesen Weg zuerst betrat, sondern auch weil es die überragende Macht des Kontinents geworden war und weil seine Taten, seine Gesten und sein Geist den Eindruck geben

mußten, daß es gesonnen war, von dieser Macht rücksichtslos Gebrauch zu machen. Es war dies der Geist eines Nationalismus, in dem sich berechtigter Stolz auf die eigenen Leistungen mit einem fast krankhaften Dünkel mischte, einem Geist, dem Friedrich II., Potsdam und Bismarck als die einzigen Symbole deutscher Größe erschienen und der dem Machiavellismus im Sinne der vielgepriesenen Realpolitik huldigte. Wer sich nicht blenden ließ durch den erstaunlichen materiellen Aufstieg des Kaiserreichs, mußte erkennen, daß dieser Geist eine abscheuliche Verirrung und ein Verrat nicht nur an den ewigen Werten unserer Zivilisation, sondern auch an den besten deutschen Überlieferungen war.

\*

Der Spiegel, den Röpke den Deutschen vorhält, ist kein Zerrspiegel. Die Medizin, die er uns bietet, ist scharf und bitter. Aber ohne den rückhaltlosen Willen zur Selbsterkenntnis können wir nicht den Weg zum Wiederaufstieg und in die Gemeinschaft der anderen Völker zurückfinden.

Röpke ist nach dem Vorbild des Arztes vorgegangen, der mit wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit den Fall eines Kranken untersucht, ob er diesen Kranken nun sympathisch findet oder nicht.

\*

In dem letzten Abschnitt seines Buches geht nun Röpke dazu über, die Möglichkeiten einer Lösung zu zeigen. Wir können sie hier nur im Umriss geben, da wir noch nicht die Möglichkeit haben, diese Frage frei zu erörtern. Er fordert drei Revolutionen: die moralische, die politische, die wirtschaftliche.

Röpke schreibt nicht ohne Hoffnung. Die Unverdrossenheit, Vitalität und Arbeitskraft, die die Deutschen sogar in der furchtbarsten Katastrophe ihrer Geschichte beweisen, sind etwas sehr Tröstliches und das unschätzbare Aktivum, das ihnen Hoffnung auf eine bessere Zukunft gibt. Er warnt aber eindringlich vor der Gefahr, über den Sorgen des Tages die Besinnung über das Vergangene zu kurz kommen zu lassen und damit die Möglichkeit einer aus letzter Selbsterkenntnis geborenen seelischen Erneuerung zu versäumen.

\*

Die weltgeschichtliche Stunde ist gekommen, in der die deutsche Frage wirklich und endgültig zur Genesung Deutschlands und Europas gelöst werden muß. Die Erneuerung kann nur vom Geistigen her erfolgen. Durch rückhaltlose Gewissenserforschung führt der Weg über die Selbsterkenntnis zur moralischen Revolution, in der wir unsere Herzen bereit machen müssen, der göttlichen Führung demütig zu folgen — den Blick nach den Sternen gerichtet, aber sorgsam darauf achtend, unsere Schritte auf dem irdischen Weg mit Vorsicht und Behutsamkeit zu lenken.

Das Chaos in uns können wir nur überwinden, wenn wir uns auf unsere echten Bedürfnisse zurückbesinnen und die geistigen Helfer wieder an den ihnen gebührenden Platz setzen und die Schätze der deutschen Seele wieder benutzen, die nicht unter Zwangsverwaltung stehen, deren Abtransport nicht droht: unser Unverlierbares und unsern einzigen wirklichen Besitz. Freilich stillen sie nicht den Hunger und beseitigen nicht das namenlose Elend, aber sie helfen, sie mit Würde zu tragen und endlich sie zu überwinden.

## Die Verborgenen

Wenn die Liebe nicht in Leid stünde, so hätte sie nichts, das sie lieben könnte.

Jacob Böhme

Ehre allen, die am Leid dieser Zeit tragen ohne Bitterkeit! Ehre denen, die das Haus nicht gerne verlassen oder die Straße eilig durchmessen; die Sehnsucht nach dem Frieden der Bäume, der Täler im Herzen tragen, nicht nach dem, was sie auf den Straßen sehen! Denn die Straßen sind erfüllt von der Flucht vor dem Leid, und die meisten Anstalten, die nun die Menschen in rascher Geschäftigkeit treffen, dienen dieser Flucht. Wohin aber soll eine Mutter fliehen, vor deren Augen das Bild des Sohnes noch immer steht, im reinen Glanz seiner Jugend, nur dann und wann von der furchtbaren Weite, die die Mutter vom Grabe des Sohnes trennt, wie von Schleiern überweht? Die Schleier verfliegen wieder; er bleibt nah. Aber wie furchtbar ist allein der Schmerz und die Unerreichbarkeit seines Grabes! Und wir wissen von Müttern, vor deren Auge Bild um Bild steht, Opfer um Opfer; der Vater erscheint neben den Söhnen; auch er wurde mit fortgerissen. Aus dem ganzen reichen, quellenden Lebenskreise blieb nur dieses eine Herz, das leiden soll. Die Welt will der ganzen Schar, die sich wieder und wieder und endlich bis zum Tode bewährt hat, nicht das schmalste Lorbeerblatt reichen; eine widrige Fahne weht über die Gräber; nicht das Kreuz der Verheißung steht auf ihr, sondern das kreisende Kreuz immerwährenden Auf- und Untergangs. Für den Schmerz der Vereinsamten gibt es keinen sichtbaren Trost, kein Zeichen; es bleibt ihr nichts als die Bewährung, die ihre Toten vor dem unsichtbaren Kreuze erbracht haben. Die Mutter, zu der niemand von Heldentum spricht, könnte dieses Wort vielleicht auch nicht mehr ertragen; sie hat einen sehr weiten Weg zurücklegen müssen in der Einsamkeit und geht noch immer auf diesem Wege, der sie von der Denkweise der Geschlechter, der Jahrhunderte weit entfernt. Sie muß mit ihrer ganzen Kraft den Wert des Opfers sich gewinnen, das in irdischem Sinne vergeblich war. Sie muß ganz allein ihre Toten forttragen von den falschen Zeichen, unter denen sie fallen mußten — hin zu dem einen Zeichen, vor dem kein Leiden vergeblich ist. Nacht für Nacht und Tag für Tag müssen die Mütter und Frauen und Bräute, die verlassenen Väter ihre Toten umbetten; niemand hilft ihnen, und niemand weiß ein stärkendes Wort. Die Menschen wissen ja schon nicht mehr zu unterscheiden zwischen der Schande dieser Jahre und der Glorie der Entsagung, des Trauerns und Sterbens, die unter der Schande verborgen ist. Nun müssen die Verlassenen und Verwaisten ihre Gräber schützen: es gibt Opfer, die nicht befleckt werden können, eine Würde des Leids, an die keine Schande rührt. Aber diese Opfer, diese Schande bleiben unsichtbar. Denn nun ist die Stunde gekommen, da die Legenden des Ruhmes fast alle zerfallen und es endlich offenbar ist, daß der Mensch allein vor Gott stirbt und sich alles damit entscheidet, daß er sein Leben — und sei es unter verhaßtestem Zwang —

dennoch als ein Freier zurück in Gottes Hände gibt. Die jetzt und hier in Wahrheit trauern, haben den Ruhm überlebt, an dem sich Völker berauschten durch alle Zeiten ihrer Geschichte; sie sind weise geworden über der unsäglich-lichen Mühe, mit der sie ihre Toten der Vergewissheit entrissen haben und sie ihr noch immer entreißen müssen. Wann werden sich die Beter an ihre Seite stellen? Wird noch einmal eine Zeit kommen, da das Volk sie nicht mehr allein läßt, da es von ihrer Weisheit lernt und in ihrer Würde seine eigentliche Würde, die letzte erreichbare, findet? Vielleicht ist es dann zu spät, und die einsame Trauer ist ausgelitten: die Toten wurden unter das Kreuz getragen, und auch die so lange einsam Gebliebenen ruhen unter ihnen, und Friede ist über allen. Dann könnte es aber zu spät für das Volk sein; denn nur am Beispiel wahren Leidens, gefasster Trauer könnte es zu sich selber finden und zu einer Haltung, die würdig wäre seiner namenlosen Not. Was frommen solchen Müttern und Vätern Vorwürfe irgendwelcher Art, mit denen sich so viele hinwegzuhelfen suchen! Was könnten ihnen noch Träume bedeuten, derengleichen nach dem ersten Kriege auftauchten und die da und dort wieder die Jugend verwirren möchten! Die einsame Trauer macht ernst mit dem Wort: „Stecke dein Schwert in die Scheide“; sie borgt sich keine Fahne mehr, mit der sie sich täuschen könnte. Heldentum: das ist das innerlichste; der nur selten mitgeteilte Entschluß eines Menschen, vor Gott zu leiden, aus Liebe; es bedeutet die vorbehaltlose Beugung unter das Kreuz.

Ehre allen, die ihr Haus nicht verlassen mögen: sie sind unsere wahre Ehre. Sie tragen unser Geschick. Ihre Einsamkeit mit ihren Toten ist wohl so groß, daß sie sie kaum mehr bewältigen können. Und wie ihnen niemand beisteht, kein Wort sie erreicht, machen sie die Erfahrung, daß sie einen größeren Raum betreten müssen, freilich auch einen verborgenen Raum. Ihr Leid stellt sie mitten in die Zeit und Welt und bannt sie ihnen fest. Sie müssen trauern für alle, opfern für alle, so wie ihre Toten es auch getan haben. Wo so viel Schmach, so viel Leichtfertigkeit, so viel Unwürde ist, da müssen sie ihren Schmerz anlegen wie eine Rüstung. Und während das Volk, das sich im Götzentempel der Macht vor falschen Zeichen erniedrigt hat, sich zwischen den Trümmern wieder und wieder erniedrigt — indem es sich beschimpft, statt sich anzuklagen, sich verleugnet, statt sich unbarmherzig zu prüfen, bezichtigt und verdächtigt, statt sein Gewissen zu erforschen — da können nur die Trauernden an den Gräbern sich erheben. Indem sie sich entschließen, zu sühnen, nehmen sie die Last, die heilige Forderung der Stunde auf. Indem sie gegen die entsetzliche Drohung der Vergewissheit ihren Glauben stellen, diesen Glauben, der das Werk, das rastlose Tun ihrer Liebe ist, gewinnen sie den neuen Glauben, nach dem die Stunde drängt. Und mehr und mehr wird ihr Trauern zum Beten. Es ist im Grunde nur das eine Wort: „Ich weiß, daß du meine Toten gerufen hast, mein Herr und Gott, du König furchtbarer Majestät. Deine heilige Stimme tönte über die unreinen Stimmen der Menschen hinweg. Und meine Toten, die den unreinen Stimmen gehorchen mußten, haben deine Stimme gehört. Vielleicht ist es erst in den letzten Augenblicken geschehen, vielleicht auch früher, von Anfang an. Du warst es ja, der die Welt erschüttert hat, eh der Todesrausch über sie kam. In deine Macht fällt alles zurück. Nun erweise uns die Gnade, mit deinem Sieges-

zeichen die Zeichen zu verdrängen, die Menschen über Gräber setzen — und schmücke auch die Gräber, die niemand kennt, und alle Stätten echten Leids, wahrhaftigen Opfers mit diesem Zeichen! Draußen betrügen sich die Menschen um die Gnade des Leids. Du hast mich in die Wahrheit gerufen. Du hast mir den Schmerz geschenkt, der sich nicht betrügen kann. Dein Reich breitet sich nahe heran. In einem jeden Augenblick kann die Schranke fallen und das Unausdenkbare geschehen, daß ich bei dir bin. O laß auch die andern erkennen, wie furchtbar nahe dein Reich ist, die Heimat der Toten! Um meines Leides willen, wenn dieses Leid dich bitten darf: erleuchte die Welt! Laß das Volk und die Völker sehen, wie du sie heimsuchst! Laß sie endlich den Mut finden, zu leben in der Wahrheit vor dir!“

Aber es ist vermessen, der einsamen Trauer ihre Gebete nachsprechen zu wollen. Dieser Gebete ist kein Ende: sie sind ja das Leben und Trauern selbst. Auf diesen Gebeten, auf den Opfern, die an Gräbern gebracht werden, ruht aber vielleicht all unsere Hoffnung. Wir können die Trauernden nicht entbehren; wir möchten sie bitten, noch unter uns zu bleiben. Denn wenn unter der Gnade die Gescheicke sich wenden können, so um ihretwillen. Keine Gefahr ist überwunden, keine Not behoben, der Abgrund ist nicht versiegelt und schlimmer noch: die Herzen sind nicht gereinigt, die Gedanken sind nicht in Gedanken des Friedens umgewandelt worden, der Glaube ist nicht gefestigt, die Heimsuchung nicht angenommen. Dem gewaltig aufsteigenden Unheil steht vielleicht allein die Gebetsmacht der Trauernden gegenüber; dem Frevel, der Leichtfertigkeit aller die Sühne derer, die am tiefsten verwundet worden sind. Und noch einmal: Ehre dem Schweigen, Ehre der Herzensnot. Ehre aber auch denen, die sich verhüllen möchten, weil der geschändete Name sie brennt und sie keine Genugtuung sehen! Sie sollen nicht ohne Trost bleiben: die eigentliche Würde dieser Stunde ist im Schmerz, der sich verbirgt.

# Erlenhaide

## AM MÜRITZSEE

Die Blätter der Erlen  
So festlich geschmückt,  
Obwohl keine Perlen  
Des Taus sie beglückt?

Auf jeglichem Runde  
Zu drein oder vier  
Auf grünendem Grunde  
Blinkt blauer Saphir.

Es haben die Güsse  
Der vorigen Nacht,  
Die himmlischen Flüsse  
Die Zierde gebracht,

Die blitzenden Käfer,  
Die blauen, geweckt,  
Die ehdem als Schläfer  
In Puppen gesteckt.

Da weichten die harten  
Umhüllungen auf.  
Zu Ende das Warten!  
Sie kamen zu Hauf.

Sie kamen zu Hundert,  
Zu Tausenden schier.  
Beschau nur verwundert  
Das hübsche Getier:

Tiefdunkle Tröpfchen  
Auf jeglichem Blatt  
Gleich niedlichen Knöpfchen.  
Sie essen sich satt

Am Laub, da sie sitzen;  
So nagen sie fein  
Durchsichtige Spitzen  
Gleich Mustern darein

Und zieren die Blätter  
Zu vier oder drein  
Im sonnigen Wetter  
Mit Edelfenstein.

Otto Freiherr von Taube

## Die politische Stimmung in Großbritannien heute

Der Erdrutsch in den Parlamentswahlen des vorigen Jahres war eine außerordentliche Überraschung — und doch keine Überraschung.

In den schwarzen Tagen von 1940 ging ein großer Gemeinschaftsgeist durch die ganze Nation. Dieser Geist wurde durch den engeren Kontakt der verschiedenen Gesellschaftsklassen in hohem Maße gestärkt, die zum erstenmal in der Geschichte tatsächlich in so nahe Berührung kamen, daß einer vom anderen sah, wie dieser „arme Schlucker“ lebte. In der Armee, in der viele wichtige demokratische Reformen durchgeführt worden waren, als England noch nicht ahnte, daß es eines Tages seine Kräfte auf einer größeren Basis denn je würde mobilisieren müssen, wurde der engere physische Kontakt weitestgehend hergestellt. Die Mobilisierung der Zivilbevölkerung aller Klassen, die auf dem Land, in den Fabriken und den wichtigen öffentlichen Diensten arbeiteten, war ein zweiter bedeutungsvoller Faktor; und das Zusammensein des Tages wurde nachts in den öffentlichen Luftschutzkellern erneuert. Die Evakuierung der Mütter und Kinder durch den Staat brachte die Einwohner der großen Städte und das Landvolk zusammen, eine Begegnung, die für beide heilsam war.

Ende 1940 konnte man bereits erkennen, daß in der Gesellschaftsordnung Großbritanniens ein bemerkenswerter Wechsel vor sich gehen würde. Überall begannen die Menschen nach der Haltbarkeit einiger ihrer liebsten Anschauungen zu fragen. Sie fühlten die Notwendigkeit weitreichender sozialer Änderungen und Reformen. Aber — vordringlich war zunächst der erfolgreiche Abschluß des Kampfes gegen die Tyrannen.

Langsam, als das Kriegsglück sich zu Großbritanniens Gunsten zu wenden begann, machte in den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten sich eine unvermeidliche Tendenz bemerkbar, zu der früheren Isolierung zurückzukehren. Aber die Tendenz hatte ihre Grenzen, denn die Maßnahmen der Regierung zur Mobilisierung aller Kräfte der Nation waren zu umfassend, um den Luxus einer solchen Rückentwicklung zu gestatten. Immerhin blieb die Tendenz bestehen, für das persönliche Leben in den einzelnen Gesellschaftsschichten zu den alten Formen zurückzukehren. Zum Beispiel war es nicht länger nötig, die Nacht in öffentlichen Luftschutzkellern zu verbringen, denn die deutsche Luftwaffe kam nicht mehr.

Die große Mehrzahl fühlte sich lediglich erleichtert, daß man nicht mehr in die Keller gehen mußte. Sicherlich war sie sich gar nicht darüber klar, wie wichtig das Durcheinandermischen der verschiedenen Gruppen für die gesellschaftliche Weiterentwicklung war, das durch die Besuche der deutschen Bomberformationen verursacht worden war. Der Autor hat nicht den Wunsch, die Wichtigkeit der Situation zu übertreiben. Immerhin ist kein Zweifel, daß sie einmalig war. Wenn wir den Fall von Groß-London betrachten, einem Gebiet,

das die Hauptschläge der deutschen Angriffe zu tragen hatte, können wir unterstellen, daß ein Viertel der Bevölkerung von Großbritannien (ca. 10 Millionen Menschen) nicht für eine längere Zeit auf diese Weise so eng auf dieser Basis zusammengebracht werden kann, ohne daß sich daraus gewisse soziale und politische Konsequenzen ergeben.

Mit dem Fortschreiten des Krieges und der geringeren Gefahr einer Invasion begann unter den weniger bemittelten Bevölkerungsteilen die Klage laut zu werden, daß die „Versprechungen“ vergessen seien, die in den schwärzesten Tagen des Krieges gemacht worden seien, und daß „alles sein würde wie vorher“.

Daß solche Dinge gesagt wurden, ist kein Wunder. Der Krieg hatte viel zu lange gedauert. Seine Fortführung hatte schwere Anforderungen an die Nation gestellt; das Volk hatte genug von Einschränkungen und Entbehrungen und von all den Hindernissen, die der gesunden Entwicklung einer Gemeinschaft im Weg standen. Man war sich darüber klar, daß viele der verwaltungsmäßigen und wirtschaftlichen Maßnahmen, die sich während des Krieges zwangsläufig ergeben hatten, nicht automatisch außer Kraft treten konnten, wenn der Feind endlich seine Waffen niederlegen würde. Die allgemeine Ansicht war, daß es nötig wäre, bei der ersten Gelegenheit mit der schwierigen Umstellung auf eine Friedenswirtschaft zu beginnen, da dies ein Prozeß sein würde, der sich erheblich in die Länge ziehen mußte.

Die britische Arbeiterpartei hat gewiß keine Zeit verloren, diese Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen. Nach einigen unmißverständlichen Warnungen erklärte sie unverzüglich, daß sie nicht die Absicht habe, das Leben der Churchill'schen Koalitionsregierung (die tatsächlich eine konservative Regierung mit einigen wenigen sozialistischen Ministern als Konzession an die Gewerkschaften war) weiter zu verlängern. Die Churchill-Regierung hatte auf jeden Fall bereits eine zu lange Amtszeit. Es war Zeit, „das Volk zu befragen“.

Die Konservative Partei versuchte, die Labourpartei davon zu überzeugen, daß man wenigstens bis zur Beendigung des Krieges gegen Japan die Koalitionsregierung im Amt belassen sollte. Es besteht kein Zweifel, daß dieser Wunsch der Konservativen mehr als ein einfacher Wunsch, im Amt zu bleiben, gewesen ist. Die Arbeiterpartei blieb jedoch hart; die folgenden Ereignisse haben bewiesen, daß sie ihren Augenblick gut gewählt hat.

Nachdem entschieden worden war, daß die Nation wählen würde, gürten die verschiedenen politischen Parteien ihre Lenden und schlugen die Schlacht der Diskussionen. Es war jedem klar, daß das Waffenarsenal der Labourparty mit scharfen Pfeilen angefüllt war (in dieser Hinsicht ist die Partei, die nicht regiert, immer im Vorteil); und die Arbeiterpartei verstand es, ihre Waffen zu gebrauchen. So tat z. B. James Griffiths (nun Minister für Sozialversicherung) in seiner Rundfunkansprache an die Nation der Arbeiterpartei einen unschätzbaren Dienst. Seine leidenschaftslose, eindrucksvolle und überzeugende Feststellung der Zustände in der britischen Kohlenindustrie fand große Sympathie und auch in Kreisen, die weit über die der engeren Partei hinausgingen, Zustimmung. Durch diese Ansprache wurde die Frage der „Nationalisierung“ der Bergwerke aus der Sphäre sozialistisch-kapitalistischer Polemik herausgehoben: sie

wurde eine Frage technischer Leistungsfähigkeit und eine Frage des Gemeinwohls.

Die Liberale Partei verlor ebenfalls keine Zeit, ihre Waffen zu schleifen. Eine weitreichende (und sehr kostspielige) Kampagne wurde organisiert, und man hoffte, eine glänzende Wiederauferstehung zu erleben. Die Wahlen aber haben gezeigt, daß der Ruhm tatsächlich vergangen ist. Immerhin muß ehrlich festgestellt werden — ehe die Wahlresultate bekannt waren, gab jedermann den Liberalen große Chancen.

Die kleine, aber energische British Communist Party zeigte sehr viel Klugheit, als sie sich entschied, der Arbeiterpartei in allen Wahlkreisen sich nicht entgegenzustellen, in denen eine kommunistische Opposition die Stellung der Linken schwächen konnte. Die von den Kommunisten erreichten Erfolge waren redlich verdient, denn in dieser Wahl bewiesen sie eine Fähigkeit, die eines weniger verlorenen Zieles würdig gewesen wäre.

Die Konservativen hatten ehrliche Zuversicht, daß sie wieder gewählt werden könnten. Hatten sie nicht einen unerhörten Vorteil, denn sie hatten Winston Churchill, einen der größten Staatsmänner aller Zeiten? Die Wahl hat natürlich gezeigt, auf welch falschen Grund sie ihre Hoffnungen aufgebaut hatten.

Es ist kein Zweifel, daß der Sturz der Konservativen Partei wesentlich sanfter gewesen wäre, wenn sie den Geist besser verstanden hätte, der durch die britische Nation ging. Ohne Zweifel machte sie sich maßgebender taktischer Irrtümer schuldig.

Der Hauptirrtum war wohl der Versuch, die unbegrenzte Bewunderung der Nation für Churchills Gaben für Parteizwecke auszunutzen. Churchill selbst zeigte sich in verschiedenen Teilen des Landes: es war ein Triumphzug; überall wurde er mit Begeisterung empfangen — aber als der große Führer des Krieges, nicht als der Führer der Konservativen Partei. (In seinem eigenen Wahlkreis wurde er wieder gewählt, sehr zur Genugtuung der ganzen Nation.)

Der Unterschied, den das britische Volk zwischen „Churchill A“ und „Churchill B“ machte, wird außerhalb Großbritanniens nicht immer richtig verstanden. Der Autor hat häufig die Ansicht gehört, daß britische Volk hätte Churchill wieder als Premierminister wählen müssen, nur um seine Dankbarkeit zu beweisen. Eine solche Ansicht zeigt einen fundamentalen Irrtum in der Beurteilung britischer demokratischer Methoden. Ein demokratischer Staat kann es sich nicht leisten, Einzelpersonen in Regierungämter einzusetzen lediglich, weil man ihnen für ehemalige Dienste zu Dank verpflichtet ist. Auf jeden Fall wählt das britische Volk nicht einen Premierminister. Nach dem Grundsatz der Mehrheitswahl wählt das britische Volk eine bestimmte Partei; und nach bestimmten Prinzipien bildet die mit den Stimmen der Mehrheit gewählte Partei eine Regierung. Die grundlegende Entscheidung wurde bedingt durch folgendes: die Konservative Partei, von Winston Churchill geführt, bot einen Ausblick, der die Mehrheit der Wähler nicht länger ansprach. Der von der Labourpartei gebotene Ausblick aber tat es. Und bisher sieht es so aus, als ob das britische Volk mit seiner Entscheidung zufrieden ist.

Die Stimmung des britischen Volkes in dieser Beziehung wird am prägnantesten durch Mallalieu, Abgeordneten für die englische Fabrikstadt Huddersfield, wiedergegeben, der in seinem Tagebuch schreibt:

„Mittwoch: Fast den ganzen Tag mit dem Sanitätsbeamten verbracht. Besuch im städtischen Entbindungsheim — hell, warm, behaglich. Mütter bleiben hier 14 Tage nach der Entbindung, genießen für sich und ihre Säuglinge alle erdenkliche Pflege, einschließlich selbstangewandter Narkose während der Wehen; Brutapparate für Babies unter dem Normalgewicht. Kostenpunkt — drei Pfund Sterling für 14 Tage. Das ist nationaler Gesundheitsdienst, wenn wir **f o r t s c h r i t t l i c h** sind.

Besuch in der Tuberkulose-Heilstätte. Veraltete Kücheneinrichtung, geborstene Wände, schlechte Entwässerung, alles schmeckt nach 15 Jahren falscher Sparsamkeit, die das Geld der Steuerzahler schonen sollte. Das ist nationaler Gesundheitsdienst, wenn wir **k o n s e r v a t i v** sind.“

(Es ist nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß Mallalieu einen Vergleich gezogen hat zwischen konservativ und fortschrittlich und nicht zwischen Konservativen und Sozialisten.)

Ein zweiter ernster Irrtum, den die Konservative Partei beging, war der, das britische Volk von seinem eigenen Wunsch nach wichtigen sozialen und politischen Reformen dadurch abschrecken zu wollen, daß man es vor der Gefahr eines zu intensiven Sozialismus warnte, der zu guter Letzt nur zu einer Uniformierung des Volkes und zu einem Polizeistaat führen müßte. Das ausgezeichnete, aber irreleitende Buch von Hayek „Der Weg in die Knechtschaft“ (das wenig Menschen außerhalb eingeweihter Kreise gelesen haben), wurde eifrig herangezogen, um ihre Argumente unter Beweis zu stellen. Das britische Volk war durch eine solche inspirierte Uneigennützigkeit nicht beeindruckt. Es war nicht in der Laune, mit sich scherzen zu lassen.

Die Ergebnisse der Wahl zeigten, daß, zu guter Letzt, das britische Volk die „Versprechen“ von 1940 nicht vergessen hatte. Der Autor ist einer von denen, die glauben, daß die Wahl mehr als nur eine Wahl war. Sie war der Anfang einer großen sozialen Revolution.

Die Arbeiterregierung übernahm ihr Amt als Erbe eines schwer verschuldeten Staates. Die Schwierigkeiten, vor denen Britannien steht, sind bereits allgemein bekannt. Es wird völlig genügen, hier einige der hauptsächlichen Punkte zu skizzieren:

1. Während des Krieges war Großbritannien gezwungen, seine ausländischen Guthaben zu verkaufen, um die Kriegskosten zu finanzieren. Erst als Großbritannien nicht mehr in der Lage war, weiter in bar zu zahlen, konnte der verstorbene Präsident Roosevelt das Leih- und Pachtgesetz einführen (die britische Nation wird Roosevelt dafür immer Dank wissen). Durch das Leih- und Pachtgesetz konnte Großbritannien unentbehrliche Güter einführen und dies unter Voraussetzungen, die sowohl für Großbritannien als für die amerikanische öffentliche Meinung tragbar waren. (Es ist zufälligerweise nicht allgemein bekannt, daß Leih und Pacht eine gegenseitige Angelegenheit war und daß für eine beträchtliche Zeit die britische Leih- und Pachtlieferungen die amerikanischen überstiegen. Trotz allem besteht kein Zweifel über die Tatsache, daß amerikanische Leih- und Pachthilfe für Großbritannien und andere Länder die größte Tat generöser Hilfe war, die es in der Geschichte gegeben hat.)

2. Großbritanniens Wirtschaft war so direkt und aufs höchste angespannt auf Kriegsleistungen gerichtet, daß wichtige Exportmärkte aufgegeben werden mußten. (Man hoffte, nur vorübergehend.) Großbritannien steht nun vor der Notwendigkeit, nicht nur die aufgegebenen überseeischen Märkte wiederzugewinnen (oder befriedigenden Ersatz dafür), sondern seinen Export weit über das Ausmaß von 1939 zu vergrößern. Vor dem Krieg war Großbritannien ein Land, das Kredite gab, heute ist es ein Land, das Schulden hat.

In seinen Bemühungen, die Exportmärkte wiederzugewinnen, ist Großbritannien ernstlich durch einen Mangel an Rohstoffen behindert, durch Mangel an Schiffsraum und Mangel an gelernten Arbeitern. (Viele wichtige Arbeiter sind immer noch im Heeresdienst, in verschiedene Teile der Welt verstreut.)

3. Als Ergebnis der großen Verschiebung der Bevölkerung und der Schäden, die durch deutsche Luftangriffe (Luftwaffe, V 1 und V 2) entstanden, leidet Großbritannien an erheblichem Wohnraumangel. Tatsächlich ist die Beschaffung von Wohnraum einer der wichtigsten Punkte der Innenpolitik geworden: das Schicksal der augenblicklichen Regierung kann leicht davon abhängen, wie sie mit diesem Problem fertig wird. Immerhin wird allgemein verstanden, daß die Situation sehr schwierig ist. Es besteht ein beklagenswerter Mangel an Nutzhölzern und anderem Baumaterial (das meiste davon muß importiert werden); und auch hier besteht Mangel an geschulten Arbeitskräften.

Unabhängig von diesen Faktoren ist das Wohnproblem in England ein so großes, daß eine Lösung nicht privaten Unternehmungen überlassen werden kann. Es muß ein ausgeglichener nationaler Plan sein, nach dem gearbeitet wird, und solch ein Plan kann nur von der Regierung aufgestellt werden. Die Frage des Landbesitzes steht im Vordergrund des Problems. Dies Problem muß geordnet werden, aber es muß in einer Weise geordnet werden, die möglichst wenig soziale Störungen verursacht. Daher kann eine einfache Enteignung nicht vorgenommen werden.

4. Die Landfrage ist außerdem von entscheidender Bedeutung für die Zukunft der britischen Landwirtschaft. Der vorhandene Boden muß zum größten Nutzen der ganzen Nation ausgewertet werden. In Hinsicht auf die kritische Welternährungslage allein muß Großbritannien für die nächsten Jahre dafür sorgen, daß ein Maximum an Lebensmitteln auf seinem eigenen Boden produziert wird. Selbst wenn die Ernährungslage nicht kritisch wird, müßte Großbritannien immer noch die gleiche Politik betreiben, denn es hat nicht genügend Devisen, um im gleichen Ausmaß wie vor dem Krieg Lebensmittel von Übersee zu importieren. Die derzeitige Regierung muß mit der Tatsache rechnen, daß sie dem britischen Volk für eine beträchtliche Zeitspanne eine einfache Diät verordnen muß. Derartige Einschränkungen pflegen nicht dazu zu führen, daß eine Regierung populär wird.
5. Zu Anfang des Krieges wurden die britischen Industrien in höchstem Maße für Kriegszwecke umgestellt. Die Wiederumstellung dieser Industrien auf Friedensproduktion ist schwierig.

Die Situation wird dadurch kompliziert, daß Großbritannien selbst wenig Rohstoffe hervorbringt; und der Import von Rohstoffen ist sowohl durch die Knappheit (tatsächlich das Nichtexistieren) ausländischer Werte und die Knappheit an Schiffsraum beeinträchtigt; aber der erstere Grund ist der weit wichtigere. Großbritanniens wirtschaftliche Wiederherstellung wird daher langsam und unter Schmerzen vor sich gehen, es sei denn, es könnte erhebliche Anleihen von anderen Ländern erhalten mit einem Exportüberschuß jener Waren, die es am nötigsten braucht.

Solche Anleihen würden Großbritannien in die Lage versetzen, den Zeitraum industrieller Wiederherstellung zu verkürzen. Zu guter Letzt wird natürlich der gute Wille des britischen Volkes, zu arbeiten, und die Leistungsfähigkeit der britischen Industrien eine Hauptrolle in der Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten Großbritanniens spielen. Das britische Volk ist sich darüber klar, daß gewisse britische Industrien altmodisch organisiert sind und modernen Ansprüchen nicht genügen. Eine Verbesserung von irgendwelcher Bedeutung setzt ein Schema der Nationalisierung voraus. Das britische Volk erwartet von der Regierung, daß dieses Programm mit einem Minimum an sozialen Reibungen durchgeführt wird. Man darf nicht vergessen, daß immerhin eine sehr starke Minderheit des britischen Volkes orthodoxen sozialistischen Nationalisierungen ablehnend gegenübersteht. Oder, um genauer zu sein: eine kleine Minderheit der Nation (hauptsächlich Konservative) steht im schärfsten Gegensatz zu jeder Nationalisierung; eine andere und wesentlich größere Minderheit ist gegen radikale Sozialisierungen, da sie ihnen zu unwiderruflich und infolgedessen als eine im höchsten Maße gefährliche Maßnahme erscheinen. Sie stimmen mit den Sozialisten völlig überein, daß eine Art gemeinschaftlicher Kontrolle für gewisse Industrien notwendig ist. Die Brücke zwischen den beiden Gesichtspunkten dieser zwei Gruppen wird durch eine außerordentlich wertvolle Synthese gebildet: die Regierung wird nach Durchstaatlichung und nicht nach Verstaatlichung streben. Das bedeutet in der Praxis ungefähr, daß in einer bestimmten Fabrik eine wirksame Kontrolle durch eine Kommission ausgeübt werden wird, deren Mitglieder der Leitung, den Arbeitern, der Regierung und gewissen öffentlichen, aber nicht offiziellen Körperschaften angehören.

6. Als Ergebnis des Krieges ist der Lebensstandard Großbritanniens scharf bergab gegangen. Die Kaufkraft ist durch die schwere Last der Steuern herabgesetzt. Alle überflüssigen Verbrauchsgüter und zusätzliche Annehmlichkeiten verschwanden mit wenigen Ausnahmen. Viele der Einschränkungen und Opfer werden für eine beträchtliche Zeit weiter aufrechterhalten werden müssen. Knappheit an Gebrauchsgütern und Rationierung der Lebensmittel wird die unbeeinträchtigte Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen; denn, trotz allen guten Willens, wird das britische Volk einer Regierung im äußersten Maße kritisch gegenüberstehen, die Einschränkungen auch nur einen Augenblick länger als notwendig aufrecht erhalten wird. Zugleich ist aber das britische Volk keineswegs blind gegenüber den Tatsachen der gegenwärtigen Lage; vor allem ist es sich darüber klar, daß harte Arbeit nötig sein wird, um zum Lebensstandard der Vor-

kriegsjahre zurückkehren zu können. Aber das Land hat der Regierung nicht nur den Auftrag gegeben, diesen wünschenswerten Zustand wieder herzustellen, sondern zusätzlich für eine durchgreifende Erweiterung der sozialen Fürsorge einzutreten. Wenn ein solches Programm realisiert wird — und es wird nicht über Nacht realisiert sein — hat das britische Volk vor sich eine Zeitspanne großer Anstrengungen mit wenig sofortigen Belohnungen.

\*

So viel über die Tagesprobleme des britischen Volkes. Das Bild ist ernst genug. Glücklicherweise ist die politische Situation in Großbritannien heute wesentlich vernunftgebundener als die Mehrzahl der Menschen sich vorstellen kann. Betrachten wir diese Situation nun von einem anderen Gesichtspunkt.

In der Zeitspanne, die unmittelbar auf die Wahlen folgte, waren die Konservativen alles andere als ihrer Rolle sicher. Sie taumelten noch unter dem harten Schlag, der ihnen ausgeteilt worden war. Auf den Bänken der Opposition im Unterhaus herrschte eine gewisse Tendenz, jede Gelegenheit zu suchen, um die neue Regierung in Verlegenheit zu bringen, anstatt die Pflichten einer verantwortungsbewußten Opposition zu erfüllen. Aber diese Tendenz dauerte nur ganz kurz, und die Lage ist erheblich geklärt worden (vermutlich durch den Einfluß von Anthony Eden und einiger anderer führender Mitglieder der Konservativen Partei). Man darf nicht vergessen, daß die Konservativen genau so ein Teil der britischen Gemeinschaft sind wie jede andere politische Partei: Auch sie sind von dem neuen Geist, der sich im Lande ausgebreitet hat, angerührt worden. Es wäre im äußersten Maße töricht, die britischen Konservativen als reaktionär abzutun. Sicherlich neigt eine gewisse Anzahl unter ihnen (hauptsächlich die älteren Vertreter) dazu, nach rückwärts zu blicken, anstatt nach vorwärts. Aber ihr Einfluß in der Partei schwindet rapide. Die Macht in der Partei geht nun auf die jüngere Gruppe über, die weitestgehend darüber informiert ist, daß hier wesentlich größere Werte als rein politische auf dem Spiele stehen. Auf jeden Fall hat sich die generelle konservative Einstellung in den letzten Jahren grundlegend geändert. Eine zufällige Illustration: der Jahresbericht über die Generalversammlung der Aktienbesitzer einer großen privaten Elektrizitätsgesellschaft in einem bedeutenden industriellen Distrikt. Die Illustration ist um so interessanter, als solche Versammlungen keinerlei Anlaß haben, ihr Mißfallen über eine Regierung zu verhehlen, die sich der Entwicklung privater Unternehmerinitiative entgegenstellt.

Der Vorsitzende sagte, nachdem er der Versammlung mitgeteilt hatte, daß das vorangehende Jahr erfolgreich gewesen sei:

„Es ist üblich, daß ich in diesem Augenblick einiges über unsere zukünftigen Aussichten sage, aber, da wir nun unter der Drohung der Sozialisierung und Nationalisierung stehen, werden Sie verstehen, wie schwierig es in diesem Jahr ist, irgendeine Voraussage zu machen, besonders da die detaillierten Pläne der Regierung noch nicht verkündet worden sind.“

Die elektrische Versorgungsindustrie beansprucht mit Recht, eine der leistungsfähigsten und fortschrittlichsten im Lande zu sein, und unsere Gesellschaft ist keine Ausnahme. Während des Krieges war die elektrische Versorgungsindustrie in der Lage, alle an sie gestellten Forderungen zu erfüllen, und die Rekordleistung der Industrie im Kriege war eine derartige, daß sie im Mai 1945 eine Danksagung vom damaligen Minister für Brennstoff- und Kraftversorgung erhielt. Die Industrie ist sich darüber klar, daß sie nicht stillstehen darf, sondern unentwegt Vergrößerungen und Verbesserungen durchführen muß ... Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie schnell in die Tat umgesetzt werden können, wenn die jetzigen tüchtigen Direktionen beibehalten werden.

Die Nationalisierungspläne der Regierung müssen bekämpft werden ... in jeder legalen Weise, und Sie können sicher sein, daß die Interessen der Aktienbesitzer sorgfältig vertreten werden."

Daß die derzeitige Regierung darauf bestehen wird, eine ziemlich umfassende Sozialisierung durchzuführen, ist sicher. Aber in diesem Punkt wird die Regierung genötigt sein, sowohl vorsichtig als auch energisch vorzugehen. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man die verschiedenen Richtungen in Großbritannien zu guter Letzt zu verstehen suchen.

Zuerst muß darauf hingewiesen werden, daß die britische Labourpartei nicht einfach eine Arbeiterpartei ist. Tatsächlich ist die Arbeiterpartei nicht eine Sozialistenpartei (als welche sie offiziell beschrieben wird), sondern eine sozialistische Partei. Die Mehrzahl des britischen Volkes wählte die Labourpartei, nicht weil die Mehrheit plötzlich zu Sozialisten geworden wäre (davon kann keine Rede sein), sondern weil die Labourpartei am nächsten an die augenblicklichen politischen Bedürfnisse des britischen Volkes herankam. Die Wahrheit ist: das britische Volk bewegt sich im Augenblick auf eine soziale und wirtschaftliche Gesellschaftsform zu, die weder kommunistisch - totalitär, noch faschistisch - totalitär ist: sie entwickelt sich in Richtung auf eine revolutionäre und daher unbekannte Gesellschaftsform.

Es wäre verkehrt anzunehmen, daß die britische Nation bewußt diese Richtung eingeschlagen hat. Tatsächlich kann es sogar bezweifelt werden, daß mehr als eine Handvoll Menschen in England eine mehr als unklare Vorstellung von den möglichen Folgen hat, die sich aus der sozialen Revolution ergeben können, die gerade jetzt erst beginnt. (Die Situation ist noch durch wichtige stillschweigende Folgerungen für diejenigen europäischen Länder erschwert, die zur Zeit dem marxistischen Kommunismus (oder die derzeitige Interpretation dieser Doktrin) als die einzige Alternative betrachten zu der faschistischen Reaktion.

Der Drang nach Radikalismus war für viele Jahrhunderte ein Teil des britischen Nationalcharakters. Die Möglichkeiten und Begrenzungen des Kommunismus sind durch Jahrzehnte hindurch in England eifrig diskutiert worden. Die Gefolgsmänner von Wat Tyler, dem Führer des Londoner Proletariats

am Ende des 14. Jahrhunderts, hatten als ihre Parole ein Lied, in dem das hartnäckige Bestehen auf der grundsätzlichen Gleichheit aller menschlichen Wesen nichts zu wünschen übrigläßt.

„Als Adam grub und Eva spann,  
Wer war da der Edelmann?“

Das britische Volk ist sich dieser edlen Tradition des Radikalismus bewußt. Jedoch wird der marxistische Kommunismus auf die überwältigende Mehrheit des Volkes niemals einen großen Eindruck machen, trotz der allgemeinen Bewunderung dessen, was die Sowjetunion erreicht hat, und trotz der Leiden des russischen Volkes. Im Zusammenhang mit den speziellen Verhältnissen des nachrevolutionären Rußland hat der Kommunismus sehr große Erfolge zu verzeichnen; aber der politisch reife Teil des britischen Volkes vermutet, daß diese Erfolge sehr wohl einer Reihe von Faktoren zu verdanken sind, unter denen der Kommunismus nur einer ist.

Das britische Volk hat längst erkannt, daß Kapitalismus eine Sache der Vergangenheit ist. Wenn man das als Tatsache annimmt, ist die Frage, die oben an steht: wohin soll unser Weg von hier aus führen? Und wenn das britische Volk gezeigt hat, daß es sich durch den Kommunismus nicht sehr angezogen fühlt, hat es ebenso unmißverständlich bewiesen, daß jede Art von Faschismus keine annehmbare Grundlage ist. Ja, wenn wir eine Wahl treffen müßten, würde der Kommunismus unbedingt vorzuziehen sein. Man fühlt, daß, selbst wenn Kommunismus und Faschismus letztlich zum gleichen Endergebnis führen können, insbesondere zu orientalischer Erstarrung, die Quellen des Kommunismus edle sind, während die des Faschismus unbestreitbar böse sind.

Glücklicherweise ist die Wahl, vor der das britische Volk steht, nicht auf diese beiden Formen beschränkt. Dunkel fühlen wir, daß wir uns unbekannten Formen des sozialen Lebens tastend nahen; wir fühlen, daß die Menschheit dabei ist, einen gewaltigen Schritt vorwärts zu tun (es ist höchste Zeit!).

Grundsätzlich ist Kommunismus ein Versuch, das Problem der ungerechten Verteilung materieller Güter zu lösen. In der Praxis hingegen verlangt er einen Grad politischer Uniformierung, gegen den der Instinkt der britischen Nation rebelliert. Kommunismus setzt außerdem einen Mangel an materiellem Wohlstand voraus, zu groß, um die Bedürfnisse aller Mitglieder einer bestimmten Gemeinschaft zu befriedigen. Bis heute war wirtschaftliche Ungleichheit eine absolute Realität, und daher schien vielen der weniger Glücklichen der Verlust „bürgerlicher Illusionen“ von Freiheit ein geringer Preis für eine soziale Struktur, die eine Abschaffung der Ungleichheit versprach. Ohne die edlen Quellen des Kommunismus verkleinern zu wollen, wagt der Autor vorauszusagen, daß die Welt eines Tages für die westliche Grundhaltung dankbar sein wird.

Es ist nun einfach, zu erklären, daß die neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen uns die Gewißheit geben (sofern nicht die Menschheit verrückt ist), daß wir in greifbarer Zukunft und vielleicht noch zu Lebzeiten vieler, die heute schon leben, in eine Zeitspanne solchen materiellen Reichtums eintreten

werden, der unsere augenblicklichen Ideen von Besitz und Eigentum, territoriale Grenzen und ähnliches als puren Unsinn erscheinen lassen wird.

Aber es ist höchste Zeit, daß die zivilisierten Völker anfangen, sich geistig für ihre große Gelegenheit vorzubereiten. Es ist höchste Zeit und von größter Wichtigkeit, daß sie ihre Vorurteile für veraltete politische und wirtschaftliche Formen aufgeben, denn die menschliche Rasse ist jetzt endlich in der Lage, ihre Fähigkeiten voll zu entwickeln. Weigern wir uns, die Gelegenheit zu ergreifen, dann kann das nur mit der Vernichtung der Zivilisation enden. Werden die zivilisierten Völker in diesem entscheidenden Augenblick versagen? Ist das deutsche Volk bereit, seinen eigenen Beitrag zu leisten? Daß britische Volk fühlt, daß Deutschland der Welt Wiedergutmachung schuldet, denn im kritischen Augenblick stürzte es die Welt in Finsternis, im Bestreben, seine eigenen selbstsüchtigen Ziele zu erreichen. Ist das deutsche Volk jetzt bereit, seinen Platz als einer der wahren Kulturträger auszufüllen?

In England hat man einen Anfang gemacht, obwohl die große Mehrheit des Volkes sich gar nicht bewußt ist, was vorgeht. Die Regierung fühlt mit Recht, daß sie den Auftrag des Volkes in einem einzigartigen Augenblick der Geschichte der Nation erhalten hat. Aus diesem Grunde wird sie im äußersten Maße vorsichtig sein müssen, um nicht den Versuch zu machen, irgendeiner politischen oder sozialen Richtung eine endgültige Form zu geben. Das Funktionieren der konservativen Opposition hat konservativ zu sein, anstatt torykapitalistisch. Wenn sie diese Aufgabe weise erfüllt, hat die Konservative Partei bestimmt eine große Zukunft. Ihre Warnung an die Nation wegen der Gefahren, die in einer übertriebenen Planwirtschaft liegen könnten, war etwas mehr als ein Wahlschlagwort oder ein „reaktionäres Manöver“, wie wir heute zugeben.

In der Außenpolitik sind Großbritanniens vordringliche Hauptaufgaben wie vor der Wahl, die Bande der Freundschaft mit der Sowjet-Union und den Vereinigten Staaten zu stärken — ohne Vorurteil gegen offene Sprache von irgendeiner Seite — und ihren vollen Beitrag zum Erfolg der UNO zu leisten. Die gesamte britische Nation wünscht heiß, diese Ziele zu erreichen, denn wir wissen, daß dies nicht nur Frieden bedeutet, sondern den Anfang einer neuen Weltordnung.

Was hier über die tiefere Bedeutung der augenblicklichen politischen Stimmung in Großbritannien gesagt worden ist, soll nicht dazu dienen, die Tatsache zu verschleiern, daß im Augenblick die Mehrheit des Volkes begreiflicherweise mit Tagesproblemen und -sorgen beschäftigt ist. Und es ist gut, daß es so ist, denn der Gärungsprozeß, der gerade jetzt in der Tiefe britischer Geister angefangen hat zu arbeiten, braucht seine Zeit, um an die Oberfläche zu kommen. Denn die kulturelle und politische Entwicklung der britischen Nation ist immer mehr eine Angelegenheit gesunden Instinkts gewesen als eines selbstgefälligen, aber gefährlichen Intellektualismus. Diesen langsam wirkenden Prozeß irgendwie zu behindern, könnte mit einer Katastrophe enden. Sich selbst überlassen, kann dieser Gärungsprozeß viel schneller zu einem sichtbaren Resultat führen, als irgend jemand heute für möglich hält. Aber einer Sache können wir letztlich gewiß sein ... in England ist etwas im Gange!

## Das wiedergeborene Frankreich

### I.

Der Begriff Europa ist heute wie morgen niemals ohne seinen Wesenskern Frankreich denkbar. Deshalb kommt die Tatsache, daß Frankreich seinen gebührenden Platz unter den Alliierten eingenommen hat, einem Siege des europäischen Gedankens und Seins gleich. Somit wird es, solange es noch ein Europa gibt, notwendig und nützlich sein, seinen Blick immer wieder auf das Land eines Descartes, Pascal, Voltaire und Bergson zu richten, ganz abgesehen also von seiner heute vornehmlichen Aktualität.

Die Substanzvernichtung, sowohl materiell wie geistig, mit der Frankreich zwei Weltkriege in einer Generation bezahlen mußte, ist nicht mehr meßbar. Die Berge der Trümmer aller Art sind ebenso hoch, wie die Asche mancherorts tief ist. Aber aus dieser Asche, dieses alte Bild sei noch einmal gestattet, steigt ein Phönix gleich ein neues, wie uns scheinen will, geläutertes Frankreich.

Im Gegensatz zum ersten Weltkrieg hatte Frankreich diesmal verhältnismäßig wenig Tote, jedenfalls so wenig, daß es, gemessen an den deutschen Verlusten, den bisher nicht aufgeholten napoleonischen Aderlaß, wodurch es biologisch dem östlichen Nachbarn unterlegen wurde, nunmehr wettgemacht hat. Weiter sind, es klingt wie ein Wunder, seine Produktionsstätten im wesentlichen trotz des „totalen Krieges“ erhalten geblieben. Und neben den meisten Städten blieb vor allem Paris, als Lichtblick des Kontinents, auf den die Welt ohne Kummer schauen darf, bestehen.

Diesen erfreulichen Feststellungen steht das Meer von Leid gegenüber, das durch die „Exode“, das millionenstarke Flüchtlingsheer des Kriegsbeginns, durch die weitgehende Zerstörung Nord-, Nordostfrankreichs und Elsaß-Lothringens und durch die Millionen Kriegsgefangener und Deportierter hervorgerufen wurde. Es steht ihnen auch die abgefeimte und imperialistische Ausbeutungspolitik gegenüber, die hinter der zynischen Fassade eines „großzügigen“ deutschen Waffenstillstandsvertrages mit sehr viel Aufwand an Intelligenz und Arbeit von den Großbritanniern der Industrie, des Auswärtigen Amtes und der Militärs — um ganz zu schweigen von den Schamlosigkeiten der Parteistellen — durchgeführt wurde. Zu all diesem Leid gesellte sich noch eine geistige Verwirrung im Inneren, die im Verlangen nach Autorität zur Diktatur strebte. In Frankreich die Demokratie über Bord zu werfen, das Rad der Geschichte zurückzudrehen und Gesetze in dem für französische Ohren ganz und gar aufreizenden Ton zu beginnen: „Wir, Philippe Pétain, verordnen, was folgt . . .“ — das ist die Sünde wider den Heiligen Geist Frankreichs, die nicht vergeben werden kann. Das ist ein ebensolcher Hohn auf die französische Vergangenheit wie die Auslieferung politischer Flüchtlinge, denen das „freie“ Frankreich zehn Jahre früher Asyl gewährt hatte, genau so wie die Unterwerfung französischer Bürger unter die sogenannten „Rassengesetze“ der Barbaren . . .

Doch alles wandte sich schließlich zum Guten, und man ist versucht, an Moltkes Wort zu denken: „Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und in der Entwicklung führt er auch durch verlorene Feldzüge zum Ziel.“ Ein Volk, das wie das französische derartig sicher auf einem selbsterworbenen Kulturfundament ruht — dem Fundament des Abendlandes —, das kann sich nicht verlieren. So setzt es nun, mit neuen Segeln und neuem Wind, seine Fahrt zu den alten, unverbrüchlichen Zielen fort.

Der Steuermann, der das Staatsschiff aus höchster Seenot in ruhigere Gewässer führte, war der Panzergeneral Charles de Gaulle. Er ist kein General Boulanger, der die Rache predigte, und kein General Mac Mahon, der die Bourbonen wieder inthronisieren wollte, sondern in ihm und um ihn hat die Republik gesiegt. Der sichere Weg, den er Frankreich wies, war nicht leicht, er führte durch tiefe Täler, Täler der Entsagung und des Leids, und deshalb nicht zum blinden, sondern wie sich im folgenden zeigen wird, zum einsichtigen Sieger. In Frankreich weiß man, daß schwere Erlebnisse und opferreiche Taten nicht um ihrer selbst willen zählen, sondern die Waagschale des Geschehens sich nur positiv dem zuneigt, der etwas Neues daraus erstehen läßt.

## II.

Es gab viele Franzosen und fast ebenso viele Strömungen unter ihnen, die nach der anfänglichen Niederlage den Kampf um Frankreich und damit um Europa fortsetzen wollten. Sie sammelten sich sowohl in Nord-Afrika, wie in England, Kanada, den Vereinigten Staaten und dem Maquis — das war die Wildnis, waren die Berge, wohin sich die Freiheitskämpfer flüchteten, um sich dann schließlich dort zu organisieren. Wer hätte es wohl gedacht, daß sich diese Vielfalt von Freiheitskämpfern eines Tages unter einem vom Volke gewählten Staatsoberhaupt zusammenfinden würde? Damit erschöpften sich die Formulierungen von der Generalsclique, der Sozialistengruppe, der Gewerkschaftsverschwörung oder dem „rein kommunistischen Maquis“. Schließlich waren alle im Maquis, wo sich zunächst, um der Deportation nach Deutschland zu entgehen, Studenten, kommunistische und sozialistische Arbeiter sammelten. Und wie man jetzt erfährt, waren dort auch von Anfang an junge katholische Kreise und Ideen vertreten, ja, sie waren sogar offensichtlich einer der Grundpfeiler der Widerstandsbewegung. Dadurch hat sich jener Katholizismus, für den es kein utilitaristisches Paktieren mit dem Würgengel Nazismus gab, das Anrecht auf die Rolle erworben, die er im neuen Frankreich spielt, keineswegs eine Rolle als Dogma, auch nicht als Kirchenmacht, sondern als geistig-seelische Grundhaltung, als soziales Gewissen und Nächstenliebe. Sogar der französische Kommunismus gibt sich manchmal den Anschein, als suche er innere Beziehungen zum Katholizismus herzustellen, wobei auf urchristliche Tendenzen zurückgegriffen wird.

Wie alles, so war auch der Katholizismus in Frankreich sehr erneuerungsbedürftig. Bisher wurde die soziale Kirche durch eine aristokratische und besitzende überschattet, also durch jene Kreise, die sich um das Vichy-System geschart hatten. Es war darunter jene, nicht kleine Bürgerschicht, die sich katholisch gab, um auf diese Weise ihre Geldsäckel und Renten zu sichern,

weil angeblich die Kirche den bestehenden Zustand der Inferiorität der Massen als „gottgewollt“ zu festigen suchte. Sie, und mit ihnen ein Teil des Klerus, hatten die sozialen Warnungen der verschiedenen Päpste überhört, insbesondere die Klage Pius XI. aus dem Jahre 1932 über „jene Unordnung und das ungerechte, mangelnde Gleichgewicht, dank dessen man die Reichtümer der Nationen in den Händen einiger weniger sieht, die den Weltmarkt zu ihrem Nutzen und zum größten Nachteil der Massen regeln“.

In diesem Sinne ist in den letzten Jahren eine Entscheidung gefallen. Die jungen, sozial gerichteten katholischen Kreise haben sich eindeutig durchgesetzt. Es ist sicher kein Zufall, daß die früher größte Partei in Frankreich, die Partei des besitzenden Bürgertums, die Zufluchtsstätte des „Monsieur Chauvin“, die radikal-soziale, an der Widerstandsbewegung keineswegs führend beteiligt war und bei den Neuwahlen zugunsten der Sozialisten und der neugegründeten linkskatholischen Partei dezimiert wurde. Mehr noch, man kann sagen, daß der Kapitalismus aller Schattierungen auf der Strecke blieb und in und mit der Widerstandsbewegung die „Volksfront“ siegte, weil an ihrem Anfang eine große, die führende geistige Idee unserer Zeit, die soziale, stand und sie von da aus handeln konnte und nicht genötigt war, für ihr Handeln erst eine Idee konstruieren zu müssen.

Dieser Prozeß vollzog sich natürlich nicht reibungslos, und er ist auch noch keineswegs abgeschlossen. Die Unterhaltung mit jungen Franzosen aus dem Maquis zeigt vielmehr — wen könnte das wundern in einem so zerrütteten Europa und nach Jahren des Nomadenlebens? — eine große Verwirrung der Gefühle und Vorstellungen. In dem, was sie nicht wollen, sind sie genau so klar, wie unklar darüber, was sie wollen. Sie lehnen das „wie schon gehabt“ ab, d. h. die Vorherrschaft der Hochfinanz und einer berufsmäßigen Politikerclique. Daraus resultiert, auch auf Grund der militärisch straffen Führung, der sie sich in den letzten Jahren fügten, eine Abneigung gegen das Parlament und eine Sehnsucht nach Autorität, die aber nicht autoritativ werden dürfe. Der Sinn für die Gefährlichkeit der Macht in der Hand von Menschen, zumal in der Hand eines Einzelnen, liegt ihnen im Blut. Wie aber das eine tun und das andere lassen? Nun, da geläuterte, geistige Führer vorhanden sind, hat die gewiß nicht vollkommene, aber für die Menschheit immer noch beste Lösung, das demokratische System, sich durchgesetzt, und die Jugend lernt, die Folgerichtigkeit dieser Entwicklung einzusehen. Die Stellung zum Staat ist unzweifelhaft: er ist für das Volk da, und nicht umgekehrt. Aber die Stellung des Einzelnen wird sehr diskutiert. Gewiß, mit dem krassen Individualismus geht es nicht, aber die Vorgänge der letzten Jahrzehnte haben auch die Gefahren des Gegenteils sehr sichtbar gemacht. Daher die Scheu vor dem Wort „Gemeinschaft“. Soll der Einzelne nur für sie arbeiten, durch sie seine Daseinsberechtigung beziehen, soll er nur ein Teil des Ganzen und kein Eigenteil sein? Nicht aus dem Rationalismus, nicht aus dem Liberalismus eines Montesquieu, sondern aus der christlichen Welt holt man sich die Argumente dagegen und betont, daß die Gemeinschaft durch und für das Individuum gebildet wird, das vornehmlich einem höheren, nicht irdisch bestimmten, in ihm ruhenden sittlichen Gesetz zu folgen habe. Temperamentvoll erklärte ein junger Fran-

zose: „Die überwundene Sklaverei der Feudalherren und später der Hochfinanz wollen wir nicht gegen die des Kollektivs eintauschen.“

### III.

Diese Vorgänge in den Kulissen haben natürlich ihre greifbaren Auswirkungen auf das Stück gehabt, das Frankreich jetzt auf seiner Bühne aufführt. Dieses Bild ist gerade bei Frankreich erlaubt, wo der Staat und damit erst recht die Regierung dem Volk derart untergeordnet ist, daß ganz unabhängig von dem „Stück“, das sich auf der politischen Bühne jeweils abspielt, der Begriff „Frankreich“ als ein immanentes, man möchte fast sagen, der materiellen Faßbarkeit entrücktes Gebilde über den allzu menschlichen Vorgängen schwebt. Nun geht es mit dem Staatsapparat wie mit den Anzügen: bei schlechtem Wetter ist man weitaus mehr darauf angewiesen als bei gutem, und mag der Schneider noch so vortrefflich gearbeitet haben, sie nutzen sich ab und sind dann erneuerungsbedürftig, sei es durch Flicken, Kunststopfen oder durch Anschaffung eines ganz neuen Anzuges. Dieses Gefühl entstand auch in Frankreich, und man konnte sich lange Zeit nicht entscheiden, welchen Weg der Erneuerung man gehen müsse. Diese Entscheidung wurde dadurch erschwert, daß jene besitzende Schicht, die die III. Republik beherrschte und im wesentlichen in der radikal-sozialen Partei ihren Hort fand, durch die Entwicklung und die Neuwahlen tödlich getroffen wurde. Sollte die neue Schicht einfach in deren Staatsanzug hineinschlüpfen? Oder sollte man sich einen ganz neuen, unter Verlagerung der Exekutivgewalt von dem Parlament auf den Staatschef, zulegen? Letzteres lag den „neuen Männern“ gar nicht so fern, aber es wirkten auch altbewährte Parlamentarier — an deren Spitze die aus deutschen Konzentrationslagern heimgekehrten Léon Blum und Edouard Herriot — mit, so daß ein Zuviel des Alten oder Neuen vermieden wurde. Als wichtigstes dürfte das Zweikammersystem fallen, womit der Senat, dem man ein verknöchertes, stets retardierendes und wenig sozial gesinntes Wesen nachsagte, verschwände. Im Zusammenhang mit solchen Erwägungen über das demokratisch-parlamentarische Funktionieren der Staatsmaschine muß man auch den Rücktritt General de Gaulles als Staats- und Regierungschef verstehen. De Gaulle war es als Soldat und Politiker gewöhnt, seine Entscheidungen ohne langes Befragen von Parlamenten und ohne Widerrede zu treffen. Seine Bedingung hieß immer nationale Solidarität, also Kabinett der großen Koalition. Er haßte das Parteienspiel und zog dessen Wiederherstellung den Rücktritt vor. Frankreich respektierte, bei voller Würdigung der unvergleichlichen Verdienste dieses Generals für sein Vaterland, diesen Schritt. Félix Gouin wurde mit 497 von 555 Stimmen zu seinem Nachfolger gewählt. Der fünfundsiebzehnjährige Rechtsanwalt und sozialistische Abgeordnete der Bouches-du-Rhône seit 1924 hat in der Widerstandsbewegung eine große Rolle gespielt und war schon Präsident der Beratenden Versammlung in Algier während der Besetzung des Mutterlandes. Er bildete ein Kabinett aus drei Parteien, in dem die Sozialisten mit 9, die Linkskatholiken und die Kommunisten mit je 7 Mitgliedern vertreten sind. Gouin selbst nahm neben der Präsidentschaft das Ministerium für nationale Verteidigung, der Linkskatholik Bidault behielt das Außenministerium, und der Parteisekretär der Kommunistischen Partei,

Maurice Thorez, wurde Vize-Ministerpräsident ohne Geschäftsbereich, genau so wie der Linkskatholik Francisque Gay. Gouin bekannte sich zu dem für einen alten Parlamentarier mutigen Ausspruch, er sei für Frankreich nicht nur bereit, sein Leben, sondern auch seine Popularität zu opfern. Nüchtern spricht er deshalb in seiner Regierungserklärung von dem Defizit von 309 Milliarden Franken, der Gefahr einer Inflation, der Notwendigkeit schärfster Einsparungen aller militärischen, zivilen und Verwaltungsausgaben sowie der fehlenden Aussicht auf Erhöhung der Brot-, Fleisch- und Kartoffelrationen. Neben den Problemen der Wirtschaft, Währung und Finanzen auch noch das der neuen Verfassung bei einem so heterogen zusammengesetzten Kabinett zu lösen, dürfte ein Meisterstück sein. Bei der von den Sozialisten beantragten Herabsetzung des Heeresbudgets von 200 Milliarden Franken auf 100 Milliarden (de Gaulle hatte schon eine Senkung von 20 Prozent als untragbar bezeichnet und zur Vertrauensfrage gemacht) kam es schon zu großen Schwierigkeiten. Die Linkskatholiken sind sich nicht einig, die Kommunisten, insbesondere deren Rüstungsminister, sind dagegen, und der Generalstab selbstverständlich auch, der sich in seinen Forderungen nicht häufig von der äußersten Linken unterstützt sah. Sicherlich werden in vielen Punkten nur Übergangslösungen zustande kommen, um die für den Monat Mai festgesetzten Neuwahlen für das Parlament nicht zu belasten. Bis dahin regiert die am 21. Oktober 1945 gewählte Verfassungsgebende Nationalversammlung, der man von vornherein, um sie zu beschleunigtem Arbeiten zu zwingen, nur eine siebenmonatige Lebensfrist eingeräumt hatte.

Aber alle Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten können an der Tatsache nichts ändern, daß die Volksfront in Frankreich gesiegt hat, die im Jahre 1935 geboren wurde und anschließend durch die sozialen Maßnahmen der sozialistischen Regierung Léon Blums einen damals drohenden Bürgerkrieg ersparte. In dem am 14. Juni 1935 verkündeten Volksfront-Manifest hieß es: „Wir schwören, zusammenzubleiben, um die demokratischen Freiheiten zu verteidigen, damit die Arbeiter Brot, die Jugend Arbeit und die Welt den Frieden erhält.“ Das ist auch heute noch das Programm, und die Kreise, die vor zehn Jahren die Volksfront stützten, stehen auch jetzt noch hinter ihr, nur trat die linkskatholische Partei an die Stelle der radikal-sozialen, obwohl auch diese mit ihrem zusammengeschrumpften Bestand der Volksfront treu blieb.

Auch in Frankreich ist heute die Politik sicher keine dankbare Aufgabe. Es bestehen derartig viele Anteilsrechte an dem Sieg, daß es bis zur endgültigen Gestaltung eines Friedens noch unübersehbare Hindernisse geben wird, die für Frankreich auf außen- wie auf wirtschaftspolitischem Gebiet einfacher zu nehmen wären, wenn es allein entscheiden könnte. Außerdem hungert das französische Volk noch, und es fehlt nach wie vor an manchem Nötigen des Alltags. Die Brotrationierung, die dank der Hilfe aus den USA vorübergehend aufgehoben werden konnte, mußte bis zum Anschluß an die neue Ernte wieder eingeführt werden. Kein Wunder, daß der wirtschaftliche Wiederaufbau eine Hauptsorge der Regierung ist, gerade weil er nach der völligen Ausbeutung der französischen Wirtschaft durch die Deutschen überaus schwer ist. Auf Einzelheiten der Wirtschaftsreform einzugehen, würde hier zu weit führen; als große Linie zeichnen sich die gleichen Forderungen ab, die schon 1936 durch

die Volksfront-Regierung formuliert worden waren, an der Spitze: die Brechung der Machtstellung von Hochfinanz und Großindustrie. Die vielen Interventionen der Großbanken gegen die Linkskabinette, besonders deutlich 1935 und 1936, das Zusammenwirken der Finanzwelt, der Industriellen und des aktienbesitzenden Bürgertums gegen das Gesetz vom 11. August 1936, das die Verstaatlichung der Fabrikation von Kriegsmaterial anordnete, aber nicht erreichte, und die unheilvolle Rolle, die so manche große und kleine Kapitalisten in der Vichy-Zeit gespielt hatten, sind nicht vergessen. All das nährt heute die Strömungen, die aus Frankreich einen antikapitalistischen Staat machen wollen.

Die Banque de France und sechs weitere Großbanken wurden verstaatlicht, ein Teil der großen Wirtschaftsunternehmen und Rüstungsindustrien folgte oder soll noch folgen. Der allzu ausgedehnte und verteuernde Zwischenhandel wird beschränkt, um den Ersterherpreis der Landwirte gerechter zu gestalten. Der Franken, der nicht zuletzt durch die deutsche Ausschöpfung des französischen Etats den Boden unter den Füßen verloren hatte, wurde auf über die Hälfte abgewertet und mit Unterstützung der angelsächsischen Staaten der internationalen Währung angeglichen, was jedoch der Schwarze Markt noch nicht zur Kenntnis nahm.

Festgelegte Programme gibt es in dieser Hinsicht nicht. Es wird viel improvisiert, um schließlich die beste Lösung für die Enthronisierung des liberalen Kapitalismus zu finden, ohne einem monopolistischen Kapitalismus zum Opfer zu fallen. Als Endziel ist auch daran gedacht, der Arbeiterschaft Einfluß auf die Lenkung und die Gestaltung der Wirtschaft zu geben.

Frankreich ist sich bewußt, daß es diese bei ihm schon 1935 begonnene Revolution heute im Gleichschritt mit dem europäischen Wandlungsprozeß vollzieht. Und ist es ihm gelungen, an fast allen wichtigen Punkten im Inneren Fachleute zu haben, so ist es sicher auch kein Zufall, daß der stellvertretende Vorsitzende der französischen Waffenstillstandsdelegation für Wirtschaft von 1940/41, der klardenkende, hervorragende Finanz- und Wirtschaftssachverständige von internationalem Format, Couve de Murville, heute einen maßgeblichen Einfluß im Quai d'Orsay hat.

#### IV,

Bei der Betrachtung der Bedeutung Frankreichs für Europa wurde in der Vergangenheit mit den Modeworten statisch und dynamisch viel Unfug getrieben, wobei das erstere konstant auf Frankreich angewandt wurde. Dabei ist Frankreich, jenes immanente, wovon wir oben sprachen, das sich im Sinne des Maßes immer nach Gottes höchster Schöpfung, dem Menschen, richten wird, äußerst dynamisch. Welches Land war je „moderner“ — und zum Ausgleich dafür auch oft rückständiger? Insofern hat Talleyrand recht behalten, daß die Gedanken der Mehrzahl der intelligenten Zeitgenossen nach stärkerem oder schwächerem Hin und Her schließlich unfehlbar die öffentliche Meinung ihres Zeitalters bestimmen. So ließe sich eine Entwicklungslinie von der großen französischen Revolution bis auf unsere Tage aufzeichnen und damit zusammenhängend jene Wirkung von innen nach außen. Denn noch immer hat ein Staat, wenn er mit Nachdruck eine zeitgerechte Umformung der soziologischen Schichtung unterstützte, den Weg zu neuen Freiheiten und einer

besseren sozialen Ordnung gebahnt, beides Voraussetzungen für sein Ausstrahlungsvermögen nach außen. Diese Ausstrahlung aber ist das tiefste Geheimnis der französischen Außenpolitik, die, von innen her belebt, wie wir gezeigt haben, auch im Rahmen der Vereinten Nationen wirksam zur Geltung kommt. Manchmal ist das so deutlich wie bei der Konferenz der Vereinten Nationen in London, wo der Vorschlag gemacht wurde, für alle Völker die „Menschenrechte“ neu festzulegen, jene Menschenrechte, die von den gewaltigen Vätern der Großen Revolution 1789 in Paris verkündet wurden und die 1946 im Schoße des verfassungsgebenden Ausschusses der französischen Nationalversammlung als Inhalt der neuen Verfassung der IV. Republik eine Wiedergeburt erleben.

Aber es geht ebenso um die Neuordnung des Kontinents und insofern auch um die Zukunft Deutschlands, eine Zukunft, die Frankreich unmittelbarer betrifft als die anderen Großmächte, weil das Hemd einem jeden näher ist als der Rock. Zudem wurde von dem Unruheherd Deutschland der westliche Nachbar stets am schwersten betroffen. Sollte nach dem gewonnenen Kriege der Friede verloren werden, dann wäre Frankreich wieder der erste Leidtragende. So wiederholt sich die französische Forderung nach einer absoluten Garantie für die Sicherheit seiner Grenzen. Uns steht eine Stellungnahme zu der Verwirklichung dieser Forderung, die Sache der Vereinten Nationen ist, nicht zu. Aber wir dürfen einige grundsätzliche Äußerungen Frankreichs über sein künftiges Verhältnis zu Deutschland aufzeichnen, wobei wir hier bewußt nicht die Frage einer deutschen Zentralregierung berühren.

„Die Deutschen brauchen sich nicht zu beklagen, daß sie uns zu Nachbarn haben und unserer Kontrolle unterstehen. Frankreich ist eine menschlich führende Nation, das französische Volk fähig, zu vergessen.“ Das sind die Worte des französischen Außenministers Bidault, des früheren langjährigen Herausgebers der katholischen Tageszeitung „La Croix“, der eine führende Rolle in der Widerstandsbewegung, dem Maquis, gespielt hat, und der als Führer des Aufstands bei der Befreiung von Paris als erstes seine Schritte in ein deutsches Lazarett lenkte, um den Verwundeten zu erklären, nach dem Kriege müsse eine neue Zeit im Verhältnis Frankreich—Deutschland beginnen.

Es wäre mehr als leichtfertig, anzunehmen, solche Äußerungen seien nur taktisch bedingt. In diesem zweiten Weltkriege hat ganz Frankreich erfahren, was es heißt, von Deutschen besetzt, und Millionen wissen, was es heißt, Kriegsgefangener im Reich zu sein. Dadurch hat Frankreich ein anschauliches Bild erhalten, wie man es nicht machen darf, sich aber auch an Vorgänge seiner eigenen reichen Geschichte erinnert, um sich zu vergegenwärtigen, was nicht alles von einer regierenden Schicht, mag sie revolutionär, imperialistisch oder verbrecherisch sein, im „Namen des Volkes“ verkündet und ausgeführt werden kann, während in Wirklichkeit das Volk ganz anders denkt. Damit soll nun hier keineswegs die Schuld Deutschlands für das Vergangene geschmälert werden. Es geht hier lediglich um die Erklärung dafür, daß der leider allzu begreifliche, aber nie in eine bessere Zukunft weisende Haß des französischen Volkes gegen das deutsche heute geringer scheint als nach dem ersten Weltkriege. Diese Feststellung kann nicht durch manche Vergeltungen des Gleichen

mit Gleichem, ausgehend von unmittelbar Betroffenen oder solchen, die nie etwas dazulernen, entkräftet werden. Unter Menschen geht es auch im negativen Sinne immer ein wenig allzu menschlich zu, manchmal sogar im alttestamentarischen Sinne: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wer wollte darob verzweifeln?

Auch die Deutschen verstehen heute das französische Volk besser. War nicht die Einwirkung des vorübergehend geschlagenen Frankreich auf den ephemeren Sieger Deutschland von viel größerer und nachhaltigerer Wirkung als umgekehrt? Jammerten die deutschen Militaristen nicht darüber, daß die französische Kultur alle Deutschen in Frankreich in ihren Bann schlage? Darf man nicht nach dem Grundsatz des „semper aliquid haeret“ sogar kleine Hoffnungen auf diese Rückwirkungen setzen? General de Gaulle hat selbst in vielen Reden, darunter einigen, die er nur vor Deutschen in der französischen Besatzungszone gehalten hat, zu dem Verhältnis Frankreich—Deutschland immer wieder betont, daß alles, was in der Vergangenheit noch so häßlich gewesen wäre, vergessen werden müsse; es gälte, sich gegenseitig zu verstehen und vorwärtsgerichtet einer neuen europäischen Zukunft entgegenzublicken — und so zu handeln. Sein Nachfolger, der Sozialist Gouin, hat dieser Auffassung nicht widersprochen. Wichtiger ist, daß ein Vertreter der französischen Sozialisten kürzlich auf einem Landesparteitag der Sozialdemokratischen Partei Groß-Hessens erklärte, seine Partei wolle in Frankreich den Haß systematisch abbauen und jeden Chauvinismus aufs schärfste bekämpfen.

Diese Haltung ist keine willkürliche Konstruktion, sondern entspringt dem Bedürfnis des französischen Volkes. Dessen Wunsch, sich mit dem Nachbarn zu vertragen, ihn zu verstehen und mit ihm in Frieden zu leben, war so stark, daß es der ganzen Anstrengung einiger führender Politiker bedurfte, um einen engeren Versuch dieser Art mit dem Nazi-Deutschland in den Jahren 1934 bis 1938 zu vereiteln, ein Versuch, der unabsehbare Folgen hätte zeitigen müssen. Es ist tragisch, daß das Deutschland der Weimarer Republik in dieser Hinsicht weniger guten Boden vorgefunden hatte, nicht zuletzt, weil die damalige französische und deutsche Großindustrie aus innerpolitischen, antisozialen Gründen die oft geplante Verständigungspolitik der Linksregierungen sabotiert hat.

Nun sind in ganz Europa von dem Vertrauen der breiten Massen getragene Regierungen am Ruder, die entschlossen sind, die Vorherrschaft des Kapitals zu brechen, um die Völker einer besseren, friedlicheren Zukunft entgegenzuführen. Deutschland liegt bedingungslos geschlagen am Boden, bereit, in der finstersten Lage seiner Geschichte den Versuch einer demokratischen Erneuerung, unter der Kontrolle seiner Sieger, zu wagen. Frankreich steht in einer Hinsicht genau an derselben Stelle, an der es nach dem ersten Weltkrieg stand: es zog aus, um den Angreifer zu besiegen und kehrte nach vielen Opfern mit den Siegerrechten, aber auch mit den Siegerpflichten beladen, zurück. Diese Pflichten bestanden und bestehen für Frankreich immer in seiner besonderen Mission gegenüber Europa, jenem Europa, das so wesentlich von dem französisch-deutschen Verhältnis bestimmt wird. Diese Mission schlug nach dem ersten Weltkrieg fehl, der Start zum zweiten Versuch scheint nicht schlecht vorbereitet zu sein . . .

## Politik und Hochschule

Es sind wohl besonders zwei Bedürfnisse, die der denkende Deutsche von heute stark empfindet; zum einen das reine Erkennen, das Streben nach dem möglichst Objektiven, das Verlangen nach dem Geistigen schlechthin, zum andern das Zurechtfinden in der Gegenwart auf Grund eines Urteils über die Vergangenheit und einer Einsicht in die Möglichkeiten der Zukunft. Beide Bedürfnisse schließen sich nicht aus, sondern ergänzen einander. Mag man das zweite vor allem ein praktisches nennen, so ist es darum doch ein geistiges Bedürfnis, das auch mit geistigen Mitteln zu befriedigen ist. Es hat seine volle Berechtigung, wenn auch das erstere das Primäre, das Umfassendere, das Tiefere ist.

Das neue Aufflammen eines starken Willens zur Erkenntnis, der bei uns nie ganz gefehlt hat, und der zähe Dienst in ihrem Bereiche würde unserm Volke den Auftrieb geben, dessen es, wie uns seine Geschichte lehrt, seiner Natur nach bedarf. Unsere Universitäten könnten dann wieder den Rang einnehmen, den sie einmal besessen haben. Aber es würde von vornherein den Anfang einer Fehlentwicklung bedeuten, wenn wir die Befriedigung des politischen Bedürfnisses im geistigen Bereich und damit in dem unserer Hochschulen vernachlässigen würden. Wir wollen uns, bis auf den Stamm zurückgeschnitten, wie wir sind, nicht in einen neuen Hellenismus verströmen, wie es uns viele heute wünschen. Das „Dichten und Denken“ schließt ja, solange es noch Wurzeln hat, die Sorge um Volk und Staat nicht aus, sondern hat sie weitgehend zur Voraussetzung. Wir müssen in politischen Handeln ganz von vorn anfangen, und es würde uns nichts schaden, wenn wir es mit dem politischen Denken ebenso hielten. Dabei wissen wir allerdings, daß unsere Hände gebunden sind und unser Kopf in seiner Wirkung beschränkt werden kann.

Wir sind — daran läßt sich nun nicht mehr deuteln — ein unpolitisches Volk, waren es und sind es auch nach Wiedererlangung einer gemeinsamen Staatlichkeit geblieben. Nicht daß bei uns keine Politiker geboren worden wären. Aber sie haben sich immer außerordentlich schwer getan und nicht die Männer gefunden, denen sie ihre Bälle hinwerfen und die sie aufgreifen konnten. Das lag daran, daß uns die geistig-politische Atmosphäre fehlte, ohne die sowohl das politische Denken wie das Handeln ins Leere fällt. Sie zu schaffen, ist die uns heute gestellte Aufgabe, die sowohl eine des zuchtvollen Denkens wie der Erziehung ist.

Es ist ein gewaltiges Gebiet, dessen wir geistig Herr werden müssen, wenn wir uns und unser Volk in Europa politisch wiederaufrichten wollen. Gewiß bestehen Zweifel, ob das überhaupt möglich sein wird, deren Gründe unabhängig von uns walten. Sicher ist aber eine Hingabe an solche Zweifel und der Verzicht auf jede Chance, die doch besteht, gleichbedeutend mit dem Willen zum Untergang. Worte scheinen zu schal geworden zu sein, um uns von ihnen emporreißen zu lassen. Das können nur feste Herzen, die, ohne sich irgendwelchen Täuschungen hinzugeben, das genügende Selbstvertrauen zu sich und unserem Volke haben und die zugleich sprechende Herzen sind.

Von dieser geistigen Arbeit sollte sich niemand, kann sich kein irgendwie führender Kopf ausschließen. Ein besonderer Anteil daran liegt den Wissenschaftlern, den Journalisten, den Erziehern, aber auch den Menschen des praktischen Lebens auf. Es ist einleuchtend, daß vorneweg und immer wieder eine präzise Denkarbeit geleistet werden muß. Somit fällt der Universität eine besondere Verantwortung zu. Ihre Haltung auf diesem Gebiete ist in Deutschland merkwürdig gewesen. Die Politik ist bei uns als Wissenschaft bisher nicht anerkannt. Die Hochschulen haben sie ängstlich von sich ferngehalten, weil sie argwöhnten, daß hier der Grundsatz der absoluten Objektivität verletzt und unnötiger Zwist in die eigenen Reihen getragen werden könnte. Diese Haltung entsprach eben dem Bilde, das man gemeinhin in Deutschland von diesem als etwas unsauber angesehenen Geschäft hat. Die Schrift, die Max Weber unter dem Titel „Politik als Wissenschaft“ nach dem Weltkriege veröffentlicht hat, ist ebensowenig auf fruchtbaren Boden gefallen wie die gleichzeitige C. H. Beckers über „Politik und Hochschule“. Da es keine eigene Disziplin gab, das Bedürfnis aber doch da und dort rege wurde, so haben schon vorher andere Disziplinen sich gelegentlich des Stoffes bemächtigt. Die Historiker Dahlmann und Treitschke haben eine Politik, Ranke hat „Die großen Mächte“, der Geograph Ratzel eine Politische Geographie geschrieben. Der Staatsrechtslehrer Georg Jellinek wollte seiner Allgemeinen Staatslehre einen zweiten Band mit dem Titel Politik folgen lassen. Nehmen wir die Sozialwissenschaft und die Wirtschaftswissenschaft hinzu, so sind damit die Disziplinen aufgezählt, die sich mit politischen Fragen besonders zu beschäftigen haben, die zu einer selbständigen politischen Wissenschaft im Verhältnis von Hilfswissenschaften stehen würden.

Die sogenannte Praktische Nationalökonomie ist Wirtschaftspolitik. Es wird als selbstverständlich angesehen, daß der Wirtschaftswissenschaftler sich mit der gegenwärtigen Wirtschaftslage beschäftigt und dazu Stellung nimmt. Dagegen ist bei uns niemand offiziell berufen, die Gegenwart auf ihre politischen und metapolitischen Kräfte, auf ihre Lage und auf ihre Beziehungen hin zu untersuchen, darzustellen und begreiflich zu machen. Die grundsätzliche Abneigung der Universität hat dazu geführt, daß die Politik dennoch anonym oder seltsam verhüllt eingedrungen ist. Die Bibliothek des Kieler Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr ist von vornherein nicht eine solche nur für Wirtschaftspolitik, sondern ganz allgemein für Politik gewesen. Seit dem Weltkriege sind bei uns Professuren und Institute für Zeitungswissenschaft gegründet worden. Der Name ist schlecht gewählt und sollte wohl auch diskriminierend wirken. Es darf angenommen werden, daß hier die Politik der Gegenstand der Arbeit gewesen ist, für die eine Kenntnis des Zeitungswesens unerlässlich war.

Sowohl das klassische Altertum wie das Ausland haben ganz anders darüber gedacht. Für die Franzosen sind die sciences politiques ein ebenso fest umrissenes Arbeitsgebiet wie für die Angelsachsen die political science. Das ist weder den Völkern noch den Hochschulen noch der Wissenschaft schlecht bekommen. Unsere Nachbarn verstehen überhaupt kaum unsere sorgenvolle Frage, ob Politik Wissenschaft und deshalb hochschulfähig sei. Die Universität soll die ganze geistige Welt umfassen. Da kann man nicht einsehen, warum das Politische davon ausgeschlossen sein soll, etwa weil sich mit Politik nicht

nur Forscher und Lehrer beschäftigen wie mit der Geschichte und Geographie. Es ist doch nicht nur bei der Politik so, daß sich mit ihr neben den Praktikern sowohl Gelehrte wie auch geistreiche Plauderer befassen können. Letztere haben oft Treffenderes dazu gesagt als mit wissenschaftlichem Rüstzeug überladene Bücher. Es kann jemand ein sehr tüchtiger Wissenschaftler sein und dabei doch gute Feuilletons schreiben. Und mancher politische Praktikus draußen ist später die Leuchte einer Universität geworden. Die Übergänge sind durchaus fließend. Mein hochverehrter Lehrer Wilkinson in Oxford war außenpolitischer Journalist zuerst am „Manchester Guardian“ und dann an der „Morning Post“ gewesen. Jahrelang hatte er sich als Vertreter seines Blattes in Berlin aufgehalten. Diese Tätigkeit hat ihn nicht gehindert, Bücher zu schreiben, die ihm die Berufung auf eine der angesehensten Professuren an All Souls eintrugen. Es gibt also keinen stichhaltigen Grund dafür, die Politik von der wissenschaftlichen Betrachtung auszuschließen. Dafür, daß sie an der Hochschule von Wissenschaftlern behandelt wird, hat diese selbst zu sorgen.

Die Wissenschaft der Politik hat sich mit allem zu befassen, was in der Gegenwart geschieht und nicht der Individualsphäre des Menschen angehört. Daß Wirtschafts- und Sozialpolitik bereits kanonisiert und zugleich spezialisiert sind, bemerkten wir bereits. Es ist derselbe Bereich des Politischen, mit dem sich der Ministerpräsident eines Landes praktisch zu beschäftigen hat. Während es sich hier jeweils um eine ad-hoc-Beschäftigung handelt, hat die Wissenschaft es grundsätzlich mit dem Ganzen und allen seinen Teilen zu tun. Die Auswahl liegt in der Hand des Wissenschaftlers. Politik ist vor allem Staatspolitik, das Handeln der großen und kleinen Mächte nach außen und im Innern. Die Akteure sind Menschen, die an ihre Gemeinschaften gebunden sind, einzeln und in Zusammenballungen. Sie werden von Willensmächten, von Einsichten, Überzeugungen, Glaubensinhalten, von geistigen Kräften, Strömungen und Bewegungen getragen, die ihrerseits wieder von Menschen oder durch Menschen bestimmt sind. Hat die Politik und deshalb auch die sie erkennende und wertende Wissenschaft in erster Linie mit überindividuellen Wesenheiten zu tun, so steht doch hinter ihnen neben der Gottheit immer der Mensch, das *zoon politicon*. Kurz gesagt beschäftigt sich die Politik als Wissenschaft mit politischen Persönlichkeiten und ihrem Handeln in der Gegenwart.

Dadurch grenzt sie sich von der Geschichtswissenschaft ab. Aber das ist nicht so klar und deutlich, wie es klingt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft ist die Gegenwart nur eine Idee. Wenn wir von unserer Gegenwart sprechen, so meinen wir damit unsere Zeit, die wir persönlich miterlebt haben und die uns deshalb gegenwärtig ist. Enger gefaßt rechnen wir vielleicht nur die Zeit seit dem letzten Epoche machenden Ereignis dazu. So war bis 1945 die Regimezeit, so ist jetzt die Zeit nach dem Waffenstillstand für uns Gegenwart. Dadurch kommen wir in Konflikt mit der Geschichte, die in diesem Falle mindestens das Recht hat, die Zeit bis zum Ende des Dritten Reiches für sich in Anspruch zu nehmen. Aber dieses Recht empfindet auch die Geschichtswissenschaft als diskutabel. Auf der Schule endete um 1900 die Geschichte mit der Errichtung des Hohenzollern-Reiches und die Literaturgeschichte sogar mit Goethes Tod, während die Universität bereits bis zu

Bismarcks Entlassung vorrückte. Ein Zeitpunkt kann also nicht die Trennungslinie zwischen den beiden Disziplinen befriedigend bestimmen, zumal selbstverständlich die politische Wissenschaft auch in die Vergangenheit hineingreifen muß. Wie bei allen benachbarten Wissenschaften sind die Abgrenzungen flüchtig. Eine Geschichte der politischen Theorien kann sowohl der Historiker wie der Politiker in Angriff nehmen. Ersterer beschäftigt sich als solcher mit dem Gewordenen. Er übersieht die Kontinuität und ihre Unterbrechungen. Er mißt am Ewigen. Er ist in der Lage, aus dem Erfolg oder Mißerfolg Rückschlüsse zu ziehen. Der politische Wissenschaftler befaßt sich dagegen mit dem Sein als einem Werdenden. Er muß versuchen, einem brodelnden Kessel auf den Grund zu schauen, sich aber hüten, der Pythia gleich ein Dreibein darüber anzubringen, sich darauf zu setzen und ihre Methoden anzuwenden. Er muß sich über seine Maßstäbe ausweisen und sich bewußt bleiben, daß alles immer noch anders kommen kann, als aus der Gegenwart zu schließen ist. Der Politiker steht in seinem Stoff, der Historiker über ihm. Aus diesen und anderen Unterschieden ergeben sich Verschiedenheiten in der Methode. Das Nebeneinander ist anders zu beurteilen als das Nacheinander. Wie die Quellen voneinander abweichen, so auch die Kritik an ihnen. Der Politiker schöpft vieles aus dem lebendigen Wort, aus Reden, Gesprächen und Berichten, die nicht nur für die Idee, sondern auch für die Persönlichkeit unmittelbar Zeugnis ablegen. Er muß sich durch den Urwald des heutigen Zeitungswesens seinen Weg hindurchschlagen, den er damit gleichzeitig für den Historiker bahnt. Ist es für den Historiker wünschenswert, den Schauplatz persönlich in Augenschein zu nehmen, auf dem sich die von ihm zu erforschenden „Werke und Tage“ abgespielt haben, so ist es für den Politiker nahezu unerläßlich, daß er sein „Milieu“ aus eigenem Augenschein und eigenem Hörvermögen kennt. Je weiter eine Zeitepoche als Objekt der Wissenschaft entfernt liegt, um so geringer werden die Meinungsverschiedenheiten der Forscher. Die Beurteilung der Gegenwart ist dagegen notwendig vielseitig. Neu hinzutretende Elemente bedingen Berichtigungen bisheriger Urteile. Deshalb sind die Studien politischer Wissenschaftler oft Schnellphotographien zu vergleichen, und die mündliche Wiedergabe von Arbeitsergebnissen hat ihre besondere Berechtigung. Besser als durch solche Angaben wäre der Unterschied zwischen der historischen und politischen Wissenschaft in Meisterwerken beider Disziplinen zu erkennen. Infolge unserer Unfruchtbarkeit in den letzten zwölf Jahren und überhaupt unseres Zurückbleibens auf dem Gebiet der politischen Wissenschaft fehlen uns geeignete Beispiele, die wir in der Literatur unserer Kriegsgegner wahrscheinlich entdecken würden, sobald sie uns zugänglich gemacht werden.

Politik nannten wir politisches Handeln. Die Extremisten verstehen darunter Zwingen durch Gewalt einerseits und künstlerisches Gestalten andererseits, nach dem Motto: „Politik ist die Kunst des Möglichen.“ Wir haben hier die bei anderen Völkern längst anerkannte These vertreten, daß die Politik auch wissenschaftlicher Betrachtung zugänglich sei und zugeführt werden müsse. Damit gehört die Politik als Wissenschaft auf die Universität als dem Hoch-

sitz aller Wissenschaften. Sie ist eine Disziplin so gut wie die Staatsrechtslehre, die die Lehre von der Statik im Staatsleben ist, während die Politik die Dynamik ins Auge faßt, oder wie die Wirtschafts- und die Sozialwissenschaft die eigentlich selbständig gewordenen Teile der Politik als Wissenschaft sind. Die Kinder sind hier eher in Erscheinung getreten als die Mutter. Es erhebt sich die Frage, welchen Platz die Politik als Wissenschaft im Aufbau der Universität einnehmen soll. Ihrer Beantwortung stellen sich dieselben Schwierigkeiten entgegen wie manchen anderen Disziplinen auch, wenn wir uns dessen auch vielleicht weniger bewußt sind, weil sie ihren kanonischen Platz haben. Genau so ist es mit der Wirtschafts- und mit der Sozialwissenschaft gegangen. An den meisten Universitäten gehörten sie früher der philosophischen Fakultät, heute wohl zumeist der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät an, die danach ihren Namen erhalten hat. Bei ihr ist deshalb auch der Platz für die Politik. Aber befriedigend ist er nicht. Das hängt damit zusammen, daß der Aufbau der Universität heute mehr nach logischen als nach technischen Gesichtspunkten erfolgt ist. Das wurde erst möglich, nachdem im Laufe des Prozesses der Spezialisierung die Philosophie ein Fach wie jedes andere geworden war. Früher waren die allgemeinen Wissenschaften, die die Grundlage für die theologische, juristische und medizinische Fakultät bildeten, in der Artisten-Fakultät zusammengefaßt. Hier würde auch die Politik ihren Platz gefunden haben. Die Auffassung, daß gewisse Gebiete der Wissenschaft den ersten Semestern aller Fakultäten zugewandt sein müßten, ist immer wach geblieben. Maßnahmen in dieser Richtung sind aber infolge des stärkeren Bedürfnisses des Brotstudiums und des falschen Gebrauches der akademischen Freiheit unwirksam geblieben. Das Bestehen einer rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Politik mit genau demselben Recht der philosophischen Fakultät zugehört. Vor einem Neubau der Universität müßten diese Fragen neu durchdacht und ihre Lösungen berücksichtigt werden.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß unsere Zeit für solch einen Neubau denkbar ungeeignet ist, wo wir das, was wir überhaupt noch besitzen, möglichst ungeschmälert durch die Not unserer Zeit hindurchbringen müssen. Ebenso ist der Hinweis stichhaltig, daß wir uns heute eine Vermehrung der Disziplinen des erforderlichen Aufwandes wegen nicht leisten können. Nun wird aber demnächst infolge der bestimmt zu erwartenden weitgehenden Schrumpfung unserer Staatseinnahmen ein solcher Neubau im Sinne einer Einschränkung auch gegen den besten Willen erforderlich werden. Daraus dürfen keine Torsos von Universitäten entstehen, sondern der quantitative Rückgang muß zu einer qualitativen Steigerung führen. Das ist um so weniger problematisch, je kleiner der Apparat ist, den die betreffende Disziplin braucht. Der Rahmen dieses Aufsatzes soll durch entsprechende Vorschläge nicht gesprengt werden. Es kommt alles auf den Schwung des Geistes an, der hier aus der Not eine Tugend macht. Die verstärkte Einführung des Politischen in die Universität, die schon nach 1919 gefordert wurde, ist dabei unabdingbar. Sie soll der Hochschule neben ihren alten Werten einen neuen hinzufügen.

Es ist selbstverständlich, daß heute nirgends ein neuer Lehrstuhl mit einem neuen Institut errichtet werden kann. Nun hat aber fast jede Universität einen irgendwie angeflickten Lehrstuhl oder Lehrauftrag mit einem mehr oder weniger großen Apparat, der das Politische von irgendeiner Seite, wenn auch getarnt, behandelt hat. Die Zeitungswissenschaft erwähnten wir schon; es gab auch eine Auslandswissenschaft und dergleichen mehr. Diese könnten zu der hier geforderten Zielsetzung emporgehoben werden, ohne daß sich etwas am Budget ändern müßte. Auch die Wissenschaftler werden ihre Opfer bringen müssen. Wenn, wie zu erwarten steht, vorübergehend zwei benachbarte Universitäten hier und da zusammengelegt werden, so müßte die Vertretung des Politischen an einem Orte ihren Sitz und an dem anderen auch ihre Wirkungsmöglichkeit haben. Trotz ihrer allgemeinen Bedeutung würde die Disziplin der wissenschaftlichen Politik ein Fach sein wie jedes andere auch. Aber sie hat jedem Studenten etwas zu bieten und zu sagen. Nur für bestimmte Lebensaufgaben empfiehlt es sich, sie besonders zu studieren. Dabei darf kein Mißverständnis aufkommen: es wäre lächerlich, nur daran zu denken, die politische Betätigung eines Mannes von der Erlangung eines universitären Berechtigungsscheins abhängig zu machen.

Der Student soll während der Jahre seiner Vorbereitung auf das Leben nicht nur von der wissenschaftlichen Seite der Politik berührt werden, sondern er soll auch in ihre Praxis eingeführt werden. In den Lebensgemeinschaften, die Studenten seit altersher auf deutschen Hochschulen gebildet haben, haben sie unter günstigen Verhältnissen mehr politisches Verhalten lernen können, als ihnen in der Regel zum Bewußtsein gekommen ist. Man lernt hier Anordnen und Folgen, sein Dasein freiwillig an das anderer binden, miteinander auskommen, den Altersgenossen auf seine führerischen Eigenschaften beurteilen, die dem Ehrgeiz gesetzten Grenzen erkennen, die Pflichten beachten, die das notwendige Korrelat der Rechte sind, geringere Werte zugunsten höherer opfern u. a. m. Diese Vorteile sind allerdings zunehmend durch schwere Nachteile aufgewogen worden. Wenn wir auch noch nicht wissen, welche Möglichkeiten für das Korporationswesen bei dem weitgehenden, berechtigten Mißtrauen dagegen bestehen, diese wichtige Erziehungsaufgabe möchte man in irgendeiner Weise der Universität weiterhin anvertraut wissen. Die beiden alten englischen Universitäten, die ihrem Volke so ausgezeichnete Politiker geschenkt haben, sind heute im eigenen Lande problematisch geworden. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß die Union Societies in Oxford und Cambridge unter dem Motto *Pro patria, dum ludere videmur* bei guter Führung eine ausgezeichnete Ausbildung der politischen Intelligenz bewerkstelligt haben. So etwas ist nicht übertragbar. Aber lernen könnten wir daraus, sowohl beim Unterricht wie bei der Betätigung im studentischen Sozialleben.

Der Goethesche Satz aus dem Wilhelm Meister „Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird“, gilt auch für unser Verhältnis zum Politischen. Was bei anderen Völkern vielfach *façons de parler* sind, machen wir zu Glaubenssätzen, deren Festhaltung als eine Charakterfrage angesehen wird. Wir wollen und können nicht aus unserer Haut heraus und sehen auch das Licht, das diese Schatten wirft. Dennoch sollten wir uns daran gewöhnen, manche politischen Pläne und

Meinungen, auch wenn sie noch so sehr mit dem Brustton der Überzeugung von sich gegeben werden, nicht zu ernst zu nehmen. Gewiß, an den Werten von Volk und Vaterland wollen wir uns nicht rütteln lassen, weder an der großen Idee noch an der kleinen heutigen Wirklichkeit. Aber wir sind nun einmal, vielleicht weil wir so spät zu diesen Werten gekommen und sie immer wieder in Frage gestellt sind, leicht geneigt, in jeder von der unserigen abweichenden Meinung eine Gefährdung dieser Werte zu sehen und dabei zu vergessen, daß viele Wege nach Rom führen. Wir sollen nicht über jede Meinung eines anderen oder einer politischen Gruppe einen roten Kopf bekommen. In der Politik soll bekanntlich der Kopf kühl und das Herz — auch gegen den anders denkenden Volksgenossen — warm bleiben. Das bedeutet nicht die Ausschaltung des nun einmal gegebenen politischen Kampfes, aber eine würdige Form für ihn. Die Hochschule könnte in diesem Sinne einen günstigen Einfluß ausüben. Der Unterricht und die natürliche Schulung in den studentischen Sozialgebieten müßten durch besondere politische Veranstaltungen planmäßiger ergänzt werden, als das bisher der Fall gewesen ist. Die Studenten müßten durch Vertreter der Regierung wie auch der Opposition — beide Gruppen gibt es unter jeder Staatsform außer der unbeschränkten Diktatur — und durch Zusammenkünfte mit ihnen in die praktische Politik eingeführt werden. Hier könnten uns auch die Besatzungsbehörden, solange sie bei uns im Lande sind, einen großen Dienst erweisen, indem sie uns aus ihren Reihen Männer zur Verfügung stellen, die über die Politik ihres Landes und seine Beziehungen zu anderen Mächten sprechen könnten. Nach ihren eigenen Worten müßten auch die Besatzungsmächte darin einen Vorteil erblicken.

Wir leben inmitten einer gewaltigen Umwälzung, die vom Abendlande her auf den Erdball hinausstrahlt und in deren Ablauf die Hitler-Zeit nur eine Periode gewesen ist. Überall sind ebensosehr reale wie geheimnisvolle Kräfte am Werke, die mit oder ohne Absicht Fundamente zerstören, auf denen man doch zugleich wieder aufbauen möchte. Wenn nicht alles täuscht, gehen wir einem neuen Chiasmus entgegen, während andere den endgültigen Sieg der Vernunft erwarten. Zwischen diesen beiden Lagern liegt das weite Feld der geistigen Spekulation. Man möchte erkennen, um eingreifend handeln zu können. Die Labilität der geistig-politischen Lage hat aus der Niederlage der sogenannten Achsenmächte noch keine neue Ordnung hervorgehen lassen können. Jetzt ist eine Pause eingetreten, in der die Siegermächte das Wort haben, aber es noch nicht finden. So lange bleibt Mitteleuropa ein Vakuum, das nicht nur für uns gefährlich ist. Die Besatzungsmächte haben, wie es nicht anders erwartet werden konnte, unser politisches Handeln weitgehend ausgeschaltet. Dieser Zustand soll aber nach ihren eigenen Worten nicht immer dauern. Wir sollen einmal wieder auf die Beine kommen. Dann wird es uns nicht nur so wie den lange Bettlägerigen, sondern auch wie denen gehen, die von der Umwelt abgeschlossen waren. Diejenigen, die sich zuerst erholen und zurechtfinden, müssen den anderen Helfer auf ihrem Wege sein. Diese Rolle von Helfern und Begleitern in eine andere und, wie wir zu hoffen nicht aufgeben können, irgendwie bessere Zeit hinein, sollen die Universitäten durch ihre mit der Pflege des Politischen beauftragten Vertreter übernehmen.

# LEBENDIGE VERGANGENHEIT

## Alexis Clérel Graf von Tocqueville

(1805–1859)

### Autorität und Freiheit

Wenn man die inhaltslosen Scheinformen von bürgerlicher Freiheit, die sich seit 1793 gezeigt haben, mit der faktischen Ohnmächtigkeit vergleicht, die damit verbunden war, so entdeckt man bereits im Kleinen, wie sich die absolutistische Regierungsweise mit einigen Formen der extremen Demokratie verbinden kann, und zwar derart, daß zu der Tatsache der Unterdrückung auch noch die Lächerlichkeit kommt, so zu tun, als ob man die Unterdrückung nicht bemerke . . .

Ich sehe täglich Leute, die täglich ihren Zeitgenossen beibringen zu wollen scheinen — sowohl durch Wort wie durch ihr Beispiel — daß das Nützliche nie unehrenhaft sei. Werde ich denn endlich einmal welche entdecken, die ihnen begreiflich machen, inwiefern das Ehrliche nützlich sein kann . . . ?

Gott braucht nicht erst zu uns zu reden, was sein Wille ist; schon sehen wir die Andeutungen seines Willens! Wir brauchen nur den herkömmlichen Gang der Natur und das ununterbrochene Streben der Hauptbegebenheiten zu beobachten. Ich weiß, ohne daß der Schöpfer seine Stimme erhebt, daß sich die Gestirne in der Bahn bewegen werden, welche ihnen sein Finger bezeichnete.

Wenn lange Beobachtungen und ein ohne Parteilichkeit fortgesetztes Nachdenken die lebenden Zeitgenossen erkennen lassen werden, daß die allmählich fortschreitende Entwicklung der Gleichheit zugleich die Vergangenheit und die Zukunft ihrer Geschichte ist, so enthüllt schon diese einzige Entdeckung den heiligen Charakter des Willens unseres höchsten Gebieters. Es dürfte daraus einleuchten, daß der Gedanke, diese Demokratie aufhalten zu wollen, ein versuchter Kampf wider Gott selbst scheinen dürfte und daß den Völkern keine andere Wahl übrigbleiben wird, als sich dem Gesellschaftszustande ruhig zu fügen, welchen ihnen die Vorsehung vorschreibt . . .

Sobald man einen Despoten auftauchen sieht, so kann man sicher sein, bald einem Rechtsgelehrten zu begegnen, der voller Gelehrsamkeit beweisen wird, daß die Gewalt legitim ist und daß die Besiegten schuldig sind. Es sind zwei Pflanzen, die immer auf demselben Boden wachsen . . .

Was zu allen Zeiten die Herzen der Menschen für die Freiheit entzündet hat, das ist die Anziehungskraft, der besondere Charme, die in ihr liegen und mit materieller Annehmlichkeit nichts zu tun haben. Es ist die Freude, frei sprechen zu dürfen, frei handeln zu dürfen und ohne Zwang atmen zu können, einzig unter dem Walten Gottes und der Gesetze. Wer in der Freiheit etwas anderes sähe als sie selbst, wäre zum Dienen gemacht.

## Unsere vordringlichste Aufgabe

„Gebt uns ein Ziel und einen Weg, gebt uns wieder Ideale, um die es sich zu kämpfen lohnt. Speist uns nicht ab mit Schlagworten, das ist das, was wir Jungen Deiner Generation zurufen. Ihr habt uns, obwohl Ihr den furchtbaren ersten Weltkrieg kanntet, in den zweiten hineingeführt, indem Ihr den Nazis die Macht gabt. Ihr habt uns auf den Schlachtfeldern dieses Krieges geopfert, wie noch nie eine Jugend geopfert worden ist. Zeigt uns jetzt wenigstens ein Ziel, für das wir arbeiten können, denn wir sind noch immer willig, aber vielleicht nicht mehr lange.“

*Aus dem Brief eines Sohnes an seinen Vater.*

Niemand, der es ernst mit dem deutschen Volke meint, täuscht sich darüber, daß das schwerste Problem, dessen Lösung unser Auftrag ward, die Frage der deutschen Jugend ist. Ihr ist mit dem Sturz des Dritten Reiches mehr zusammengebrochen als eine äußere Welt. Auch geistig und seelisch stehen sie vor einem ebensolchen Trümmerfeld, wie es die deutschen Städte heute darstellen. Sie haben keinen festen Grund mehr unter sich, auf dem sie ein neues Haus mit Zuversicht bauen könnten. Ihre Ideale, denen sie mit Einsatz ihres Lebens gedient haben, sind als Zerrbilder und Betrug entlarvt worden. Nicht die Ideale als solche, sondern weil sie ihnen in bewußter Täuschungsabsicht von so besudelten Händen dargebracht wurden, daß aus ihnen ein klar und nüchtern Denkender nicht einmal den heiligen Gral entgegengenommen hätte.

Es ist sinnlos und wäre unrecht, der Jugend die Schuld an ihrem Irrtum geben zu wollen. Zunächst einmal müssen sich die Älteren fragen, was sie denn getan haben, um die Jugend vor dem grauenvollen Irrweg zu bewahren. Wir alle wissen, daß eine Beeinflussung der Jugend nur noch auf indirektem Wege durch das eigene Beispiel und die eigene Atmosphäre von Sauberkeit und Wahrheit zu erfüllen war, nachdem der totale Terror über dem deutschen Land lag und die Gemeinheit ihre Wellen schlug, in denen alle wahren Werte untergingen oder ihren Glanz durch eine Schmutzschicht der Lüge verloren. Wir wissen auch und tragen dem Rechnung, daß jeder Versuch, die Jugend aufzuklären, mit starkem persönlichem Risiko verbunden war, weil das Regime die Denunziation zur vaterländischen Pflicht gemacht hatte und sich nicht davor scheute, die Kinder gegen die Eltern, den Bruder gegen den Bruder zu hetzen, um jede Vertrauensbasis zu vernichten, ja selbst den vertraulichen Austausch im Wort unmöglich zu machen. Sie war benebelt von der selbstbefriedigenden Reklame und der aufdringlichen Propaganda, die bei allem vordringlichen Selbstlob auch den Verführten noch reichlich Honig austeilte.

Jetzt steht die Jugend in völliger innerer Unsicherheit, zum Teil auch in erklärbarer Verstocktheit vor der schweren deutschen Wirklichkeit. Sie hat ehrlich an die gepredigten Ideale geglaubt. Sie meinte nicht anders, als der hohen Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes zu dienen, als sie in den Krieg gerufen wurde — und nicht der Aufrechterhaltung der Nazi Herrschaft. Jetzt wird sie in manchen Kreisen beschimpft als „Kriegsverlängerer“, nun sie nach unerhörten

Leistungen mit zerbrochener Waffe heimkehrt. Alles, was sie gläubig und mit heißem Herzen gab, soll nun Verbrechen gewesen sein. In einer waffenklirrenden Welt soll ihr der Militarismus, von dem sie einen klaren Begriff nicht hat, ausgetrieben und sie sich dem Rechtsgedanken allein verschreiben in einer Welt, aus der Unrecht und Gewalt noch nicht mit dem Austilgen der Faschisten verschwunden sind. Sie soll an Demokratie glauben — und sieht noch viel Undemokratisches. Es ist ein Fluch, daß dem deutschen Volke nun zum zweiten Male die Demokratie von außen gegeben wird, da es einen völligen Zusammenbruch erlebte, und es sie nicht lernen darf in einem Zustand, in dem nicht Hunger, Chaos und schlechte Währung alles überschatten. Unsicherheit überall! Und wenn sie fragt, speist man sie mit Phrasen ab.

Anstatt zu sagen: es ist nun einmal eine große Gebrechlichkeit in allen menschlichen Dingen, und Vollkommenheit ist nirgends zu erreichen. Aber wenn der andere auch unvollkommen ist, entbindet dich das nicht von der Pflicht, für dich nach Vollkommenheit zu streben. In Krisenzeiten schlägt das Pendel immer zu weit aus, aber es ist auch wieder ein Gesetz menschlichen Lebens, daß es sich wieder in eine erträgliche Ausschlagweite einpendelt.

Dünkt es euch, daß der Militarismus noch in der Welt herrscht und immer wieder zu den Mitteln der Gewalt greift, so prüft erst einmal, ob nicht eine übergroße Bedrohung vorläufig noch die Anwendung solcher Mittel verlangt.

Meint ihr, daß das Recht noch nicht fest und allein auf dem Thron der Welt sitzt, so schärft erst recht euer eigenes Rechtsgefühl, daß es wie das Raumgefühl der Fledermaus euch selber vor Unrechtun bewahrt, und nennt Unrecht immer Unrecht, auch wenn es nur andere trifft. Was habt ihr getan und gefühlt, als die Nazis den Juden und allen politisch Andersdenkenden das grauenvollste Unrecht zufügten? Beginnt bei euch, und ihr helft ein Stück Weges bauen für die Herrschaft des Rechtes in der ganzen Welt!

Die Jugend sucht jetzt nach der Wahrheit und nach neuem Fundament. Nach der Weisung der Nazis sollte sie die härteste Jugend der Welt werden: „zäh wie Leder, hart wie Krupp-Stahl, flink wie Windhunde.“ Heute ist sie ein verllorener Haufe von zusammengeschossenen Krüppeln, seelisch Gebrochenen, Müden und Enttäuschten und Verbitterten. Wo zeigt sich ein Weg für sie? Wir Älteren wollen zwei Fehler vermeiden. Nach 1918 und nach 1933 machte sich so etwas wie eine Panik in den älteren Generationen bemerkbar aus dem Unterbewußtsein des eigenen Versagens, und manche wagten kaum, der Jugend überhaupt noch eine Lehre und Wegweiser geben zu wollen. Vor diesem Fehler werden wir uns hüten, denn es gibt neben der Elternpflicht auch ein Elternrecht; aber auch den anderen vermeiden, nun mit falscher Schulmeisterei die Jugend unsererseits „ausrichten“ zu wollen und ihnen statt des lebendigen Wassers des Lebens und nahrhaften Brotes für die Seele trockene Grundsätze zu predigen, nach denen sie jetzt ihr Leben gestalten müßte.

Dieser Jugend, die wie keine andere Jugend in irgendeinem Volke und zu irgendeiner Zeit bedenkenlos aufgeopfert worden ist und wie nie ein heiliger Frühling des Volkes in die Granaten und Bomben hineingejagt wurde, dieser Jugend kann nur eins helfen: die Wahrheit.

Mit Fleiß hat man ihr das richtige Denkenkönnen nicht gelehrt oder abgewöhnt. Sie wird nach dem grauensvollen Lehrgang, den sie hat durchmachen müssen, wieder erkennen, daß das richtige und klare Denken eine sittliche Forderung ist. Sie soll auch alles das, was ihr jetzt an Programmen und Losungen laut und leise entgegen tönt, auf das schärfste prüfen. Aber nicht in der ihr an-erzogenen Unwissenheit und Selbstüberzogenheit, sondern mit Ernst und mit Ehrfurcht vor der Wahrheit. Sie wird den Versuch machen müssen, ob nicht das Anständigsein auch ein Ideal ist und auch gerade für junge Menschen seine Reize hat. Sie muß zurückgehen auf die ganz einfachen Dinge, die nun einmal menschliches Schicksal sind. Sie muß prüfen, welche Voraussetzungen erfüllt werden müssen, daß jeder — und nicht etwa nur eine Schicht Privilegierter — sondern wirklich jeder das vom Leben erhält, auf das er Anspruch hat, ohne die Interessen des Nachbarn zu verletzen. Dr. Goerdeler hat einmal gesagt, daß uns nach dem Ende des Dritten Reiches eine Demokratie der zehn Gebote notwendig wäre. Die Jugend soll auch die zehn Gebote auf ihren Kern prüfen und wird dann erkennen, daß diese göttlichen Gebote zu gleicher Zeit die einzige Voraussetzung sind, daß Mensch mit Mensch und nicht Wolf mit Wolf zusammen lebt. Sie muß aus den zehn Geboten auch lernen, daß jede böse Tat über kurz oder lang ihre Sühne findet. Sie wird dann auch begreifen, daß neben die zehn Gebote die Ethik der Bergpredigt treten muß, da in einer von Haß erfüllten, liebeleeren Welt eine menschliche Existenz, die diesen Namen verdient, unmöglich ist. Sie wird ausgehen müssen vom Menschen, wie es jede gute Staatsführung als ihre Pflicht empfindet, vom Menschen und von der Achtung vor dem Leben, dem einfachen, dem wahren Leben auszu-gehen, nicht von dem Leben, das sich in der erhitzten Luft eines Treibhauses entwickelt. Sie wird Verständnis dafür gewinnen, daß man ohne Ungeduld sich selbst und andere Dinge wachsen lassen muß.

Sie muß aus eigener Kraft eine Säuberung in ihren Reihen vornehmen und die Reste geistiger Werwolfnester beseitigen, die von den hoffnungslos Un-belehrbaren immer noch unterhalten werden. Als ob die Reichsjugendführung noch nicht Unheil genug über sie gebracht hätte! Und sie muß ihre Kameraden bewahren vor erneutem Absinken in einen bösen Nationalismus und andere geistige Erkrankungen. Frische Luft überall hinein in die stickige Atmosphäre der Lügen — und der Spuk verfliegt.

Die Jugend wird nicht auf den Irrweg geraten, daß zur bedingungslosen Ablehnung jeder Gewalt, sie komme von welcher Seite sie wolle, zu gleicher Zeit die Ächtung der guten männlichen Eigenschaften, die bei allen freien Völkern in hohem Kurse stehen, gehört. Sie wird auch einsehen, daß man ein Mann sein kann, ohne ein Rohling zu sein, mutig, ohne zu töten, und daß der moralische Mut dem physischen weit überlegen ist und daß Selbstüberwindung ein überzeugenderer Beweis von Kraft ist als die Hingabe an Triebe. Aus dem Wirklichkeitssinn und dem Wahrheitswillen wird sie wieder ihr schönstes Recht ausüben, zu fragen und immer wieder zu fragen, und die Pflicht der Gefragten wird sein, zu antworten und immer wieder zu antworten, ohne Ungeduld.

Sie muß sich an die einfache geistige Kost wieder gewöhnen und ihr Gehör schärfen für die feinen und leisen Schwingungen der Seele. Wer immer Paprika

ißt, verliert seinen Geschmack, und wer immer Posaunen und Pauken und Fanfaren hört, verliert den besten Teil des Gehörs.

Die Demokratie ist in Deutschland noch keine Wirklichkeit, sondern für die meisten ein Schlagwort. Es wird mit eine Aufgabe der Jugend sein, den Begriff der Demokratie zu verbinden mit dem Begriff des Idealismus, des Mutes und der Vaterlandsliebe, einer Vaterlandsliebe frei von jedem Nationalismus und voll bereiter Anerkennung des Wesens und der Eigenheiten anderer Völker. Ohne eigene geprägte Volkspersönlichkeit aber kann kein Volk ein wertvolles Mitglied der Weltgemeinschaft werden. Statt der anezogenen Selbstüberhebung wird einer solchen Jugend ein gesundes Selbstvertrauen erwachsen, gegründet auf der Sicherheit des eigenen Seins, das in allen seinen Zweigen zu erkennen eine vordringliche Aufgabe bleibt. Selbsterkenntnis ohne jede gefällige Selbsttäuschung, Inventur der eigenen Eigenschaften, gerade auch der gefährlichen, kann allein befähigen zum wahren Sein ohne die Phrasen der Lüge und der gefährlichen Halbwahrheit. Aus der Selbsterkenntnis wird die Toleranz, aus ihr dann die Güte geboren, die erhabenste und schönste Blüte wahren Menschentums.

Dann wird ihr auch der Begriff der Freiheit erst aufgehen, des Heiligsten, was der Mensch auf dieser Erde hat, ohne die ein menschenwürdiges Leben nicht möglich ist. Eine unbegrenzte Freiheit aber gibt es nicht, hat es nicht gegeben und wird es nicht geben, solange die Menschen auf dem bisher üblichen Wege hergestellt werden. Aber das deutsche Volk hat ja noch niemals in seiner ganzen Geschichte das hohe Gut der Freiheit wirklich besessen. Sie ist das einzige Glück; aber Freiheit ohne die schärfste Selbstzucht führt zur Anarchie. Die Achtung vor der Freiheit bedingt die Ablehnung jeder Gewalt. Wer an Gewalt denkt, den wird die Macht treffen, die den Gutwilligen bereitwillig in ihren Schutz nimmt. Im Zusammenleben im eigenen Volke und in der Völkergemeinschaft kann es keine schrankenlose Freiheit geben. Man muß die haarscharfe Trennungslinie finden und setzen, die die Verpflichtung gegen die Gemeinschaft und den eigenen privaten Bezirk scheidet.

Bei der scheinbar hoffnungslosen Verstrickung der Welt in Haß und Feindschaft bricht sich überall die Erkenntnis Bahn, daß die Gegensätze, die sich durch deutsche Schuld in den alten Beziehungen nicht überwinden lassen, gebieterisch eine neue, höhere Ordnung verlangen. Sie verlieren ihre giftige Schärfe, wenn sie auf eine neue Ebene gehoben werden, auf der die unabdingbaren Lebensnotwendigkeiten auch des kleinsten Volkes durch eine neue Gemeinschaft garantiert werden und eine Zusammenarbeit mit den Mitteln von morgen geschaffen wird. Sie heiße Vereinigte Staaten von Europa oder wie immer. Je eher die deutsche Jugend das begreift und allen eigenen Nöten zum Trotz mit Mut, Vertrauen und L i e b e an die Lösung dieser Aufgabe herangeht, um so eher wird sie — den Blick auf die Sterne gerichtet und doch behutsam schreitend — ihr Herz wieder einem Ideal weihen und mit ihrer aus eigenem Leiden gewonnenen Erkenntnis auch den andern Völkern wieder etwas zu geben haben.

Wir wollen der Jugend nicht sprechen von den für sie noch blassen Idealen des Schönen und des Guten. An ihre Stelle soll sie zunächst die höheren Begriffe des Sinnvollen und des Wesentlichen setzen. Dann wird ihr auch aufgehen,

welche wunderbare Lebensmaxime in Angelus Silesius' Wort enthalten ist und welche ernste Mahnung: „Mensch, werde wesentlich!“

Sie wird aus eigener wiedergewonnener Sicherheit dann auch die innere Überwindung der Technik vornehmen müssen und die Technik an den Platz als Dienerin des Menschen verweisen und nicht die entfesselte Technik über den Menschen herrschen lassen bis zur totalen Vernichtung der Menschheit.

Die Jugend soll nicht klagen, daß die Jahre, die sie jetzt hinter sich hat, verlorene Jahre seien. Nichts im Leben ist verloren. Freilich aber muß man den Sinn des Geschehenen suchen, und solche Sinndeutung ist dann Gewinn.

Wir wissen, welche unendlichen Schwierigkeiten der Jugend jetzt entgegenstehen nicht nur auf dem Gebiet des inneren Lebens, sondern allein schon durch die äußere Not. Wir wissen, daß man einem Hungernden und Darbenden nicht mit dem Darreichen von Idealen hilft, sondern zunächst nur in der Schaffung eines Platzes für die Arbeit. Hier setzt wieder die Aufgabe der Älteren ein. Wir können nur wirken und der Jugend etwas geben durch unser Beispiel, in unverdrossener, stiller Arbeit und in einer würdigen Haltung, die der Größe unseres Unglücks angemessen ist. Wer von den Älteren sich dieser Pflicht nicht bewußt ist, der scheide von jedem Platze, der Bedeutung hat. Wir Älteren halten jetzt mit Anspannung letzter Kraft die Positionen — in der tiefen Sehnsucht, bald von einer reif gewordenen Jugend abgelöst zu werden. Wir sind in der Lage eines Fahrlehrers, der sich bemüht, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten seinen Schülern zu übermitteln, aber erst die rechte Freude hat, wenn der Schüler selber fahren kann.

Wir verstehen, daß die Jugend so manche aus den älteren Generationen schlechtweg ablehnt. Sie darf aber nicht vergessen, daß auch viele der Älteren in der gleichen Lage sind wie sie selber, und wenn sie Schuld tragen, so nur die Schuld der Verführten und nicht der Verführer.

Das ehrliche Suchen der Jugend, das wir Älteren mit einem Gefühl innerer Beglückung empfinden, verlangt rückhaltlose Wahrheit. Am ersten wird die Jugend diese Wahrheit finden bei denen, die im Schrecken des Terrors sich selbst bewahrten und von jenseits des Grabes kommen. Sie haben der Jugend etwas zu sagen und zu geben, denn sie wissen um das Wesentliche und lehnen die Überdeckung der wahren Ursachen unseres Sturzes in die Tiefe durch Nebensächlichkeiten ab. Sie arbeiten und bewahren ihren Glauben trotz allem, wenn sie auch das Lachen verlernt haben und nicht wissen, ob sie es je noch einmal wieder lernen werden. Sie werden aber zu helfen versuchen, daß auch unsere Jugend einmal das freie Lachen besitzen wird.

Mit der Jugend der andern Völker in brüderlicher Verbundenheit. Als gute Deutsche, aber wissend, daß der Mensch eine höhere Ordnung ist als der Deutsche.

# DIE ALTEN

## *und die Jungen*

„Unverständlich sind uns die Jungen“,  
Wird von den Alten beständig gesungen;  
Meinerseits möcht ich's damit halten;  
„Unverständlich sind mir die Alten.“  
Dieses Am-Ruder-bleiben-wollen  
In allen Stücken und allen Rollen,  
Dieses sich unentbehrlich Vermeinen  
Samt ihrer „Augen stillem Weinen“,  
Als wäre der Welt ein Weh getan, —  
Ach, ich kann es nicht verstahn.  
Ob unsre Jungen, in ihrem Erdreisten,  
Wirklich was Besseres schaffen und leisten,  
Ob dem Parnasse sie näher gekommen  
Oder bloß einen Maulwurfshügel erklommen,  
Ob sie, mit andern Neusittenverfechtern,  
Die Menschheit bessern oder verschlechtern,  
Ob sie Frieden sä'n oder Sturm entfachen,  
Ob sie Himmel oder Hölle machen, —  
E i n s läßt sie stehn auf siegreichem Grunde,  
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde;  
Der Mohr kann gehn, neu Spiel hebt an,  
S i e beherrschen die Szene, s i e sind dran.

*Theodor Fontane*

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —  
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,  
Ist längst vorbeigegangen;  
Was mit und an dir liebte, litt,  
Hat sich woanders angehangen.  
Die Jugend ist um ihretwillen hier;  
Es wäre töricht, zu verlangen:  
Komm, ältele du mit mir.

*Johann Wolfgang von Goethe*

## Odyssens oder Platon?

Die Frage mag befremden, weil sie eine Gestalt der Sage oder Phantasie neben eine historisch belegte Persönlichkeit, ein Geschöpf neben einen Schöpfer stellt. Logischer wäre die Gegenüberstellung von Homer und Platon, zweier Schöpfer; denn es soll die Frage untersucht werden, ob wir heute den Dichter oder den Denker notwendiger brauchen. Homer ist als Dichter zu werten, oder er war zu seiner Zeit ein Rhapsode, ein Sänger der Kämpfe und Heldentaten seines Volkes, und sein Werk hat für die Nachwelt auch folkloristische Bedeutung; aber er war kein Denker und auch kein Erzieher im moralischen oder philosophischen Sinne. Er besang nur in der edelsten Form die Helden, die seine Zeit verehrte, und nach den heutigen antifaschistischen und antimilitaristischen Forderungen ist er nichts weniger als erzieherisch, sondern im Gegenteil von verderblicher Wirkung auf die deutsche Jugend, die nicht mehr von Kämpfen und Heldentaten träumen darf.

Vom demokratischen Standpunkt müßte man einem heutigen Homer zwar die Freiheit zugestehen, eine Zeit und ihre Menschen so zu gestalten, wie sie wirklich waren, aber schon der Menschenerzieher Platon nahm Anstoß daran, daß bei Homer die Götter zu menschlich dargestellt sind; der heutige Antimilitarist wird bemängeln müssen, daß der kämpferische heldische Mensch bei Homer zu göttlich erscheint. Darum sei Homer aus der Debatte von heute ausgelassen. Außerdem: wer war eigentlich Homer, und wer schuf das Werk, das wir ihm zuschreiben? Man glaubt, daß er im 8. Jahrhundert v. Chr. gelebt habe und blind war; aber wir wissen weder das eine noch das andere. Die einzige Plastik, die uns seine äußere Gestalt überliefert, läßt ihn zwar blind erscheinen, aber ein Forscher meint, daß es sich um einen Abguß des lebenden Antlitzes nach der Art der Totenmasken handeln kann, wie Goethe ihn auch von sich machen ließ. In diesem Falle müssen die Augen geschlossen sein, und es ist fraglich, ob Homer wirklich blind war. Sogar, daß er gelebt hat, wird bezweifelt, obgleich sieben griechische Städte um die Ehre streiten, sein Geburtsort gewesen zu sein, und wie bei Shakespeare fragt man, ob wirklich er selbst das ihm zugeschriebene Werk geschaffen hat. Die einen nehmen an, daß es sich bei der Ilias und Odyssee, die wir kennen, um eine nach seinem Tode erfolgte Erweiterung einer Ur-Ilias und Ur-Odyssee handelt, die nicht erhalten geblieben sind, so daß Homer allenfalls der Verfasser der Homerischen Hymnen wäre. Die anderen geben ihm nur den Rang, den die Brüder Grimm als die Sammler der deutschen Märchen in der Literaturgeschichte einnehmen, denn diese Forscher meinen, daß die Gesänge, die wir in der Ilias und Odyssee vereinigt finden, von äolischen und ionischen Stämmen lange vor Homer mit nach Kleinasien gebracht wurden, wo der Rhapsode Homer sie nur weiterverbreitete und vielleicht nicht einmal selbst sammelte. Und auch daß der Name Homeros wie das Wort Edda nur ein Begriff für eine Sammlung von Stammesgesängen war, wird angenommen.

Wir würden also bei der Gegenüberstellung von Homer und Platon zwei Persönlichkeiten miteinander vergleichen, die zwar nach der Kraft und dem Umfang ihrer Wirkung gleich groß genannt werden können; aber wie wir sahen, ist die Gestalt Homers noch unwirklicher als die seines Helden Odysseus, der — ob Sagen- oder Phantasiegestalt — nicht nur eine noch heute ungemein lebendige Erscheinung in der Vorstellung des gebildeten Europäers ist, sondern auch eine starke Beziehung zu unserer Zeit hat, denn der alle Völker des Erdkreises bewegende zweite Weltkrieg hat unzählige Odyssees des Lebens geschaffen, so daß wir die Dichter erwarten dürfen, die uns ihre eigene Odyssee oder die eines für unsere Zeit typischen Odysseus schaffen werden. Und nun steht die Frage auf: Brauchen wir solche Helden- und Duldergesänge? Oder verlangt unsere in der wildesten Gärung begriffene Zeit mehr nach einem Platon, der die Wahrheit, die Schönheit, den Sinn des Menschenlebens sucht und unter Selbstaufopferung unsere von der Not der Gegenwart wund gewordenen Seelen durch die Erhebung des Geistes bis in die metaphysische Region aus den Fesseln der irdischen Wirrnisse erlöst?

Man hat von Platon gesagt, daß er die Fähigkeiten eines überragenden Dichters besaß und imstande gewesen wäre, uns ein ähnlich großes dichterisches Werk wie Homer oder wie Sophokles zu schenken, er habe jedoch bewußt dieses Kunstwerk der für seine Zeit und die Nachwelt wichtigeren, die dichterischen Kräfte zersetzenden Philosophie geopfert, welche er zum Heil der Menschheit verwirklicht wissen wollte. Seine Zeitgenossen waren durch seinen Lehrer Sokrates zum Denken erweckt worden und brauchten eine sinnvolle Lenkung des Geistes notwendiger als eine Befriedigung des Gefühlslebens durch eine das Leben nachschaffende Dichtung. Er wollte die Menschen auch auf den kommenden Dichter vorbereiten, der nicht nachahmend, sondern aus seiner philosophischen Erkenntnis heraus ein Werk gestaltet, das nicht wie die Odyssee nur in schönen lyrischen Gesängen die Seelen anspricht, sondern eine Sinnbedeutung des Lebens erschürft.

Doch was verstehen wir unter der Seele, die vermeintlich nur durch die Kunst und nicht durch die Philosophie angesprochen wird, weil wir glauben, daß Weisheit sich nur an den bewußten Geist wendet, der kunstzersetzend ist? Nach dem heutigen Stand der Seelenkunde dürfen wir in der menschlichen Seele eine Synthese von Gefühl (These) und Geist (Antithese) vermuten, die sich harmonisch miteinander vereinen, wenn sie gleichkräftig angesprochen werden, dagegen Spannungen in der Seele erzeugen, wenn eine dieser beiden immateriellen Bewegungskräfte im Menschen zu stark oder jedenfalls stärker als die andere beansprucht wird, wie es in den vergangenen zwölf Jahren Deutschlands der Fall war. Dem Geist der Deutschen war jede selbständige Betätigung verboten, so daß er allmählich erstarren mußte; das Gefühl jedoch war in der Empörung über diesen Zwang, über die Ungerechtigkeiten, die Unterdrückung der Individualität und in der Not und Qual der Kriegererscheinungen über alle Maßen angespannt. So entstanden seelische Disharmonien, die jetzt einen Ausgleich verlangen.

Ziel der griechischen Tragödie war die Katharsis, das ist die Reinigung der Seele von jedem „Überdruck“, wie wir mit einem neuzeitlichen Begriff das

Überwiegen der einen Kraft über die andere nennen müssen. Die vollendete Tragödie sollte nicht nur das Gefühl ansprechen, und zwar im positiven und negativen Sinne (durch Lachen und Weinen), sie sollte auch den Geist anregen, wecken, befriedigen, damit der Mensch sich wirklich in der Seele und nicht allein im Gefühl oder Geist gereinigt fühlte. Nur durch das seelische „Gleichgewicht“ wird der Mensch der Harmonie wiedergeschenkt, die in den Kunstwerken der Hellenen so vollendet zum Ausdruck kommt, daß man nach naturgesetzlichen Maßstäben im Goldenen Schnitt, im harmonischen Dreieck oder in der pythagoreischen Zahlenmystik suchte. Wahrscheinlich ist dieses harmonische Gleichmaß aber unbewußt von der harmonischen Seele gefunden worden, die noch heute von indischen Kunsthandwerkern durch Fasten und Beten vor Beginn einer Arbeit angestrebt wird und mit der Haydn seine „fröhlichen“ Messen empfing, indem er Gott durch die Kraft des kindlich reinen Glaubens um seinen Beistand bat, so daß dieser ihm „immer so schön half“.

Unsere Zeit nun ist nichts weniger als harmonisch und darum auch ungläubig im religiösen und weltlichen Sinne; denn nach dem Verlust des Gottesglaubens durch die naturwissenschaftliche Aufklärung des halbreifen Verstandes, der einen noch nicht zu Ende gedachten Gedanken schon für fertig hält, sind, die Millionen von belogenen deutschen Menschen auch in ihrem „Führerglauben“ getäuscht worden, so daß sie keinem Menschen mehr gefühlsmäßig vertrauen können. Das Gefühl steht unter einem ungeheuren Überdruck bei den einen, so dass es nach einem Ausruhen verlangt; und es ist durch den gleichen Überdruck müde und stumpf bei den anderen geworden, die nach einer Erhebung lechzen. Deswegen stehen für die Gestaltung des kulturellen Lebens in Deutschland zwei grundverschiedene Meinungen im Widerstreit miteinander.

Die einen, zu denen besonders die aus dem Krieg und der Kriegsgefangenschaft entlassenen Soldaten gehören, wollen vom Krieg, seinen skrupellosen Urhebern und den verhängnisvollen Folgen ihrer fanatischen Zielsetzung nichts mehr wissen und durch heitere Unterhaltung von der quälenden Gegenwart abgelenkt werden. Die anderen meinen, dass wir die verlorene Achtung der Mitwelt nur zurückgewinnen, wenn wir in der Gesamtheit nach einem hohen kulturellen Niveau streben und alle schöpferischen Kräfte in Kunst und Dichtung anspannen. Aus diesem Grunde hält man nicht nur den Wiederaufbau der Wohnstätten, sondern auch den der Kulturstätten — der Theater, Museen, Gemädegalerien und Kirchen — für vordringlich, ebenso eine Unterstützung der Künstler (obgleich der hungernde, frierende und nach einem schützenden Dach und warmen Bett verlangende Leib die lautesten Forderungen stellt und der niemals zufriedene Materialist, heute wie zu allen Zeiten, jede Tätigkeit, die nicht nur der Stillung leiblicher Bedürfnisse dient, als arbeitsscheu verurteilt). Ausserdem sollen — gleichfalls aus Prestigegründen — die Programme von Theater, Film, Rundfunk, der Buchverlage und Journale auf einem hohen künstlerischen und geistigen Niveau gehalten werden.

Auf den ersten Blick ist die Meinung, daß wir unser Gefühlsleben nicht vor den ersten Forderungen des Tages ablenken oder gar abstumpfen, sondern auf eine höhere Ebene tragen sollen — und zwar nicht nur aus Prestigegründen —

unbedingt der anderen vorzuziehen, die gewissermaßen eine Atempause für das gemarterte Empfindungsleben verlangt. „Ferien vom Ich“ wollen diese durch den Krieg und die Kriegsfolgen körperlich und seelisch geschwächten deutschen Menschen. Ein Vergessen der quälenden Gegenwarterscheinungen, wenn auch nur für einige Stunden, verlangt ihr müder oder verkrampter Geist, ein Ausruhen und Zerstreuen nach der mühseligen Kleinarbeit im Aufräumen der Ruinen und auch der geistigen Schuttmengen, die unseren Alltag so maßlos bedrücken und der „zerrissenen“ Seele nicht die Kraft geben, die starken Eindrücke der großen, echten Kunst zu verarbeiten, zumal in kalten Räumen und mit leerem Magen.

Aber hat nicht auch die Forderung „Ferien vom Ich“ oder „Ferien vom überspannten ichbezogenen Gefühlsleben“ etwas für sich, wenn wir ihr nur nicht das Recht zugestehen, diese Ferien allein in Zirkus- und Kabarettvorstellungen, in Operetten und Maskenbällen zu finden, sondern sie auch in der reinen Atmosphäre der absoluten Logik zu suchen, die gleichzeitig einen Druckausgleich am geistigen Pol der Seele veranlassen würde? Wenn die seelische Kraft für die Aufnahme der unvergänglichen Kunstwerke nicht ausreicht und auch die hungernden und frierenden Künstler unserer Zeit nicht die Muße finden, solche neuzeitliche Kunst zu schaffen, die geeignet wäre, die müden und zerrissenen Seelen aus der Niederung des Alltags zu erheben, so ist der Rückgriff auf die Kunst und Dichtung längst vergangener Epochen nur eine schöne Geste aus Prestige Gründen, und für die wirklich Aufnahmefähigen auch nur ein Opiat, das die Gegenwartssorgen betäubt.

Wollen wir aber diese Gegenwärtssnöte künstlerisch gestaltet sehen, damit sie auf eine höhere Ebene gehoben werden, so würden wir in dieser Zeit, in der Millionen Menschen aller Geistes- und Bildungsgrade leiblich und seelisch auf dem Rückweg aus dem Krieg wie Odysseus umherirren und ihre Ruhe an dem von den (Be-)Freiern geräumten häuslichen Herd suchen, mit Odysseen überschwemmt werden, die untragbar für uns würden, selbst wenn sie die dichterische Höhe der Homerischen Gesänge erreichten. Und finden wir diesen Rückweg aus den Gefahren auf den (separatistischen) Inseln der Kirke und Kalypso, der weidenden Rinder und der (neutralen) Phäaken sowie im (parteilichen) Sirenengesang der Meerenge zwischen Scylla und Charybdis, indem wir nur dulden und das Erduldete, Mitleid heischend, in unseren Odysseen klagen?

Nein, wir dürfen nicht, wie der edle Dulder Odysseus, nur auf den günstigen Wind warten, der uns an das heimatliche Ufer treibt, damit wir in der harmlosen Maske eines Bettlers unser Haus betreten und mit starker Hand die (Be-)Freier zu vertreiben suchen, wir müssen im Gegenteil den listenreichen Odysseus überwinden und mit einem zuverlässigen Kompaß unser Floß bewußt an allen lockenden Inseln und Meerengen vorbei in den von den selbstversenkten Schiffen befreiten Hafen lenken, um als freie gleichberechtigte Nation den einstigen Befreiern für ihre Mühe und Geduld aufrichtig zu danken und ihnen beweisen zu können, daß die ihr Gewebe immer wieder zerstörende Penelope-Germania ihrer nicht mehr bedarf, weil sie nun an der Seite des friedlichen und bekehrten Heimgekehrten nie wieder eine so zeitraubende überflüssige Arbeit leisten, sondern sinnvoll die Zukunft der ganzen Menschheit mit gestalten will.

Der Odysseus des homerischen Zeitalters besaß weder einen Kompaß, der ihm bei jedem Wetter die Himmelsrichtung wies, noch einen Motor, der ihn vom günstigen Wind unabhängig machte. Beides hat der bewußt forschende Geist gefunden, und diesem Geist verschrieb sich der zwanzigjährige Platon in der großen Schicksalsstunde, als er, ein hoffnungsvoller und schon gefeierter Dichter, dem häßlichen alten Wanderredner Sokrates in den Straßen Athens begegnete. Hier vernahm er — anfangs spottend, dann staunend und schließlich von einer höheren Macht angerufen — wie dieser freiwillige Lehrer des Volkes das gewohnheitsmäßige falsche Denken verwarf und aus den Trümmern, die den Sophisten Sackgassen bauten, die unvergänglichen Werte des Wahren, Schönen und Guten ans Licht hob.

Die Legende erzählt, daß Platon am Abend nach dieser für die gesamte Nachwelt bedeutungsvollen Bewegung seine Freunde und Bewunderer zu einem Feste lud. Er bewirtete sie mit köstlichen Speisen, mit Blumen, Flötenspielerinnen und Hetären und teilte ihnen in vorgerückter Stunde den Entschluß mit, fortan sowohl allen vergänglichen irdischen Freuden als auch der Muse der Dichtung zu entsagen, um sich fortan unter das strenge Gesetz der Weisheitsgöttin zu beugen (das seinen Lehrer Sokrates später zwang, den Giftbecher zu leeren). Nach diesen Worten soll er alle seine verheißungsvollen dichterischen Werke in Brand gesteckt haben.

Mit einer Folgerichtigkeit, die seine in den irdischen Theorien und Parteidogmen befangenen Nachfahren vergeblich in ein System zu zwingen suchten, ging der neue sokratische Schüler nun seinen Weg. Er begann mit der Grundlegung („Hypothesis“), die den Begriff der mystischen Innenschau („Anamnesis“) untersuchte, und er bewies, daß dieses innere „Schauen“, mit dem bis auf den heutigen Tag soviel Selbstbetrug und Irrtum verbunden ist, durch ein wissenschaftlich strenges Schließen erreicht wird, wenn wir dabei bestimmte Voraussetzungen erfüllen, die an eine ideale Formgesetzlichkeit der Welt gebunden sind. So entdeckte er die Welt des „Seins“ mit den „Ideen an sich“, die sich in unserer irdischen Welt des Werdens verwirklichen wollen.

Nur dieses Ewige und „Folgenreiche“ ist ihm wesentlich, sagte er doch sogar: „Wenn also die Geometrie uns nötigt, das Sein zu betrachten, so ist sie uns von Nutzen, wenn aber das Werden, dann hat sie keinen Nutzen!“ Nicht erst die Unvergänglichkeit seines Werks, das jede Generation neu an ihrer noch weit vom platonischen Ideal entfernten Zeit mißt, er selbst schon bewies, daß er recht daran tat, sein dichterisches Werk diesem göttlichen Auftrag aus dem ewigen „Sein“ zu opfern. Eine Dichtung ist nur ein in sich Geschlossenes ohne „Folge“, ein Persönlichkeitsausdruck, den kein Nachfahre fortsetzen kann. Das platonische Denkgebäude jedoch wurde fort und fort weitergebaut, und es stand selbst auf dem festen Grund des kontinuierlichen Denkens. Ohne die Voreingenommenheit des selbstherrlichen Eigensinns und des dogmenstarrten Theoretikers, der parteigebunden denkt und alles Vorangegangene als falsch verwirft, verband Platon die für unvereinbar gehaltenen Lehrmeinungen Heraklits vom „Fluß aller Dinge“ (im irdischen Werden) mit dem (göttlichen) „unwandelbar Seienden“ des Parmenides zu einem folgerichtigen Ganzen.

Plotin setzte den platonischen Gedanken fort, indem er den Urquell alles Seienden in dem „Einen“, „Guten“: in der Gottheit erkannte, in der Denkendes

und Gedachtes noch ungetrennt ist, denn erst im menschlichen Werden ist die Zweiheit, die aus der Einheit hervorgeht und zu ihr zurückkehrt. Das Christentum nannte die göttliche Einheit, in der Gottvater und Sohn vereinigt sind, den „Heiligen Geist“, das Getrennte im menschlichen Werden jedoch den Leib und den irdischen Geist. Cusanus und Jacob Böhme fanden in Gott die Einigung der Gegensätze (*coincidentia oppositorum*), die der Zweiheit des Werdens erst im „angezündeten Leben“ ausgesetzt sind. Hegel stützte darauf seine Dialektik von der Synthese, zu der These und Antithese fortgesetzt streben, um sich im lebendigen Werden immer wieder zu trennen. Und die letzten Ergebnisse der Seelenkunde, die ebenso alt wie diese Logik ist, lassen uns schließen, daß eine Harmonie der Seelen nur durch die Synthese der beiden gleichkräftigen Pole von Gefühl und Geist erreicht wird. In ihrem Kontaktschluß erst verbinden sie unsere Seelen ebenso mit der die ganze Welt durchdringenden göttlichen Kraft in der Einheit, wie wir unseren Radioempfänger für eine Sendezentrale empfangsbereit machen, wenn wir die Synthese (den Kontaktschluß) zwischen dem positiven Pol (der These) und dem negativen Pol (der Antithese) unserer Elektrizitätsleitungen, dieser Nervenstränge der Erde, herstellen.

Da wir deutschen Zeitgenossen nun, wie bereits begründet, unter einem kaum noch erträglichen Überdruck des Gefühls stehen, bedürfen wir für seine gleichkräftige Synthese mit dem Geist, die uns die Harmonie der Seelen und die Verbindung mit Gott wiederschenkt, einer Erhebung des zwölf Jahre lang niedergehaltenen, fast ersticken und verkrampften Geistes. Das heißt: wir brauchen nicht eine dichterische Odyssee oder irgendein anderes Kunstwerk, das unser schon so übersteigertes Gefühl anspricht; dieses Gefühl verlangt nach einer Fermate. Dagegen fordert der geknebelte Geist nach seiner Befreiung und sinnvollen Lenkung. Wir brauchen also einen Platon, und diesem müßte ein neuzeitlicher Sokrates vorangehen, der uns mit dem Mut dessen, der getrost den Giftbecher leerte, aus unseren falschen Denkwegen reißt und zu dem Schnittpunkt führt, an dem der neue Platon sein Werk beginnen könnte.

\*

Wie würde ein solcher Sokrates wohl unser sonderbares Verhalten zur heutigen Jugend beurteilen? Ein junger Mensch kennzeichnet es selbst in einer Jugendzeitschrift („Horizont“ Nr. 6) mit einem sokratischen Denkansatz, nachdem er in einer deutschen Tageszeitung diese Sätze über die deutsche Jugend las: „Zu Fanatikern, zu unbedingtem skrupellosem Gehorsam erzogen ist die Jugend an Leib und Seele vergiftet . . .“ Und: „Fremd ist ihr das Leben außerhalb der Kolonne.“ Darauf antwortet der junge sokratische Schüler von heute u. a.: Man stelle sich einmal das Urteil eines jungen Menschen über die ältere Generation vor, das in der Geistesart der oben zitierten Sätze abgefaßt wäre. Es könnte etwa lauten: „Eine Generation, die in ihrem Leben drei Eide geschworen und gebrochen hat, die zwei schwere Kriege entfesselt bzw. nicht verhindert hat, besitzt weder Charakter noch Klugheit genug, über eine Jugend zu richten, deren einzige Schuld vielleicht darin bestand, je auf die Wahnsinnsbefehle eben jener älteren Generation zu hören.“

Rufen wir uns zunächst ins Gedächtnis, was der platonische Sokrates (im „Staat“) über die von den Alten verdorbene Jugend gesagt hat: „wenn sie in

die dichter Masse beisammen sitzen in Volksversammlungen und Gerichtshöfen oder Theatern oder im Kriegslager oder bei sonstigen Ansammlungen einer großen Menge in öffentlichen Angelegenheiten und durch starken Lärm je nachdem ihren Tadel oder ihr Lob über das Vorgetragene kundgeben, beides in ganz übertriebener Weise, mit Schreien und Klatschen, und sich ihnen selbst noch der Felsen und die ganze Örtlichkeit, wo sie tagen, mit ihrem Widerhall zugesellen, so daß der Lärm für Tadel und Lob auf das Doppelte verstärkt wird. In solcher Umgebung — wie glaubst du wohl, daß es dem Jüngling da, wie man zu sagen pflegt, ums Herz sein wird? Oder welche Bildung, im Einzelunterricht empfangen, könnte ihm ein hinreichendes Gegengewicht bieten? Wird sie nicht, fortgeschwemmt durch die Gewalt solchen Tadels und Lobes, der Strömung folgend von dannen getragen werden? Und wird er sich nicht zu den gleichen Anschauungen über Schön und Häßlich bekennen wie sie und sich dasselbe Ziel setzen wie sie und einer von ihrer Art werden?“ — „Der stärkste Druck aber ist der, den sie durch die Tat hinzufügen, wenn die Rede nicht hinreicht, den Jüngling zu gewinnen, sie, diese Erzieher und Sophisten. Oder weißt du nicht, daß sie den, der ihnen nicht folgt, mit Entziehung des Bürgerrechts, mit Geldbußen und mit dem Tode bestrafen?“ — „Denn kein Zweifel: was überhaupt sich noch rettet und sich in gesunder Weise entwickelt unter den jetzigen staatlichen Verhältnissen, davon kann man mit Recht sagen, einer Schickung Gottes verdanke es seine Rettung.“

Der neue Sokrates müßte dann fortfahren: „Wir haben also gefunden, daß die Alten den Jüngling verdarben, durch einen Druck und einen Zwang, dem er nur unter Lebensgefahr entrinnen konnte. Wir haben außerdem ergründet, daß die Gerechtigkeit zu dem Schönsten gehört, nämlich zu dem, was sowohl um seiner selbst willen als auch wegen der daraus entspringenden Folgen von jedem geliebt werden müßte, der glücklich werden will. Was, meint ihr nun, sollen die Älteren tun, um den von ihresgleichen verdorbenen Jüngling auf den rechten Pfad der Tugend, der Wahrheit und Gerechtigkeit zurückzuführen? Sollen sie ihn schelten oder bestrafen, weil er so geworden ist, wie ihre Altersgenossen es von ihm verlangt haben, ohne daß sie selbst es verhinderten? Nein, das wäre ungerecht, der Gipfel der Ungerechtigkeit aber ist: gerecht scheinen, ohne es zu sein. Sie sollen ihn also in neuen Schulen neu erziehen und Geduld mit ihm haben, denn sie haben von seiner frühesten Kindheit an zwölf Jahre lang und noch länger auf ihn eingewirkt, wie dürfen sie verlangen, daß er in zwölf Monaten schon gewandelt sein wird?

Was aber tun diese ungerechten Älteren, die gerecht scheinen wollen? Bei der ersten Gelegenheit, schon bei der Eröffnung der neuen Schule, als die Jünglinge dagegen rebellieren, daß sie selbst an ihrer falschen Erziehung schuld sein sollen, und als sie mit den alten Mitteln gezwungen werden, ein Bekenntnis der gemeinsamen Schuld abzulegen, und dieses mit den Mitteln ablehnen, die man sie gelehrt hat, da finden die Älteren, die sie in der neuen Schule erst umerziehen wollten, daß diese Jünglinge unrecht haben und streng bestraft werden müssen. Worin aber besteht die Strafe, die von den unvernünftigen und selbst unbelehrbaren Älteren über die in diesem Fall gerechten Jünglinge verhängt wird? Sie schließen die eben erst eröffnete neue Schule. Findet ihr, daß sie recht daran getan haben?

Nein, ihr findet, daß sie ungerecht und unvernünftig handelten, denn falls die Jünglinge wirklich im Unrecht wären, so hätten sie, anstatt die eine Schule zu schließen, zehn weitere neue Schulen oder mehr errichten sollen, damit alle von ihren Altersgenossen verdorbenen Jünglinge richtig belehrt werden und dem Staat die gerechten und einsichtigen Männer heranwachsen, welche die von uns bereits erkannten vier Kardinaltugenden für die vollkommene Lenkung des Staates besitzen: weise, tapfer, besonnen, gerecht. Aber findet ihr bei den Älteren, welche die Schule geschlossen haben — aus welchem Grunde es auch sei, ob die Jünglinge im Recht oder Unrecht waren — diese Tugenden? Nein, ihr findet sie nicht, und darum müssen wir einsehen, meine Freunde, daß sie recht gehandelt haben, indem sie die neue Schule schlossen; denn sie verstehen es nicht besser als ihre verurteilten Altersgenossen, die Jugend zu erziehen, und sie arbeiten mit den gleichen falschen Mitteln der Strafe und des Zwanges, der Freiheitsentziehung und der bürgerlichen Ächtung. Es wird deswegen notwendig sein, zunächst neue Schulen für die Älteren zu errichten, ehe diese Älteren befähigt sein werden, die Jugend auf die neue gerechte Weise zu belehren.“

Würden aber die unbelehrbaren Älteren nicht auch heute wieder einen dermaßen ehrlichen und mutigen Sokrates zwingen, den Giftbecher zu leeren? Wo ist dennoch der Sokrates von heute, der sich selbst opfert, um die falschen Denkwege zu zertrümmern? Und wo ist der geniale junge Dichter, der seine Sonette und Stanzas und die Gesänge seiner angefangenen Odyssee auf einem Scheiterhaufen verbrennt, um aus dem uns umgebenden Schutt der geistigen Ruinen die Bausteine aufzulesen, mit denen wir alle nach einem wahrhaft neuen und gerechten Plan das feste Gebäude der Sinndeutung der jüngsten und ältesten Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft bauen?

## Das erhörte Herz

*Eine Studie*

Obwohl diese kleine Geschichte von Santa Rita handelt, weiß ich nicht mehr von ihr, als daß sie eine Nonne war. In vielen Kirchen Italiens, besonders im Norden des Landes, sah ich sie auf den Altären, und um ihr Bild, das sie als betende Nonne darstellt, glimmerten im Halbdunkel silberne und goldene Herzen, große und kleine, die, neben- und übereinandergereiht, ganze Wände bedeckten. Das sind die erhörten Herzen derer, die vor Santa Rita niederknieten.

Auch in San Giorgio in Ferrara war ich wieder auf das Bild dieser großen Erhöhrerin gestoßen. Es war gegen Abend, als ich die Kirche verließ und auf den weiten Platz mit den niedrigen Häusern am Kanal trat. Nahe an der Brücke sah ich den elektrischen Omnibus an der Abfahrtsstelle stehen. Die sinkende Sonne glühte seine Fenster rot an; es sah aus, als ob der Wagen mit Blut gefüllt sei. Der Billettschaffner sprach mit einem alten Manne, sie schauten beide gegen den Turm von San Giorgio, dessen Ziegel ebenfalls rot glühten. Ich dachte, sie mochten nach der Turmuhr ausblicken, und wandte mich, konnte aber keine Uhr in der Höhe entdecken. Im Nähertreten hörte ich, daß sie vom Taubenschießen sprachen. Vom Turm, als wehte der Wind Daunenflocken herab, schwebten viele Tauben auf den weiten Platz. Die Luft war mild und vom Kanalwasser durchfeuchtet. Neben dem Omnibus leuchtete grell die weiße Wand einer Schenke, davor, auf den schwächlichen, kleinen Strohstühlen, einige Männer krumm und behaglich hingen oder die Schultern an die besonnte Kalkmauer lehnten. Auf dem Tisch standen vier fast geleerte Gläser um eine Halbliterflasche.

Ein Mann in der grauen Uniform der städtischen Verkehrsbeamten hob soeben das Glas Rotwein an den Mund, rief dem Billettschaffner etwas zu, trank und putzte sich den Mund ab, derweil er auf die Uhr schaute. Auch er sagte dann etwas vom morgigen Sonntag und vom Taubenschießen. Dann wandte er sich zum Omnibus, erblickte mich, und so fragte er, als sei der Wagen sein Privatgefährt, ob ich mit in die Stadt hineinführe. Ich meinte abschätzig, die kurze Strecke zum Dom, das sei doch ein Spaziergang. Er runzelte bedenklich die Stirn: es seien mindestens fünfzehn Minuten; ich mußte lachen. Dennoch stieg ich ein, denn der Omnibusfahrer hatte mich mit einer Bewegung gegen San Giorgio hin gefragt, ob ich der Santa Rita einen Besuch gemacht hätte? Ich erklärte ihm, daß ich des Kreuzganges wegen, der sich leider in sehr verwahrlostem Zustande befinde, herauspaziert sei. Er lächelte höflich, fast nachsichtig: der Kreuzgang, nun ja, zu Santa Rita gehe man ja auch nur, wenn man müsse.

Er blickte wieder auf die Uhr, es seien noch drei Minuten bis zur Abfahrt; das erklärte er mit einer Stimme, als wolle er am liebsten noch einmal zu den Männern an dem Tisch zurück. Er mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein, sein Haar war schon grau, doch die Augenbrauen noch tief schwarz. Und seine Augen, als er wieder von Santa Rita zu erzählen begann, brannten unvermittelt

in diesem Feuer, das mich von fern an Savonarola denken ließ, vielleicht auch nur, weil dieser Fanatiker ein Ferrarese war. Denn das Gesicht des kleinen, schmalen Omnibusfahrers war im übrigen regelmäßig, fast glatt und knabenhaft harmlos. Über das Privatleben der heiligen Rita war er offensichtlich so wenig unterrichtet wie, man verzeihe den Vergleich, ein einfacher Soldat über die Herkunft und die Zusammensetzung des Dynamits, die Wirkung indes, die von der Heiligen ausgehe, beschrieb er auf eine so dingliche und handgreifliche Weise, daß mich seine Erzählung zuerst heimlich belustigte.

Wie es aber kam, daß ich ihm schließlich mit einem Ernst, der innerhalb dieses Gespräches übertrieben erscheinen mußte, widersprach, könnte ich nicht genau sagen. Ich empfand eine Art von Scheu, ja Abwehr gegen diese Gewaltbarkeit menschlicher Beschwörungen und Gebete, denn der Mann sagte schließlich, Santa Rita sei von Gott bestimmt, jedes Gebet zu erhören, wenn der Mensch an Santa Rita glaube — und wirklich verzweifelt sei. Ich wunderte mich zugleich über die fast theologische Ausdrucksweise des Omnibusfahrers, doch ich warf nun ein, so ein Denken gefalle mir nicht. Selbst eine heilige Rita könne doch nicht das erreichen, was gegen den Willen Gottes, die Natur und unser Schicksal stehe. Da runzelte der Mann wieder die kleine Stirn, er dachte nach, aber das Nachdenken verursachte auf seiner Stirn waagerechte Falten. Schließlich lächelte er: das sei schon richtig, aber — er blickte mich fast geheimnisvoll an: „Wenn die Heilige einmal nicht erhören kann, dann tröstet sie, und das ist doch fast genau so viel!“

Ich konnte vor Überraschung nicht antworten, der Billettschaffner rief zudem aus dem Hintergrund des Wagens, es sei Zeit zum Abfahren. Der Fahrer beugte sich, bevor er den Strom einschaltete, gegen die offene Tür und rief den Männern an der weißen Schenkenmauer noch etwas Neckendes über das morgige Taubenschießen zu.

Dann schlossen sich die Türen, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Ich saß ganz vorne zur Linken des Fahrers, der geradeausblickend sich nicht mehr um mich bekümmerte.

Der Omnibus war beinahe leer. Der Billettschaffner auf seinem Platz am hinteren Eingang spielte in seiner Ledertasche klirrend mit den Münzen und pfiff dazu. Ein altes Ehepaar, das heißt die Frau war noch keine fünfzig, saß mir schräg gegenüber und, als belästige sie das Pfeifen des Schaffners, blickte die Frau einige Male nach hinten. Ihr Gatte, mit einem weißen, friedlichen Regenbogenschnurrbart, hatte die Hände auf seiner Stockkrücke aufeinandergelegt und dämmerte vor sich hin. Mir fast gegenüber saß eine beliebte Dame in einem abgetragenen Persianer, ihre Brust federte manchmal bei den Erschütterungen des Wagens, und sie lächelte ununterbrochen über irgend etwas in Gedanken, derweil sie an meinem Kopf vorbei durch die Scheiben starrte.

Der Omnibus fuhr durch die schmalen und nüchternen Straßen Ferraras. Wir befanden uns noch in einem etwas ärmlich wirkenden Viertel. Es stieg niemand an den Haltestellen ein. An den Scheiben glitten die niedrigen, ziegelsteinernen Fassaden der Fahrradläden, Schenken, Bügelstuben und Lebensmittelgeschäfte vorüber, und in regelmäßigen Abständen die Lücken der noch engeren Seitengassen und Gäßchen. Auf dem schmalen Gehsteig, den diese Straße, eben

weil eine Omnibuslinie sie durchläuft, aufweist, bewegte sich die abendliche Menge der Kleinbürger und Soldaten zu den Kinos und Speiselokalen.

Ich blickte soeben durch das vordere Fenster nach der nächsten Haltestelle suchend aus, als ich bemerkte, wie zwei Kinder — ob Knaben oder Mädchen, war nicht zu sehen, so schnell geschah es — von links die Straße im Lauf zu überqueren versuchten. Als letztes sah ich von den Kindern eine erhobene Hand, dann waren sie vor dem Wagen verschwunden. Das Laufen und Verschwinden der kleinen Gestalten hatte etwas vom Dahinhuschen von Mäusen, die dabei sind, mit ebensoviel Sicherheit wie Verwirrung irgendeinen Ausweg vor der Katze zu suchen.

Die Gestalt des Fahrers war in den Schultern zusammengezuckt, der Wagen machte eine jähe, kurze Kurve nach links, die Bremsen kreischten, ich hatte für einen Augenblick den grotesken Eindruck, als habe der Wagen wirklich wie eine Katze die Kinder mit dieser Kurve nicht vermeiden, sondern einfangen wollen. Denn zugleich mit dem Bremsenschrei war durch das Waagerechte des Wagens, und zwar von der rechten Vorderseite ausgehend, eine weiche, hebende Bewegung hindurchgegangen, die sich, bevor der Wagen hielt, allen mitteilte, den Menschen und den Dingen, welche sich im Vorderteil befanden.

Die Körper der noch eine Sekunde vorher aufrecht und ruhig dasitzenden Fahrgäste hoben sich, als das weiche Hindernis langsam von dem rechten Vorderrade überwunden wurde, kaum eine Handbreit von den Sitzen; es sah wie eine langsame, qualvolle Verbeugung aus. Ich selber spürte den Drang, mit gleichen Füßen in die Höhe zu springen, um meinem plötzlich von unten berührten Sitz zu entfliehen und auch, um mein Gewicht für diese eine Sekunde unwirksam zu machen. Ich entdeckte, daß ich die Hand auf dem Herzen hatte und mit dem Kopf schraubenhafte Bewegungen ausführte. Dann — in einem sicheren Instinkt, durch die Beobachtung der andern die eigenen Nerven am besten entspannen zu können, schaute ich mich im Kreise um.

Die Dame im Persianer hatte die Arme neben sich erhoben, daran die Finger gespreizt standen. Dabei starrte sie mich an und versuchte zu lächeln: „Ein Hund, wie?“ Sie lispelte das. Der alte Herr drehte vorsichtig das Gesicht seiner Frau zu, er wollte sie offensichtlich etwas fragen; aber die sprang plötzlich auf die Beine mit einer Bewegung, als zerreiße sie eine unsichtbare Fessel, und so schrie sie: „Moviti!“

Diese Aufforderung, sich zu rühren, galt dem Fahrer und war mit einer wahrhaft platzenden Stimme vorgebracht worden. Selbst das Wimmern, das dem Kreischen der Bremsen gefolgt und durch den Wagenboden gedrungen war, um sofort zu verstummen, hatte den Mann am Steuerrad nicht bewegen können. Doch bei dieser Explosion von Schrecken und Wut in der Weiberstimme sprang der über dem Rad zusammengekrampfte Rücken wie ein Bogen, an dem man die Sehne zerschneidet, gerade in die Höhe. Seine Mütze fiel ihm dabei nach hinten herunter. So aufgereckt verharrte er eine Sekunde und starrte geradeaus. Vor dem Wagen, wie aus der Tiefe plötzlich hervorgequollen, hatte sich ein Wall von Köpfen gebildet, und durch das Hinstarren auf einen Punkt waren diese Köpfe in ihrer Bewegung gehemmt, nur aus den

hinteren Reihen drängte und zuckte und summte es und drohte, die Unbeweglichkeit des ersten Kreises zu brechen.

Plötzlich hob der erstarrte Mann seine Ellbogen mit einem Ruck, schlug die Hände vors Gesicht, schrie einmal kurz und unterdrückt, wandte sich so, als wolle er davonlaufen, und stieß gegen mich an. Und nun brach er zusammen, ich mußte ihn halten. Sein Gesicht war grau, sein Hörper zuckte, er röchelte: „Meine Kinder, mein Brot!“ Das wiederholte er einige Male. In meiner Verwirrung hatte ich den Zusammenhang zwischen den Worten Kinder und Brot nicht begriffen, und so sagte ich: aber nein, wie er das wissen wolle, daß es seine Kinder seien? Er erhob sich darauf aus meinem Arm, er lächelte irr: „O nein, es sind nicht meine Kinder, Gott sei Dank, nein“ — vor Erregung rülpste er einmal, ich roch Wein in seinem Atem. Dann starrte er mich an mit einer Angst, die ihn die Augen verdrehen ließ: „Ich habe zwei Kinder — zwei — und mein Brot hab' ich verloren!“ Das Wort „pane“ kam zuletzt und zerbröckelte in einem fast bedächtig einsetzenden Schluchzen.

Der Billettschaffner war inzwischen zur hinteren Tür hinausgeeilt. Ich sah ihn und einen Schutzmann durch das Gewoge der Köpfe hindurchgehen; man machte ihnen schon Platz, sie gingen vornübergebeugt die Straße entlang. Als der Fahrer der beiden Männer ansichtig wurde, hielt er sich wieder die Augen zu und sagte dumpf und vernehmlich: „Madonna mia! Die Tauben! Warum hab' ich Wein getrunken?!“

Die Frau mit der bösen, explodierenden Stimme war ausgestiegen, bei den letzten Worten des unglücklichen Mannes betrat sie soeben wieder den Wagen. Sie wandte sich rückwärts einem schreienden Soldaten zu und rief: „Natürlich ist das Schwein halb besoffen, so einem vertraut man sein Leben an!“ Der Soldat, der wie ein Hahn unter Hühnern sich reckte und bei jedem seiner Schimpfworte mit dem Kopf zuhieb und immer röter im Gesicht wurde, wollte nun in den Wagen eindringen. Doch die Dame im abgetragenen Persianer stellte sich ihm in den Weg und sagte freundlich: „Bitte, hinten einsteigen! Außerdem haben Sie kein Billett, und der Bigliettista ist nicht da!“ Der Soldat wollte an ihr vorbei, wiewohl man draußen über ihn zu lachen begann, da sagte die Frau: „Gib acht, Bürschchen, mein Mann ist Capitano hier in Ferrara, in einer Kaserne Capitano! Wenn du jetzt nicht gehst —“ Der Soldat verschwand darauf eiligst in der Menge. Indem stieg eine Frau ein, sie kam durch den Omnibus nach vorn und rief: Ach, es sei gar nicht so schlimm, sie habe die Kinder gesehen. Sie hätten nicht einmal geweint, das Rad sei nur über die Beine gegangen. Man habe sie in die Farmacia gebracht, in die Farmacia Imperiale, genau an der nächsten Haltestelle. Und sie steckte einen Bonbon in den Mund.

Der auf einer Bank dasitzende Fahrer hatte die ganze Zeit die Hände vor den Augen gehalten. Nun ließ er sie sinken und erhob sich. Sein Gesicht war wie aus einem einzigen alten Knochen geschnitzt. Er sagte nun, allen vernehmlich: „Ich habe zu Santa Rita gebetet. Ich habe ihr ein Herz versprochen, das sechshundert Lire kosten soll. Ein Herz aus Silber für sechshundert Lire! Ich verkaufe mein Gewehr“, und nun lächelt er mich an, „sie erhört mich gewiß, ich habe es Ihnen erzählt, Signore, sie ist die Heilige in äußersten Anliegen!“

Ich erinnerte mich, auf einem vorgedruckten Gebetsformular am Altar der Heiligen diesen Ausdruck gelesen zu haben, trotzdem berührte er mich in seiner terminus-technicus-haften Form im Augenblick fast grotesk. Ich lenkte deshalb ab und schlug ihm vor, die Namen der anwesenden Fahrgäste als Zeugen aufzuschreiben. Er wurde eifrig und zog sein Notizbuch.

Der erregte Mann wandte sich zuerst an den alten Herrn, doch da stellte sich heraus, daß der schlief, aufrecht dasitzend, die Hände auf dem Stock übereinandergelegt. Seine Frau stieß ihn wütend an, sie schämte sich offensichtlich. „Natürlich sind Sie unschuldig“, nickte er, den Fahrer schlaftrunken anblickend, „natürlich, oder was meinst du?“ Er wandte den weißen Halbkreis seines Schnurrbarts seiner Frau zu. Die lachte und klatschte in die Hände, kniff die Augen zu und schüttelte den Kopf. Der Fahrer beugte sich demütig: „Aber, Signora, sehen Sie mich doch an, warum schauen Sie denn weg, urteilen Sie doch: bin ich denn betrunken? Soll ich Ihnen eine Rechenaufgabe lösen, passen Sie auf!“ Er begann wirklich zu rechnen, die Hauptmannsfrau fiel ein, nein, wie ein solcher Rechenkünstler nur habe Omnibusfahrer werden können! Der Fahrer schien für einen Augenblick seine Lage vergessen zu haben, er lächelte. Doch diesmal wandte er sich wieder zu seiner Widersacherin, die verstimmt ihre roten Fingernägel betrachtete. „Und sehen Sie, Signora, meine Hand, wenn ich sie spreize, ist vollständig ruhig, das kann doch ein Betrunkener nicht!“ Aber da er die braune Hand vor sich hinhielt, bebte sie samt den Fingern, als sei der Omnibus in voller Fahrt. Die Frau schob seine Hand mit einem Auflachen fort: „Ecco!“ machte sie bloß strafend und nickte drohend. Ich fiel ein, er solle weiterfahren, das sei der beste Beweis für seine Zurechnungsfähigkeit, wer glaube, daß er betrunken sei, der könne ja aussteigen.

Der Fahrer lief fast ans Steuerrad. Er schloß, mit Heftigkeit an dem Griff ziehend, die Türen. Bevor er den Strom einschaltete, beugte er sich zu mir, ich saß wieder dicht neben ihm, er flüsterte: „Ich habe das Gefühl, daß alles in Ordnung geht, wissen Sie, das fühlt man. Santa Rita hilft mir auch diesmal!“ Und dann kam sein Mund meinem Ohr ganz nahe: „Meine Frau bekam keine Kinder, da versprochen wir Santa Rita ein Herz, und sie half!“ Er lachte mit einem kurzen Atemstoß durch die Nase; dann sprang der Omnibus vor und glitt durch die Straße.

Vor der Farmacia Imperiale an der nächsten Haltestelle standen etwa zwanzig Personen; es sah aus, als wollten sie alle etwas kaufen und erwarteten ungeduldig die Öffnung der Tür. Hinter den Glasscheiben hing ein schwarzer Vorhang, der zur Verdunkelung diente. Es waren aber noch nirgends in den Straßen die Läden und Vorhänge vor die Lampen getan; aus den offenen Türen der Geschäfte und Schenken fiel das Licht matt und schwach in die Dämmerung.

Der Fahrer hatte die Türen des Omnibus mit einem eiligen Ruck am Hebel geöffnet, als wolle er aussteigen. Doch er betrachtete die Farmacia mit einem furchtsamen Blick und kam auf seinen Platz zurück. Plötzlich ließ er die Hupe einige Male gehen. Er blickte streng und umständlich auf seine Taschenuhr. „Der Bigliettista soll jetzt endlich kommen“, sagte er, fast forsch. „Um die

Kinder soll sich der Arzt kümmern, ich muß an meine Passagiere denken!" Die Frau, die zuletzt eingestiegen war mit der Beruhigung, das Rad sei nur über die Beine gegangen, fiel ein; sie nahm das Bonbon aus dem Mund, um besser sprechen zu können: „Fahren Sie ruhig weiter, es sind bestimmt nur Beinbrüche!" Der Fahrer nickte vor sich hin und gab noch einmal das Signal mit der Hupe. Und er sagte, seine Stimme klang ärgerlich: „Diese Kinder auf der Straße sind eine Plage! Und dann diese Straßen! Man kommt ohnehin kaum durch. Solche Mütter sollte man durchprügeln, nicht wahr? Ich habe selber zwei Kinder", er wandte sich lächelnd zu mir, „Sie wissen ja, von Santa Rita — aber meine Frau sperrt sie einfach ein, wenn sie einkaufen geht, jawohl! In den Hausflur; da können sie nichts kaputt machen! Wie die Hunde, werden Sie sagen, Signora, aber das ist doch besser —" er hob den Kopf: Die Tür der Apotheke wurde von innen aufgetan. Der Billettschaffner trat heraus, er schob sich mit der Schulter schief voran durch den Haufen der Leute. Dann stieg er ein. Der Mann am Steuerrad suchte, ohne aufzublicken, nach irgend etwas in seiner Rocktasche. Der Schaffner stellte sich neben ihn, er räusperte sich leise. „Was suchst du, Carlo?" fragte er und bückte sich ein wenig; mich bedrückte diese sanfte, fast zärtliche Art des Schaffners. „Ich — eine Zigarette — aber, es geht ja nicht — nein!" Er schüttelte heftig den Kopf, so heftig, daß er die Mütze zurechtschieben mußte. „Wo habe ich eigentlich meine Tasche hingelegt?" fragte der Schaffner. „Die Tasche?" Die Stimme des Mannes am Steuerrad kam willig und wie erleichtert, mit Eifer wandte er sich um, und seine fiebrigen Augen schossen suchend durch den Omnibus. „Da, auf der Bank", er wies mit dem Finger in einer herrscherlichen Bewegung hinter sich. Dann packte er das Lenkrad mit beiden Händen, drückte den Rücken gegen die Messingstange der Lehne, und so sagte er: „Also fahren wir, wie?" Ich hatte dabei die Vorstellung, er sei ein kleiner Junge beim Autospiel, und zwar ein Junge, der an einem aus allen möglichen Dingen zusammengebauten Auto sitzt, das nur in seiner Phantasie fährt, und dieser Junge ist in diesem Augenblick zu alt geworden, um an dieses sein Auto glauben zu können.

Der Schaffner kam langsam, seine Tasche überhängend, nach vorn. Ich sah die Augen des andern am Steuer eine kreise Bewegung machen, als wolle er hinter sich blicken. Der Schaffner war ein blonder, junger Mann, der gerne lachte und pfiff. Er legte seine Hand dem Sitzenden auf die Schulter. „Ich meine, Carlo, bevor wir fahren, wir können ja auch aufs Amt telefonieren, daß Ersatz für dich kommt! — Der Arzt hat getan, was er konnte!" — „O Madonna mia!" Der Kopf am Steuer knickte wie in einem Scharnier nach vorn, die übrige Gestalt blieb aufrecht sitzen. „Sie hat mich nicht erhört — Rita! — das Herz, das silberne Herz, einen ganzen Monatslohn! Sechshundert Lire, und sie hat mich nicht erhört!"

Die Frau mit der explodierenden Stimme versuchte jetzt einen halben Satz vom Weiterfahren, aber der sonst so lustige Schaffner fuhr gegen sie herum und zeigte seine Zähne, als wolle er sie beißen. Und er machte hinter Carlos Rücken gegen uns eine Bewegung, die, voll Theatralik und Verzweiflung, uns ebensogut hätte glauben lassen können, er müsse jetzt seinen Freund Carlo

nach irgendeinem Schicksalsspruch von hinten her erdolchen. Und dann sich wieder gegen den Kameraden am Steuer wendend, sagte er noch sanfter, es sei vielleicht gut, wenn er doch einmal in die Farmacia gehe, es sei nämlich unschicklich, wenn er weiter am Steuer bleibe — „in diesem Falle wenigstens, Carlo“, fügte der Schaffner hinzu, er reckte dann kurz den Hals, als würge ihn etwas, „wegen der Kinder!“ Und mit einem Male legte der Schaffner beide Arme dem immer noch Unbeweglichen um den Hals. Er stammelte nun: „Nein, du verlierst dein Brot nicht, Carlo, o wie entsetzlich! Rühr dich doch, Carlo, du bist doch noch jung, und deine Frau — — o barmherziger Gott!“ So ähnlich sprach der Schaffner, das heißt, er keuchte und stieß die Worte hervor, als hielte ihm jemand den Hals zu. Wir saßen geduckt, die Gesichter den beiden zugekehrt, und unsere Reglosigkeit war ein schmerzhaftes Warten, daß der Mann am Steuer sich endlich bewege, daß er verstehe, daß er endlich mit einem Schrei oder auch nur einer Bewegung bestätige, was unsere Nervenbahn dumpf und lähmend anfüllte. Die Hauptmannsfrau war aufgestanden und auf den Zehenspitzen hinter den aufrecht dasitzenden, schmalen Rücken des Fahrers getreten; aber sie blieb stehen und spreizte wieder auf ihre hilflose, kleinemädchenhafte Art die Arme. Die Frau mit der explosiven Stimme zog plötzlich die Schultern hoch und schloß die Augen. Ihr Mann, die Hände auf der Stockkrücke, wandte ihr das Gesicht zu, und unter dem glänzenden Regenbogenschnurrbart kam es friedlich und sehr vernehmlich hervor: „Wie denn — die Kinder sind tot?“ Da platzte seine Frau heraus, ihre Backen schwellen: „Ewige Schlafmütze, seine Kinder, seine Kinderlein, o Gesù Cristo!“ Und sie weinte rauh und fauchend los.

Ich wundere mich heute noch nachträglich, mit welcher Ruhe der Mann am Steuer sich nun erhob. Man hätte nicht den Augenblick feststellen können, da ihm das ganze Ausmaß seines Unglücks zum klaren Bewußtsein kam. Vielleicht war er schon so erschüttert, daß sein Körper diese gräßliche Steigerung in einer Art Trotz zurückwies und nicht mehr mit Empfindung begleiten und ausdrücken wollte.

Ich erhob mich, um ihm Platz zu machen, er kam wie blind und stieß fast gegen mich an. Da richtete er sein von Erschlaffung eigentümlich nüchtern gewordenes Gesicht voll auf mich, und so sagte er, in seinen Augenwinkeln lächelte er böse: „Welche Infamie von dieser schmutzigen Nonne, welche Infamie! Merken Sie nicht, Santa Rita hilft immer — o ja — ich behalte mein Brot!“

Er ging bis an die Wagentür, doch machte er dort mit einem Ruck kehrt, lachte einmal laut und schallend gegen die Leute hin, die vor der Farmacia standen, wandte sich und kam an seinen Platz zurück. Er ließ die Wagentür mit einem Knall sich schließen und fuhr los. Dann knirschte er vor sich hin: „Und dafür schulde ich ihr nun ein silbernes Herz, dafür, dafür!“

Von da ab schwieg er. Als ich am Dom aussteigen wollte, gab ich ihm meine Karte: wenn er einen Zeugen brauche. Er machte nur eine verächtliche Grimasse und steckte die Karte ein.

Zwei Tage später erschien er abends bei mir im Hotel, der Filobusfahrer Carlo. Er trug einen Zivilanzug. Wir gingen auf den Kastellplatz hinaus. Es

war schon dämmerig. Plötzlich zog er ohne ein Wort eine Schachtel aus seiner Rocktasche, hob etwas Weißliches wie Watte fort, und bei dem ungewissen Schein, der aus einer Schenke drang, erblickte ich ein silbernes Herz. „Sehen Sie, ich halte mein Wort, Signore! Ich bleibe im Dienst, o ja, alle haben Mitleid mit mir! Der Herr Direktor der Gesellschaft hat mit mir gesprochen, er hatte Tränen in den Augen, oder glauben Sie mir das etwa nicht? Ich wollte es selber nicht glauben. Aber es ist wahr, ich kann es beschwören — bei meinen toten Kindern — ja! Er weinte, der Direktor! So eine Welt. Santa Rita vermag viel, wissen Sie, aber daß alle so gut zu mir waren, das kann ich nicht verstehen! Ich habe doch meine Kinder überfahren, meine eigenen Kinder! Weil ich an das Taubenschießen dachte, so jetzt wissen Sie es! Ich habe es niemandem sonst gesagt, an das Taubenschießen dachte ich, statt an das Leben der andern, an das Brot meiner Kinder! Ich werde keine Tauben mehr schießen, nie mehr — es ist grausam, wie? Die schönen Tiere, sehen Sie!“

Auf den dämmerigen Kastellplatz fiel sanft zu unsern Füßen hin eine weiße Taube, sie hatte die auf das Pflaster gefallene Watte wohl für etwas Eßbares gehalten. Er beugte sich, machte lockende Laute mit der Zunge, und so, mehr für sich, sagte er leise: „Und wenn sie mich trösten will, die gute heilige Rita, darf ich mich denn trösten lassen?“ Dann richtete er sich auf, küßte das silberne Herz in der Schachtel und dann — er blickte mich an — hielt er das Herz auch mir hin. Ich beugte mich darüber und küßte es. Dann sah ich einen schmalen, fast knabenhaften Mann über den Platz schreiten, und im Schattendunkel des riesigen Kastells schien er selber wie ein Schatten zu vergehen.

# R u n d s i c h a u

**Vom Stil der Besiegten.** Wenn jemand in seinem Privatleben durch eigenes Ungeschick oder eigene Schuld oder auch durch böse Machenschaften von Feinden einen völligen Zusammenbruch erlebt, so gibt es nur einen einzigen Weg zur Wiederherstellung der eigenen Position: das Annehmen von Haltung, d. h. das Beweisen einer Gemütslage, die einem selber wieder innere Festigkeit gibt, und eines Benehmens, das auch dem Übelwollenden Achtung abnötigt. Eine solche Haltung verlangt zugleich Gefaßtheit und Zurückhaltung und zwingt die anderen zur Distanz. Man sagt Ja zum eigenen Schicksal und verzehrt sich nicht in fruchtlosem Ressentiment und unmännlichen Klagen. Durch die so wiedergewonnene Selbstachtung wird man auch die Achtung der anderen zurückgewinnen. Den lebensklugen Angelsachsen ist ein solches Verfahren eine Selbstverständlichkeit und gehört mit zu dem Kodex der Erziehung zum Manne.

Nicht anders als bei dem Einzelnen liegt es bei den Völkern. Nur das Volk kann Anspruch auf Wiedergewinnung der Achtung seiner Gegner vor der ganzen Welt erheben, das sich größer zeigt als das über es hereingebrochene Geschick. Wie in der Kunst alle neuen Formen erst durch Erhebung zu einem Stil, d. h. zur Erarbeitung der äußeren und der geistigen Einheit, einer Gesetzmäßigkeit und Ordnung, ihre charakteristische Ausprägung und Feinheit gewinnen, so muß man auch für das Verhalten des Einzelnen und der Völker einen Stil suchen, in dem das Schicksal, das Unglück, die Niederlage innerlich und äußerlich bestanden werden. Nicht Klagen und Jammern, kein Betteln um gut Wetter, nicht die Spekulation auf das Mitleid der anderen durch Zurschautragen der eigenen Wunden und Narben, auch kein falscher Geusenstolz, keine Selbsterniedrigung oder gar die Schande, um materieller Vorteile wegen den Rest der eigenen Ehre zu verkaufen, sind geeignet, verlorene Achtung der anderen zurückzuerobern. Es gilt, rücksichtslos und ohne jede Selbsttäuschung Bestandsaufnahme zu machen über das, was gewesen und was geblieben ist, über das eigene Verschulden und das eigene Versagen und mit nüchternem Wirklichkeitssinn die neue Lage zu prüfen. Das alles aber in der Bewährung von Charakter, in einer würdigen Haltung, die die Ausdrucksform des Stils der Besiegten ist. Nicht zum Stil der Besiegten gehört es, wenn die deutsche Bevölkerung um jeden Preis eine Anbiederung bei den Soldaten der Besatzungsmächte sucht. So dankbar wir für eine faire Haltung der Sieger sind und so gerne wir ein gutes menschliches Verhältnis zwischen ihnen, die lange in unserem Lande bleiben werden, und den Deutschen wünschen: das Zeichen für eine Annäherung muß von ihnen gegeben werden, wie sie auch die Distanz zu bestimmen haben. Als ein erfreuliches Symptom buchen wir ein launiges Gedicht in „The New Statesman and Nation“ vom 9. März 1946, in dem es heißt: In the work of Occupation Politics are set aside, With the art of conversation All the Army's occupied. Many Tommies show great promise And quite fluently they chat — „Guten Morgen, liebes Fräulein, What about a little frat?“

Zum Stil der Besiegten paßt es auch nicht, wenn einer sich nicht genug tun kann in dem Anklagen des andern. Nach außen muß die Einheit des Gesamtvolkes gewahrt bleiben, natürlich unter Ausschluß der wirklichen Verbrecher. Diese auszutilgen bleibt oberste Forderung. Denn zur Gewinnung einer würdigen Haltung gehört unabdinglich die Selbstreinigung. Es verstößt weiter gegen den Stil der Besiegten, nun jede Hoffnung auf die Zukunft aufzugeben. Gewiß ist es richtig, daß der geistige und seelische Nährboden in vielen so stark durch das „nationalsozialistische Gedankengut“ zerstört worden ist, daß die Schaffung neuer großer Werte als problematisch anzusehen ist. Aber sind denn nicht immer nur wenige berufen gewesen, das Wesen des eigenen Volkes rein zu erhalten und es neu zu entwickeln? Und nur auf diese wenigen kommt es an. Und sie sind da! Man muß nur Umschau halten, und man wird in allen Schichten des Volkes solche Wesensträger am Werke sehen. Das sind die Menschen, die in Selbstbesinnung gleich wieder zur Tätigkeit schreiten. Und diese wenigen erkennen zugleich die möglichen Vorteile, die auch ein völliger Zusammenbruch für die Höherentwicklung des eigenen Volkes haben kann. Wer den Untergang geistig verarbeitet hat, ist dem Gebliebenen und allem Neuen gegenüber frei geworden. Ohne große Worte, ohne Anklage und ohne die Dreistigkeit, nun aus dem eigenen Geschick der Menschheit neue Wege vorschreiben zu wollen, gehen sie still und entschlossen an ihre Arbeit. Sie empfinden ein neues Verantwortungsgefühl und setzen es in die Tat um. Sie scheuen zurück vor großen Worten, suchen aber aus den Bruchstücken der Zerstörung eine neue gültige Form zu schaffen. „Verwirklichen wollen sie“, wie der Dichter sagt, „was ihnen die innere Stimme rät, wärs auch das kleinste Ding; das ist das Öl, das sie auf die Grabampel träufeln, und nur noch im Alltag erscheint ihnen manchmal die höhere Welt.“ Sie wollen nur nach Sonnenaufgang hindenken und nicht von Untergang hören. Sie geben das Beispiel, nach dem ein ganzes Volk sich ausrichten kann.

**Die landwirtschaftliche Lage Deutschlands.** In der Vorkriegszeit betrug die Bevölkerung Deutschlands rund 69 Millionen. Der durchschnittliche Tagesverbrauch an Nahrungsmitteln repräsentierte einen Wert von 3080 Kalorien, die Erzeugung an Nahrungsmitteln betrug 83—84% des Bedarfs.

Bei allen Betrachtungen über die Lage wird es zweckmäßig sein, von einer einheitlichen Bewertung der landwirtschaftlichen Produktion auszugehen, sie also nicht in Acker- und Vieherzeugnisse aufzuteilen, sondern auch die Vieherzeugnisse über das Futter, über den Stärke- oder den Eiweißgehalt dieses Futters den anderen Ackererzeugnissen anzugleichen. Im allgemeinen wurde in der deutschen Landwirtschaft die Stärkewertrechnung durchgeführt. Sie ergibt, daß in der günstigsten Produktionsperiode 1937/39 58 Millionen t Stärkewerte im Altreich geerntet wurden und daß es rund 62 Millionen t Stärkewerte hätten sein müssen, wenn bei friedensmäßiger Zusammensetzung der Kost Deutschland seinen vollen Nahrungsmittelbedarf aus dem Inland hätte decken wollen. Heute müssen wir von anderen Ausgangszahlen ausgehen. Der längst vollzogene Übergang zur stärkeren Pflanzenkost muß selbstverständlich erhalten bleiben, um den sehr starken Veredlungsverlust zu vermeiden, der bei der

Überführung von pflanzlichen in tierische Produkte entsteht. Kürzungen beim Fleisch um 30% und beim Fett um 40% gegenüber der friedensmäßigen Zusammensetzung der Kost ergeben eine theoretische Einsparungsmöglichkeit von ca. 10 Millionen t Stärkewerte. Dies Resultat setzt voraus, daß der Teil des Viehfutters der menschlichen Ernährung zugeführt werden kann, in dem die Fett- und Fleischversorgung rationsmäßig abgesenkt ist. Das ist in einer Zeit des Wiederaufbaues der Viehbestände sehr schwierig, der selbstverständlich zusätzlich Futter erfordert. Auch die notwendige Verjüngung der Viehbestände, die zusätzliche Aufzucht nötig macht, bedeutet einen weiteren Bedarf an Futter. Es kann also zweifelhaft sein, ob die Gesamtersparnis an Veredlungsverlust den theoretischen Betrag von 10 Millionen t Stärkewerten erreicht.

Nehmen wir es einmal an, so ist für eine der heutigen Zusammensetzung entsprechende Kost ein Bedarf von etwa 52 Millionen t Stärkewerte nötig.

Es läßt sich zur Zeit selbstverständlich die Ernte 1946 nicht schätzen, aber es lassen sich bestimmte wichtige Beeinflussungsmerkmale klarstellen. Sie wirken leider ausschließlich in der Richtung einer empfindlichen Ernteminderung: Der Mangel an Handelsdünger, insbesondere an Stickstoff, der geringe Anfall an animalischem Dung auf Grund der stark zurückgegangenen Viehbestände im russisch besetzten Raum, die mangelhafte Dungbehandlung auf Grund der vielfachen Zerstörung der Einrichtungen, der fast völlige Ausfall an Gründüngung aus Saatgutmangel, ein Zustand der Verunkrautung, wie er seit Jahrzehnten nicht festzustellen gewesen ist, vielfach sehr oberflächliche und unzureichende Bestellung, im allgemeinen späte Frühjahrssaat, geringe und vielfach ganz unterbliebene Saatgutpflege, die insbesondere die Kartoffel betrifft, Mangel an Anspannung, Mangel an motorischer Zugkraft, Mangel an Treibstoff, Wasserschäden größeren Umfanges im englisch und amerikanisch besetzten Raum, unzweifelhafte Ertragsminderung infolge der Bodenreform aus Gründen der erst langfristig möglichen Betriebseinrichtungen, stärkeres Absinken der Viehleistungen infolge Qualitätsmängel weit über den zahlenmäßigen Rückgang hinaus. Unter Abwägung dieser Umstände wird man in Restdeutschland mit keiner höheren Ernte als mit etwa 27 Millionen t Stärkewerten zu rechnen haben, d. h. für eine Ernährung auf der Grundlage von 2800 Kalorien fehlt etwa die Hälfte. Es müssen mehr als 69 Millionen Menschen ernährt werden, dazu sicher auch ein Teil der Besatzungstruppen. Die Nahrungsmittelzuteilung wird also kalorienmäßig einen Wert haben, der um 1000 bis 1100 Kalorien herumpendeln wird und damit als völlig unzureichend anzusehen ist. Geht man davon aus, daß für den körperlich arbeitenden Menschen ein Mindestbedarf von etwa 2500 Kalorien notwendig ist, der auch nur verhältnismäßig kurze Zeit durchgehalten werden kann, so wird einleuchten, welche Fehlbeträge bei dem übrigen Teil der Bevölkerung, insbesondere also bei dem Nichtarbeitenden eintreten müssen. Hinzukommt, daß die Selbstversorgerrationen wie auch der tatsächliche Verbrauch der Landwirtschaft selbst ein gewisses Mindestmaß nicht unterschreiten dürfen, wenn die Erzeugung selbst aufrechterhalten werden soll. Dieser Bedarf liegt aber auch auf etwa 2500 Kalorien und mehr. Ferner ist zu beachten, daß jede freie Ecke in den Wohnungen der Landbevölkerung besetzt ist und mit der Tatsache gerechnet werden muß, daß über die rechtlich zugelassenen Selbstversorgerrationen hinaus ein illegaler Verzehr stattfindet.

Über den Schwarzhandel zu sprechen, lohnt sich nicht. Die für die städtische Bevölkerung zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel sind also anteilmäßig noch geringer. Einem Soll von etwa 42 Millionen t kann im ungünstigsten Fall ohne Einfuhr nur ein Betrag von 12 bis 15 Millionen t Stärkewerte gegenüberstehen. Das ist eine Lage, die sich unzweifelhaft in dieser Zuspitzung in keinem anderen europäischen Land wiederholt. Es ist deshalb die Sorge verständlich, mit der dem Ablauf der nächsten Versorgungsperiode entgegengesehen werden muß. Es wird der Zusammenfassung aller Kräfte unter einheitlicher Leitung bedürfen, um wenigstens die schlimmsten Folgen dieser Mangellage zu vermeiden.

**Der Mann hinter dem Schalter.** Es gibt ihn noch, und es hat ihn immer gegeben und wird ihn bei der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur voraussichtlich immer geben. Er ist so oft beschrieben und gegeißelt worden und gehört so sehr zu den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens, daß alle ihn kennen und nicht lieben. Es braucht durchaus nicht immer ein Mann zu sein, auch Frauen sind für diese Berufskrankheit anfällig. Der Schalter braucht dabei nicht einmal vorhanden zu sein, das Bewußtsein, als Beamter in einer überlegenen Position gegenüber dem Publikum zu sein, ersetzt ihn. Paragraphen sind seine Waffen, Dienstvorschrift sein Panzer. Für ihn gilt es nicht, daß der Beamte für das Publikum da ist, sondern das Publikum ist für ihn da, um „abgefertigt“ zu werden. Eine Würde, eine Höhe entfernt die Vertraulichkeit. Eine Berliner Tageszeitung brachte dieser Tage eine köstliche Karikatur von L. von Malachowski: die Beamten verlassen das Büro und hängen am Kleiderständer die im Dienst getragenen Kronen auf, um sie mit den schlichten Hüten des Bürgers zu vertauschen. Von den Subalternen und der Krone! Denn dieser Beamte ist der Typ des „Subalternen“, der sich ebenso wie in den unteren und mittleren auch in den höheren Beamtenstellungen findet. Bei den höheren äußert sich der Schalter in dem oft grundlosen Wartenlassen der Besucher, bei den mittleren und unteren Beamten hinter dem wirklichen Schalter in Unfreundlichkeit und Neigung zur recht langsamen Vertilgung des jetzt so frugalen Frühstücks, gerade wenn der Andrang des Publikums am größten ist. Es muß ein Bazillus am Werke sein, der in die Gehirnwindungen sich einnistet und sein Opfer sich höher dünken läßt als alles andere Volk. Ein typisch deutscher Bazillus, der selbst in den Konzentrationslagern jeden Kriminellen oder Asozialen, der die Armbinde des Blockältesten erhielt, zum Tyrannen seiner Kameraden machte. Natürlich ist er eine Ausnahme, die die Regel des guten und pflichttreuen Beamten bestätigt, der gerade heute mit Rat und Tat den Besuchern zu helfen strebt. Diese Ausnahme ist ja zugleich auch der größte Feind der eigenen Kollegen, die er schikaniert und gerne bei den Vorgesetzten anschwärzt. Aber auch Ausnahmen sind sehr störend. Man dachte, daß mit der Nazi-Zeit, in der auch diese unangenehme Frucht des Bürokratismus zu besonderer Blüte vom Obmann angefangen bis zu den Fasanen in der gelben Jacke gediehen war, nun mit anderen Schranken auch der Mann hinter der Schranke verschwunden sei. Aber es ist sonderbar: das Gefühl, dem Publikum überlegen zu sein, muß ein besonders schnell wirkendes Gift sein, denn es

hat auch viele der neuen Beamten ergriffen, kaum daß sie ihre neue Würde angelegt haben. Wir hören immer wieder aus berufenem Munde, daß überall durchgreifender Wandel geschaffen sei. Aber auch hier geht, scheint's, die Theorie der Praxis voraus, und der Mann hinter dem Schalter hinkt hinterher. Grobheit ist nur ein ungenügender Ersatz für Sachkenntnis, und politische Gesinnung ersetzt genau so wenig wie in der vergangenen Zeit die Eignung zum Beruf. Die Berechtigung der Selbstreklame der Behörden läßt sich zu schnell durch eigene Erfahrungen nachprüfen. „Sofort-Maßnahmen“ — herrlich, aber die Entscheidung auf daraufhin gestellte Anträge läßt baldigst erkennen, daß die großen Worte nur Beruhigungsspillen sind wie in der Nazi-Zeit, hinter denen sich Unvermögen und selbst fehlender guter Wille verstecken möchten. Auch wenn, wie gerne zugegeben, heute die Beamten nichts zu lachen haben und selber täglich neuen Anforderungen gegenüberstehen: das Publikum hat noch weniger zum Lachen. Es ist abgehetzt, hungrig und müde, muß für das so nerventötende Warten auf den Korridoren der Ämter dringliche Arbeiten vernachlässigen und kann doch auf Freundlichkeit und Entgegenkommen Anspruch erheben. Dabei geht die Arbeit bei ein bißchen Freundlichkeit und einen Gran Humor viel schneller und leichter, während diese unerfreuliche Spielart des Beamten den Apparat zum Leerlauf bringt und Sand in die Räder streut. Man rechne einmal aus, wie viele Arbeitsstunden durch das sinnlose Warten in den Ämtern verloren gehen, daß man fast von Sabotage sprechen kann. Der ganze Betrieb müßte auf rationelle Arbeitsmethoden untersucht und radikal umgestellt werden, was den guten Beamten in erster Linie Erleichterung bringen würde. In der Demokratie, die dem Beamten keine Sonderstellung zugesteht, ist für die Leute hinter dem Schalter kein Platz mehr.

**Das Dritte Reich — ein Propagandatrick.** Endlich haben die monatelangen Verhandlungen in Nürnberg ein Ergebnis gehabt, das freilich eine sensationelle Überraschung ist. Aus den unter Eid abgegebenen Aussagen der Angeklagten geht nun hervor, daß es Konzentrationslager, Morde am laufenden Band und Terror überhaupt nicht gegeben hat! Männer wie Kaltenbrunner haben eine Gesinnung wie ein Vertreter einer Bibelgesellschaft: er war ein Beschützer der Juden und ein Vorkämpfer für das Recht. Und Rosenberg, in dessen Büchern die Irrtümer lediglich von fremden Autoren stammen, war Philosemit und ein Schirmherr der Kirchen. Ein deutscher Außenminister wurde mit deutscher Außenpolitik überhaupt nicht befaßt. Die verantwortlichsten Soldaten hatten mit dem Kriege und seinen Vorbereitungen überhaupt nichts zu tun. Es sitzt dort auf der Anklagebank eine Gesellschaft von Unschuldsengeln, die für diese Welt wirklich zu gut sind und die Beförderung in eine bessere Welt verdient hätten. Wir stehen beschämt da, daß wir solchen Ehrenmännern so bitteres Unrecht taten und wiederum auf einen Trick der böswilligen Feindpropaganda hineingefallen sind. Heute wissen wir, daß das ganze Dritte Reich überhaupt nicht existiert hat und lediglich eine fluchwürdige Erfindung zur Vernichtung des deutschen Volkes von der BBC London und von Gustav Siegfried war!

**Anatole France über Napoleon.** Mit Jean-Jacques Brousson, seinem Sekretär, dem wir ein reizvolles Buch über Anatole France verdanken, spricht er über Napoleon. Er sagt: Er ist ein Narr, ein Kranker. Dieser grobe Mann ist kein Mann — oder doch kaum. Er hat nie viel Sinn gehabt für das Geschlecht. Er hat nur eine einzige Frau geliebt: den Ruhm, die Macht — den Krieg! — was für ihn das gleiche war. Wie die meisten Despoten ist er immer erregt und voll Unrast, und er läßt die Welt unter seinem Druck stöhnen, weil er unfähig ist, sein Unterbett knarren zu lassen. Im Orient erregen die Eunuchen die meisten Revolutionen — und genau so liegt es bei uns. Nach 1789 beherrschten die Bastarde, die Hinkenden und Impotenten die politische Bühne. Napoleon war nicht gerade impotent, aber er war auch nicht der Obelisk von Luxor. War er wirklich jemals verliebt? Das, was Plato mit durchgehenden Rossen vergleicht, die alles Seelische mit sich reißen? Dazu hatte er nie Zeit. Ja, er hat Josephine in seiner Art geliebt — er hat auch zwei oder drei Idylle gehabt — armselige Idylle. Eintagslieben eines Korporals. Das ist für einen Mann wenig, besonders, wenn dieser Mann ein Kaiser ist. Denken sie, wie er die Gelegenheiten vorübergehen ließ! Er floh sie geradezu. Im Grunde liebte er Frauen nicht. Er verachtete sie. Er hatte keine Liebesfähigkeit. Er war nicht verliebt, weil er zu schwach war, und sein Ehrgeiz, sein unerhörter, krankhafter Tätigkeitsdrang entsprangen einem Mangel seiner Konstitution. Im Grunde hat er stets nur sich selbst geliebt. Und wenn der Sohn der Laetitia Ramolino die Erde umstürzte und Blut wie Wasser über sie ergoß, so liegt eine Ursache dafür darin, daß sein erotisches Vermögen unzulänglich war. — St. Helena? Er starb wirklich nur aus Verdruß darüber, daß er nicht mehr herrschen, seine Minister nicht mehr schurigeln, keine Aufrufe mehr erlassen konnte.

# Literarische Rundschau

## „Vor den Ruinen Deutschlands“

Selbstbesinnung ist nicht die stärkste Eigenschaft des deutschen Menschen. Aus diesem Mangel heraus realisieren daher die meisten noch gar nicht, wie tief wir wirklich gefallen sind, geschweige denn, wie es zu dieser so tragischen Rutschpartie kommen konnte und gekommen ist. Bevor aber überhaupt an einen Aufstieg zu denken ist, muß der letzte Deutsche begriffen haben, daß Hitler nicht etwa ein Staatsmann war, der einfach das Pech hatte, den Krieg zu verlieren, sondern daß er im letzten der verzerrte Ausdruck jenes deutschen Wesens war, das unser Volk immer wieder selbst vernichtet und dazu auch noch viele andere Völker Ströme von Blut und Tränen kostet.

Die Selbsterkenntnis ist allerdings den Deutschen besonders erschwert worden, da sich seit hundert Jahren offensichtlich alle sogenannten führenden Schichten, unter welder Flagge sie auch marschierten (denn sie marschierten unentwegt...), verschworen hatten, eine mutige, die Wahrheit beim Namen nennende Geschichtsschreibung nicht aufkommen zu lassen, von dem letzten Jahrzehnt ganz zu schweigen. Es blieb einem unserer empfindsamsten Dichter, Rainer Maria Rilke, und nicht einem Historiker oder Staatsmann, vorbehalten zu schreiben: „Deutschland hätte im Jahre 1918, im Moment des Zusammenbruchs, alle, die Welt, beschämen und erschüttern können durch einen Akt tiefer Wahrhaftigkeit und Umkehr“, um zugleich zu klagen: „... es war nur auf Rettung bedacht in einem oberflächlichen, raschen, mißtrauischen und gewinnsüchtigen Sinn, es wollte leisten und hoch- und davonkommen, statt, seiner heimlichsten Natur nach zu ertragen, zu überstehen und für sein Wunder bereit zu sein.“ Noch mehr: Rilke hat damals schon „die unbeschreibliche Besorgnis, die Angst, das Vorgefühl eines jähen und gewaltigen Sturzes“.

Zu diesem Akt tiefer Wahrhaftigkeit und Umkehr ruft heute, nicht mit leeren Worten, sondern mit Tatsachen und konkreten Deutungen F. A. Kramer in seinem Buch „Vor den Ruinen Deutschlands“ auf (Berlin, Wedding-Verlag). Den Verfasser traf man in den vergangenen Jahren auf allen innerdeutschen und europäischen Schlachtfeldern gegen den Nazismus, wo er mit überlegener Geschicklichkeit seine geistige Potenz und handelnde Tatkraft zum Einsatz brachte. Er hatte jenen Mut, der beispielsweise unseren Generalen fehlte, das sittliche Gesetz in sich selbst höher zu stellen, als einen unmoralischen Befehl des leitenden Ingenieurs der Staatsmaschinerie (der nichtmals ein Ingenieur war...) und war mit Talleyrand darin einig, daß Hochverrat nur eine Frage des Datums sei. Es gibt nicht viele, die so berufen sind, auf die Fragen Antwort zu geben: „Wer war Hitler? Wie ist er zur Macht gekommen? Wohin hat er uns geführt? Was ist unter ihm geschehen? Was war hierbei für uns Schicksal, was war Schuld? Welche Wege sind jetzt noch offen?“

Wenn das Buch auch damit beginnt, daß im Jahre 1889 in Braunau am Inn im Gasthaus „Zum Pommern“ der Sohn des seinem Beruf nicht treu gebliebenen Schustergesellen Alois Schicklgruber geboren wird, der später den Namen Hitler bekommt, so werden die Dinge doch nicht von dieser Zufälligkeit aus betrachtet, sondern aus dem Zusammenhang heraus. Die spätere politische Kampfposition dieses Sohnes Adolf liegt zwischen Männerheim und Ghetto. Der „Jung-Siegfried aus dem Männerheim“ schafft sich seine mythischen Gegenspieler in den Schwarzen, Lahmen und Schiefen, die er im Ghetto kennenlernte, um sie nun zu verallgemeinern. Im Kriege ist die Etappe sein Element, und sie wird es bis zu seinem Ende bleiben. Als Spitzel der „Schwarzen Reichswehr“ verdient er sich in den ersten Nachkriegsjahren seine Sporen. Gelernt hat



## Trösteinsamkeit

Wie kostbare Geschenke nehmen wir in innerer Bereitschaft und Beglückung die Fülle der kleinen Schriften entgegen, die Reinhold Schneider jetzt herausgegeben hat (Freiburg i. B., Verlag Herder). Es sind Büchlein, die man stets in der Tasche bei sich tragen kann. Es sind Breviere eines reinen Geistes und Herzens. Die erhabene und tiefe Frömmigkeit und die so unendlich wohltuende Atmosphäre, die um diesen uns erhalten gebliebenen Menschen ist, bringen allen denen, die guten Willens sind, innere Klarheit und Stärkung.

Wir lesen in der Schrift „Die Verwaltung der Macht“: „Was ist die Macht? Gottes Auftrag, teilzunehmen an der Regierung der Erde; sie kann nicht Eigentum sein, sie ist vielmehr ein Lehen und zugleich ein furchtbarer Prüfstein. Gott fordert den gerechten Verwalter. Der Mächtige wird vor seinem Gericht erscheinen müssen ... Macht kann nicht besessen werden, und ebenso wenig darf sie den Menschen besitzen; sie ist Teil eines unermesslichen Reiches, der Allmacht des Herrn, und nur der Freie, der unter einem Gewissen steht, wird ihr gerecht. Damit ist die einfache Antwort auf die vielumstrittene These, daß die Macht böse sei, gegeben. Die Macht ist nicht böse, denn Gottes ist alle Macht. Aber die Macht kann zur Versucherin werden; der Mensch, der dieser Versuchung erliegt, verfällt der Macht des Bösen.“

In dem Heft „Versöhnung der Gläubigen“ finden wir das Wesentlichste gesagt über die Möglichkeit des Wiederzueinanderfindens der getrennten Christenheit. Es gilt jetzt das ergreifende Erlebnis zu retten und als lebendiges Gut für immer zu bergen, das Katholiken und Protestanten in der gemeinsamen Verteidigung der Möglichkeit einer christlichen Existenz im Hitler-Reich vereinte. „Wir wissen, was uns trennen will und unfehlbar trennen wird, wenn wir dem Wunsche nachgeben, einander zu besiegen: in diesem Augenblick sollten wir nicht vergessen, daß unser Herz weiser sein kann als wir und die verzichtende Liebe mehr erreichen kann als die höchste Wissenschaft. Wir sollen den Grund der Einheit legen: ja, — er ist schon gelegt von Gott. Sollten wir das Erdreich aufwühlen, das verborgene

## Bücherstuben am Brandenburger Tor

UNTER DEN LINDEN 66

WERTVOLLE BÜCHER  
ALTE STÄDTEANSICHTEN  
ALTE ATLANTEN

BIBLIOPHILE DRUCKE  
DICHTUNG / KUNST / PHILOSOPHIE  
GEISTES- UND GESELLSCHAFTS-  
WISSENSCHAFTEN

ANKAUF  
VON BÜCHERN, BIBLIOTHEKEN  
UND GUTEN ZEITSCHRIFTEN-REIHEN

\*

ALTE MEISTERWERKE  
BILDENDER KUNST

GEMÄLDE / SKULPTUREN  
BILDETEPPICHE / ZEICHNUNGEN  
MÖBEL DES 15. BIS 18. JAHRHUNDERTS  
EUROPÄISCHE UND ASIATISCHE  
ALTERTÜMER  
ISLAMISCHE BUCHMALEREIEN  
JAPANISCHE FARBHOLZSCHNITTE  
ANTIKE MÜNZEN

Ankauf

VERSTEIGERUNG, VERKAUF  
SACHVERSTÄNDIGE SCHÄTZUNG

Erich C. L. Zintl

UNTER DEN LINDEN 66  
AM BRANDENBURGER TOR

## ERFINDER

die für ihre Ideen Verwertung und Finanzierung suchen, wenden sich umgehend an Martin Jung, Patentverwertungen, Berlin W 30, Regensburger Straße 5a

Wachstum wieder stören? Die wirklich für Christus gestritten haben gegen den Widersacher, müssen sich die Kraft dieser Verbundenheit bewahren können über den Streit hinaus. Wir wollen die nicht mehr aus den Augen verlieren, die uns in der dunkelsten Stunde begrüßt, deren Wort uns erquickt, deren Beispiel uns erhoben hat. Wir dürfen nicht versagen vor den Toten, die als brüderliche Zeugen gestorben sind, eins in der Liebe, getrennt im Bekenntnis, dennoch einig in Christus, ihrem Herrn." Reinhold Schneider bestätigt unsere Hoffnung, daß die Versöhnung der Bekenntnisse unter dem Stern einer gewaltigen, heute noch nicht darzustellenden Veränderung als eine geschichtliche Möglichkeit erscheint. Wundervolle Worte findet Reinhold Schneider in dem Traktat: "Die Macht der Friedfertigen." Hier wird so eindeutig klar, wie die Menschen, die in Gott ruhen, unangreifbar und unberührbar bleiben für alle die, die mit Gewalt an sie zu rühren wagen. Solch ein Unbertührbarer und Unverletzlicher ist Reinhold Schneider, ein leuchtendes Beispiel gelebter christlicher Menschenwürde.

Wir hoffen, daß alle diese kleinen Schriften den Weg in ungezählte katholische und evangelische Häuser und Herzen finden mögen, wie auch zu allen denen, die aus dem furchtbaren Grauen der letzten Jahre nach den ewigen Werten wieder auf dem Wege sind.

Die weiteren Schriften, schwer von Gedanken und Glauben, tragen die Titel: "Das Gebet in der Zeit"; "Das Unzerstörbare"; "Auffindung des Kreuzes"; "Jesus Christus gestern und heute"; "Gott der Vater und Herr"; "Die Kirche in der Geschichte".

An den Schluss setzen wir Reinhold Schneiders Sonett an die Jugend:

Der Väter Schuld will euern Schritt beschweren,

Verzehret sie zu immer höh'rer Glut!

In Schmach und Elend liegt unsterblich Gut,

Und einzig Gottes Ehre wird euch ehren.

**EBEL**

BEHÖRDLICH ZUGELASSEN  
ENER VERSTEIGERER  
U. SACHVERSTÄNDIGER  
FÜR BRIEFMARKEN-  
EINLIEFERUNGEN  
ZUR NÄCHSTEN  
AUKTION  
ERBETEN • ANKAUF  
GROSSER SAMMLUN-  
GEN, RARITÄTEN USW.  
- A. EBEL • BERLIN -  
CHARLOTTENBURG 9  
OLDENBURGALLEE 21  
S-BAHN HEERSTRASSE  
U-BAHN NEU-WESTEND





gedeiht, eben dort, wo Not und Untergang ihre gespenstischen Schatten werfen. Auch das Furchtbarste geht vorüber, und eine neue Wendung tritt ein, und dann erwacht auch das scheinbar völlig zerstört gewesene Leben wieder neu; denn eins bleibt bestehen in allen Nöten: es gibt kein schöneres und wunderbares Licht inmitten aller Düsternis des Lebens als ein wahrhaft menschliches Herz. Diese Botschaft, die nur zu wenigen in den vergangenen Jahren gekommen ist und ihnen etwas Trost brachte, ist nun dem ganzen Volke zugänglich.

P.

enthüllen läßt. Aber wenn man an die mephitischen Dünste denkt, die das nationalsozialistische Deutschland über die Welt verbreitete, so überwiegt das Prophetische des Bildes das Geschmacklose bei weitem. Gerade heute soll man es lesen, um endlich zu begreifen, daß die deutsche Frage schon immer gestellt war und die Wurzeln unseres Sturzes bis in eine Zeit zurückgehen, die weit vor der Zeit Hitlers liegt. Die hier in scharf geschliffener Flasche, mit tausend witzigen und bösen Facetten versehen, dargereichte Medizin schmeckt bitter, ist aber heilsam.

D. R.

## Deutschland - ein Wintermärchen

In einer auch buchttechnisch befriedigenden Ausgabe ist Heinrich Heines Abrechnung mit dem Deutschland seiner Tage neu erschienen, herausgegeben und mit einer ausgezeichneten Einleitung, die dem Dichter in allem gerecht wird und ihm nichts schenkt, von Wolfgang Goetz begleitet (Berlin, Wedding-Verlag). Dieses ganz persönliche Dokument, dessen unmittelbarer Anlaß gewiß Heines Zusammenstoß mit der Zensur war, das sich aber zu einer totalen Auseinandersetzung mit dem Problem Deutschland erhebt, ist immer — wie seine Persönlichkeit überhaupt — umstritten gewesen und ist für manchen, der zu sich selbst keine Distanz gewinnen kann, eine Gefühlsverletzung, vor allem durch die Prophezeiung über Deutschlands Zukunft, die Heine sich von der Göttin Hammonia durch einen Blick in den — Nachtstuhl Karls des Großen

## Kleine Lieder für Karen-Isela

Eine liebenswürdige Gabe legt der Verlag Albert Nauck & Co., Berlin, vor: Alte Kinderlieder, von ihm vertont für sein siebenjähriges Töchterlein von Siegfried Borris, die in ihren Worten viel Verständnis und Liebe für die Kinderseele, in ihrer Melodik einprägsame, graziose Musik von Rang bringen. Borris, 1906 in Berlin geboren, ist ein Schüler Hindemiths und hat seit 1933 ein Verbot öffentlicher Lehrtätigkeit erhalten, dem 1940 das Verbot jeglicher „kulturschöpferischer“ Tätigkeit folgte. Das Verbot hat Borris am Schaffen nicht gehindert, die Notwendigkeit zum Schaffen wohl gar erhöht. Nach aller erlittenen Verfolgung und allen Schwierigkeiten steht er jetzt in vollem Wirken und wieder an einem verantwortungsvollen Platz als Professor und Mitglied des Senats an der Berliner Musikhochschule.

D. R.

## Ankauf von Juwelen und Goldwaren

**VEREINIGTE JUWELIERE G.M.B.H. · SY & WAGNER / I. H. WERNER**

früher Unter den Linden 53

jetzt Berlin-Zehlendorf, Hohenzollernstraße 16 (Ecke Neue Straße)  
außer Dienstag und Freitag

Zweigstelle: Berlin W, Nollendorfplatz, Motzstraße 1, II  
außer Sonnabend

## Buchenwald

So grauenvoll die Einzelheiten der Bücher und Schriften sind, in denen eigene Erlebnisse politischer Häftlinge in den Konzentrationslagern Hitlers wiedergegeben werden, und so gern man nur von den Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Aufbaus sprechen möchte: es ist leider immer noch so, daß viele Deutsche auch heute noch nicht wissen, was wirklich in diesen Höhlen geschehen ist. Schon aus diesem Grunde ist jede wahrhafte Schrift, die sich mit diesem traurigen Gegenstand beschäftigt, zu begrüßen. Karl Barthel, ein langjähriger Häftling des Konzentrationslagers Buchenwald, dem man 12 Jahre seine Freiheit geraubt hatte, hat eine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel „Die Welt ohne Erbarmen“ (Rudolstadt, Greifen-Verlag). Das Vorwort dazu schrieb Dr. Alois Neuman, ein tschechischer Staatsbürger und Lagerkamerad von Barthel, der jetzt als Abgeordneter in der tschechischen Nationalversammlung sitzt. Barthel gibt eine Geschichte Buchenwalds von 1937 bis 1945 und schildert, wie aus diesem schönen Platz Deutschlands, in dessen Nähe Goethe oft auf Schloß Ettersburg weilte, das in der ganzen Welt mit Recht verhaßte Lager Buchenwald wurde, zur Marterkammer

derer, die es wagten, eine andere politische Anschauung als die Nationalsozialisten zu haben. Anfangs war das Lager in erster Linie von Deutschen belegt, zu denen viele Juden kamen, und nach Beginn des Weltkrieges und in seinem Verlauf sich Häftlinge aus fast allen Nationen der Welt vereinigten: Polen, Spanier, Holländer, Belgier, Dänen, Franzosen, Jugoslawen, Tschechoslowaken, Norweger, Italiener, englische und kanadische Kriegsgefangene, einzelne Amerikaner, Türken, Chinesen und Neger. Alle standen unter den gleichen unmenschlichen Bedingungen, die sich gegenüber den Juden in besonders viehischer Weise verschärften.

In einzelnen Abschnitten, in Einzelbildern und Streiflichtern zieht dann das Leiden und die Qual und der Tod von Tausenden von Häftlingen an unseren Augen vorüber. Jede Zeile trägt das Gepräge des Selbsterlebten. Man darf sich an diesem Buche so wenig vorbeidrücken wie an dem Film „Todesmühlen“. Die in ihrer Einfachheit erschütternden Originalholzschnitte von Hans Schneider verstärken den Eindruck.

Am 11. April 1945, nachmittags 4 Uhr, befreite die siegreiche amerikanische Armee die übriggebliebenen Opfer des Hitlerschen Terror-Regimes. D. R.

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Professor Dr. Edwin Redslob, Berlin-Dahlem, Spechtstraße 17. — Reinhold Schneider, Freiburg-Breisgau, Mercystraße 3. — Otto Freiherr von Taube, Gauting b. München, Gartenpromenade 18. — Jonathan Sault, London. — Dr. Hanns-Erich Haack, Diessen-Ammersee, Haus 300. — Professor Dr. Johann Wilhelm Mannhardt, Hachborn über Marburg/Lahn. — Else Rabe, Schierke, Kirchberg 4. — Stefan Andres, zur Zeit unbekannt.

## Vom Absoluten\*)

Ein Wort aus Friedrich Hebbels „Agnes Bernauer“ rührt heute besonders stark an unser Herz, über das man in ruhigeren Zeiten vielleicht hinweggehört hätte.

In diesem Drama ringt bekanntlich die kalte Staatsraison mit ihrem totalen Anspruch gegen die lebendige Forderung des menschlichen Herzens und der persönlichen Würde, und die letztere unterliegt, um auf der höheren Ebene doch zu siegen. In diesem Drama wehrt Herzog Ernst von Bayern den tröstlichen Zuspruch seines Kanzlers, des Grafen Preysing, beim Tode seines Neffen in hebbelscher Härte mit einem erbarmungslos klaren Wort ab: „Die Erde kann schon mit gebrochenen Augen gepflastert werden. Es kam ein Paar hinzu.“

In jeder Stunde des Tages und der Nacht des kriegerischen Ringens in Europa, in Afrika, im Fernen Osten sind viele Augenpaare in Menschenantlitzen vor der Zeit gewaltsam geschlossen. Es will verzagten Herzen scheinen, als ob die Menschheit dem blinden Walten der reinen Zerstörung schlechthin ohne Widerstand ausgeliefert sei. Ja, als ob alles, was der Mensch in verblendeter Überschätzung eigener Kraft zum Schutz für sich und die Seinen erdacht, erbaut und errichtet hat, nun gerade zum Vermehrer der Gefahr durch die zusammenstürzenden Trümmer menschlicher Behausungen würde. Es hat sogar den Anschein, als ob die Natur selbst sich weigere, in dem Toben der von Menschen entfesselten, aber nun nicht mehr dem Menschenwillen unterliegenden, nach eigenen Gesetzen selbständig wütenden Kräften dem Menschen noch Schutz zu gewähren.

Selbst die Beziehung des Menschen zur Natur, die sich durch die Kriegstechnik als geschändet empfindet, erscheint bedroht, nachdem schon die Beziehung des Menschen zum Menschen im höchsten Maße fragwürdig geworden ist. Auch die Natur zeigt ein Medusenantlitz. „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht? Da alles mit der Witterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in dem Strom fortgerissen, untergetaucht und am Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmlose Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmachliches Grab. Ha! Nicht die große seltene Not der Welt, diese Fluten, die euere Dörfer wegspülten, diese Erdbeben, die euere Städte verschlingen, rühren dich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in

\*) Nach einem Vortrag, gehalten 1941 in der Zeit der Widerstandsbewegung vor den Berliner Quäkern, auf Veranlassung von Heinz Haagen, einem edlen, feinen, hilfsbereiten Mann, der so vielen Verfolgten Schutz und Unterstützung gewährte — und aus dem von ihm verworfenen Krieg nicht zurückkehrte.

dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und ihr webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Auch diese Worte, die Goethe seinen Werther in tiefster Verzagtheit sprechen läßt, gehen uns wieder unmittelbar an. Aber das Bild, das der umdüsterte Werther zeichnet, anzuerkennen und zu bejahen, hieße sich der Verzweiflung anheimgeben.

Für schwache Naturen, die nicht dem Ewigen verbunden sind, mag solche Gefahr naheliegen und bei der Häufung des schweren Geschehens vielleicht sogar die einzige noch gegebene traurige Möglichkeit sein. Von denen aber, die dem Ewigen sich verpflichtet fühlen, weiß ein jeder, wo allein der unerschütterliche Halt für das arme menschliche Herz und der Quell des ewigen lebendigen Wassers für uns bereit ist. Wir wollen gemeinsam überlegen, wie die Gefährdungen des seelischen Gleichgewichts in den Außenbezirken beschworen werden können. Also in den säkularisierten Bezirken unseres Lebens.

Sie werden mit mir die Überzeugung teilen, daß die Säkularisation die große Sünde und die Quelle der Fehler und jeglichen Unglücks unserer Zeiten und Tage ist. Unter Säkularisation verstehen wir in diesem Zusammenhang das Eindringen des Verstandes in die Bezirke, die einzig der Herrschaft einer andern Kraft, des Glaubens, vorbehalten bleiben müssen. In der ewigen Fehlerreihe, die mit ermüdender Wiederholung die Entwicklungsgeschichte der Menschheit darstellt, lernte niemals eine Generation von der vorhergehenden. Mit Eigensinn bestand sie darauf, alle Fehler höchstpersönlich zu wiederholen. Man wundert sich stets von neuem, daß immer noch nicht dem Verstand der einzig ihm zukommende Platz wieder angewiesen ist.

Denn bei aller Bewunderung für die Großtaten menschlichen Geistes und menschlicher Forscherkraft zeigt doch das tägliche Leben und fast jede Berührung mit den Gegenständen des täglichen Gebrauchs sehr überzeugend die Unzulänglichkeit gerade des Verstandes. Ist es ihm doch bis heute noch nicht möglich gewesen, z. B. nur das eigentliche Wesen der Elektrizität, das Geheimnis des Lebens, die Ätherwellen, in ihrer wahren Substanz zu erkennen und zu erklären. Trotzdem bleibt der Mut zum Verzicht auf Unerreichbares für den Verstand nur auf wenige erhabene Geister beschränkt, während die andern ohne weiteres Nachdenken sich bequemer Apparaturen fröhlich bedienen, die das Leben angenehmer machen, ohne sich weiter den Kopf über deren Wesen zu zerbrechen. Es macht sie auch nicht nachdenklich, daß erleuchtete Geister wie Du Bois-Reymond, wie der große Mediziner unserer Tage, Bier, und ein so kristallklarer Denker wie der Physiker und Nobelpreisträger Planck als Summe der Erkenntnis einer überreichen Lebensarbeit zu einer scharfen Abgrenzung der Möglichkeiten des menschlichen Verstandes gekommen sind.

Freilich macht man die Säkularisation nicht dadurch rückgängig, daß auf weiten Gebieten, auf denen Verstand und Vernunft durchaus vollgültig mitzureden haben, nun Glauben verlangt wird, und auf den Gebieten, auf denen allein der Glaube das Wort hat, der Verstand oder das, was man darunter verstehen möchte, munter sein hier rein dilettantisches Treiben fortsetzen soll.

In keiner Weise rede ich natürlich der Abdankung des Verstandes in den Bezirken seiner Zuständigkeit das Wort. Auch er ist eine Gabe Gottes, und wir haben den Auftrag, auch dieses Geschenk bis zu seiner letzten Möglichkeit auszubilden. Das besagt, daß das klare, saubere Denken ein Gebot höchster Sittlichkeit und die intellektuelle Redlichkeit eine Forderung der Moral ist. Besonders dann, wenn eine unsaubere, nicht transparent gewordene Mystik sich aufdringlich breit macht. Man muß den Mut aufbringen, zu Ende zu denken.

Um unversehrt durch die Zeit zu kommen, und zur inneren Bewältigung ihres Geschehens durch tiefe geistige Durchdringung des Erlebens bedürfen wir mehr als je des angestrengtesten, klaren und redlichen Denkens. Nur so wird es möglich sein, daß aus dem bloßen Miterleben ein gemeinsames geistiges Erleben wird, das den Einzelnen einreicht in einen stützenden Kreis Gleichempfindender.

Nichts liegt mir ferner, als hierdurch eine Art von geistigem Kollektivismus zu proklamieren. Denn solchen Kollektivbegriffen auf der Ebene des Geistes kann man doch nur mit tiefem Mißtrauen gegenüberstehen. Sicherlich gibt es Möglichkeiten von Kollektivleben und Kollektivfühlen. Aber ebenso sicher ist, daß Unsinn Unsinn bleibt, auch wenn er wieder aufgewärmt wird. Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend, daß man uns tatsächlich weißmachen wollte, Volkslieder seien aus solchem Kollektivleben, aus einer Art dumpfer Narrenpsychose entstanden, aus der plötzlich der reine Klang dieser wunderbaren Schöpfungen gleichzeitig aus vielen Kehlen ertönte. Die schönste Widerlegung gibt das Lied vom Prinz Eugen in der Loeweschen Vertonung, das ein für allemal die Legende ad absurdum führt, als ob die Masse gemeinsam schaffen könnte. Nur der schöpferische Einzelne vermag das, die Masse singt oder plappert nach.

Jedenfalls aber gibt es kein Kollektivgewissen — einer der albernsten Begriffe, der je erdacht wurde. Zum mindesten ist das keine Instanz, die man wie eine ärztliche oder Berufsberatungsstelle oder eine für werdende Mütter im Falle eigener Ratlosigkeit antelephonieren könnte. Die Verantwortung für das eigene Gewissen soll, kann und darf den Einzelnen niemals abgeburdet werden.

Wo aber sind die Möglichkeiten zu einer geistigen Durchdringung der Zeit und zur Schärfung der eigenen Kräfte für die innere Bewältigung des ungeheuren Geschehens und zur Festigung des eigenen Gleichgewichts?

In einer Zeit, in der bei dem sich immer mehr weitenden Abgrund zwischen Tat und Gedanke das Reden, ja das Wort immer bedeutungsloser, die Möglichkeit zur richtigen Deutung des Geschehens und der Beurteilung kommender Entwicklungen immer geringer werden, kann man schon heute mit Sicherheit eines feststellen: die geistig strebenden Menschen wenden sich in stets wachsendem Maße den reinen, den absoluten Wissenschaften zu. Man strebt nach einer gesicherten Grundlage des Denkens, da selbst die bisher festesten Begriffe außer Kurs gesetzt erscheinen. Das Gefühl ist weit verbreitet, daß ohne die sichere Grundlage der Logik und der Erkenntnistheorie das Behaupten der eigenen geistigen Existenz unendlich erschwert ist. Ja, daß die kunstgerechte Anwendung gerade der Erkenntnistheorie manche Systeme, die sich marktschreierisch anbieten, in der Wurzel erledigen kann.

Die harte Wirklichkeit und das atemberaubende Geschehen unserer Tage entziehen sich immer mehr dem eigenen Urteil, so daß das Zurückziehen auf den Boden absoluter Wissenschaft als ein Gebot der Selbstbehauptung empfunden wird. Ein solches Zurückziehen ist keinerlei Anzeichen für Schwäche oder Müdigkeit des Geistes. Es ist im Gegenteil der gültige Beweis einer unversehrt gebliebenen, ungebrochenen Kraft des Geistes und eines harten Willens zum unsterblichen, zum wahren Leben. Wir denken nicht daran, eine neue Überschätzung der Wissenschaft zu predigen. Sie ist niemals oder nur für ganz wenige Auserwählte ein Weg zu Gott. Denn sie bleibt in ihrem Wesen eine gottfremde Macht. Die Zeiten sind längst vergangen, als der Naturwissenschaftler Swammerdam — ein Beispiel, das Max Weber gerne anführte — den Ausspruch tat: „Ich bringe Ihnen hier den Nachweis der Vorsehung Gottes in der Anatomie einer Laus.“ Erlösung von dem Rationalismus und Intellektualismus der Wissenschaft ist für den religiös empfindenden Menschen die Grundvoraussetzung des Lebens in der Gemeinschaft mit dem Göttlichen. Aber das Rüstzeug für das Ringen auf den Gebieten, die immer säkularisiert bleiben werden, können sie uns liefern.

Ein anderer Weg, das Weltgeschehen in die eigene Vorstellungswelt, ohne sie zu zerstören, einzuordnen, ist die intensive Beschäftigung mit der Weltgeschichte. Zwar ist es in der Tat wohl so, daß die in vielem so klug gewordene Menschheit doch in der Hauptsache niemals gescheit wird. Immer wieder beginnt sie, beginnt jedes Volk seine Lektion wie die ABC-Schützen von vorne. Aber nur dem geistig Sturen und für das Wesentliche Blinden wird die Weltgeschichte nicht die große Lehrmeisterin. Und sie bleibt auch das Weltgericht.

Überall und von allen Völkern sind in der Geschichte Türme zu Babel gebaut worden und sind, nachdem ihre Bauherren sie in Verwirrung oder durch Gewalt abgerufen verlassen haben, eingestürzt und unvollendet geblieben. Das dadurch entstandene Chaos hat aber niemals gehindert, daß die Söhne oder Enkel die zurückgebliebenen Trümmer zu neuen wohnlichen Häusern fügten.

Manchmal scheint es wohl in der Geschichte so, als ob in erneutem Anlauf die Menschheit nun begriffen habe, wie man es anstellen müsse, um die Bäume in den Himmel wachsen zu lassen. Dann soll wieder einmal das Tausendjährige Reich auf Erden angebrochen sein, und es geht alles herrlich eine kurze Zeit, manchmal eine lange Spanne. Aber immer wieder kam das Ende. Manchmal durch einen Sturm, manchmal ganz in der Stille. Aber immer wurde offenbar, daß die hoch und sehr hoch gewachsenen Bäume innerlich hohl und morsch waren und nicht einmal mehr die Last ihres eigenen Baus und ihrer eigenen Größe tragen konnten.

Grade die Geschichte unseres eigenen Volkes zeigt uns, daß es wohl deutsches Schicksal ist, als Volk in Kurven zu leben und von großen Höhen in tiefste Tiefen geworfen zu werden, aus denen dann ein erst mühsamer, dann steiler Aufstieg beginnt.

Die bis jetzt schwerste Epoche des deutschen Volkes war die Zeit vor, in und nach dem Dreißigjährigen Kriege. Schon vor diesem Kriege war die Lage des Volkes trostlos. Ein allgemeines Mißbehagen hatte um sich gegriffen, ein Zug von bedrückter Trauer und eine Neigung, Übles zu prophezeien. In diesen

Krieg gingen die Deutschen schon innerlich erkrankt. Gegen Ende des Krieges erreichte das Volk die letzte Tiefe des Unglücks. Ein dumpfes, hartherziges Brüten war an der Tagesordnung. Das Gefühl für sittliche Werte war verschwunden, und die Verwilderung der Sitten wie der Lebenshaltung war allgemein. Alle sittlichen Schranken, die das Handeln des Einzelnen bändigten, waren zerbrochen. Auch nach dem Kriege konnte nur langsam ein Wandel sich vorbereiten.

Das Gewaltregiment, das dann freilich eine Notwendigkeit war, um überhaupt erst wieder eine Appellmöglichkeit zu schaffen, die Verdorbenheit der Herrschenden, der knechtische Sinn der Gehorchenden, die unsittliche Lebenshaltung und die Unredlichkeit des Beamtenkörpers sowie die Parteilichkeit der Gerichte hielten das Volk weiter unter schwerem seelischem Druck. Kleinlich, pedantisch und böseartig war das Verhalten der von der Gewalt Bedrückten untereinander, und überall herrschte eine trübe, hoffnungsarme, mißvergnügte und ironische Stimmung, die sich in vermeinter Überlegenheit mit armseligem Hohn über die nun einmal gegebenen traurigen Tatsächlichkeiten hinwegzusetzen suchte. Das Volk glich — nach den Ausführungen Gustav Freytags — einem hoffnungslosen Kranken, welcher frei von Fieberhitze, nüchtern, gefaßt, verständig seine eigene Lage betrachtete, ohne aber den Willen aufbringen zu können, sie aus eigener Kraft von Grund aus zu ändern. Es war das Leiden einer reich begabten, gemütvollen Nation, der durch Kriegsgreuel und unvorstellbare Schicksale die Willenkraft gebrochen, das Rückgrat verkümmert und das warme Herz erstarrt war. Vergessen wir aber nicht, daß bald nach dem Dreißigjährigen Kriege das Schaffen Johann Sebastian Bachs begann!

Die Geschichte lehrt aber auch, daß man es sich nicht leicht machen darf, über außerordentliche Menschen und außerordentliche Geschehnisse einfach in Haß oder in Liebe zu urteilen und zu richten, selbst wenn solche geschichtlichen Erscheinungen satanische Züge tragen. Die Natur, die sie geschaffen hat und sie so schrecklich wirken läßt, sagt Ernst Moritz Arndt, muß eine Arbeit mit ihnen vorhaben, die kein anderer so tun kann. Man mag in solchen Menschen der Geschichte Gottesgeißeln und Zuchtruten des Herrn sehen. Aber die Maßstäbe eigener Geduld und eigenen Wunsches darf man an solche Zeiten nicht anlegen. Gott zerbrach die Werkzeuge seines Zorns erst dann, wenn sie in seinem Sinne die Aufgabe erfüllt hatten, die zu erfüllen er sie gewähren ließ.

Für die richtige Auswertung der Geschichte zur Erweiterung und Vertiefung eigener Erkenntnis bedarf es des strengsten Maßstabs der Wahrheitsforschung.

Es ist für jeden, der die Würde der Vernunft in sich behaupten will, eine außerordentlich wichtige Frage, die man sich dringlich vorzulegen und in Gewissenserforschung sich zu beantworten hat: was habe ich zu tun, um den Durst nach Wahrheit in mir zu erwecken oder ihn zu erhalten, zu erhöhen und zu beleben? Nur der entschiedene Freund und Sucher der Wahrheit kann sich das Gefühl bewahren, in sich selbst und mit sich selbst einig zu sein, und kann mit kalter Ruhe und fester Entschlossenheit in das Gewühl der menschlichen Meinungen und auch seiner eigenen Einfälle und Zweifel hineinblicken.

Hindernisse für das Erforschen der Wahrheit sind die Trägheit des eigenen Geistes, die Scheu vor dem Denken, das nun eben wirklich keine einfache und leichtlösliche Aufgabe darstellt, und die Angst und die Flucht vor der Wirklichkeit. Die darf sich der tapfere und zur Selbstbewahrung entschlossene Mensch niemals gestatten.

Es gilt, das eigene Gewissen — das ein absolutes ist — zu schärfen. Nur dann tritt man ein in den geistigen Kreis. Solche Forderungen gelten nur für die Menschen von Substanz, nicht für die erbärmlichen Vertreter — um eine böse Formel zu gebrauchen — des sogenannten angewandten Menschentums und nicht für die Menschen, die ein Herz nur in anatomischem Sinne besitzen.

Zum Abschluß kehren wir zu dem Ausgangspunkt der Betrachtung, zu Werther und Agnes Bernauer, zurück. Der glückliche Werther empfand am Tage, wo seiner Liebe Erfüllung zu winken schien, die Natur ganz anders als in seiner Verzweiflung: „Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dünnen Sandhügel hinunterwächst, mir das innere glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein Herz, fühlte mich in der überfließenden Hülle wie vergöttert und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele.“

Und doch bleibt die harte Tatsache bestehen, daß mit jedem Leben ein unerbittlicher Vernichtungsprozeß verbunden ist. Diese grauenvolle Kette mit ihrer ewigen Zerstörung zieht sich nun einmal durch die Natur und das menschliche Getriebe. Sie erhält ihr fürchterliches Gesicht, wenn der Mensch bewußt sich einschaltet in diesen Prozeß mit dem Ziel, die Vernichtung zu verstärken, und mit den daraus folgenden Verletzungen und dem Verlust der Menschenwürde. Die blinde Notwendigkeit aufzuheben, diese endlose Kette von fressenden und gefressenen Tieren zu unterbrechen, die im Grunde das Leben der Natur ist, vermag nur die Liebe.

Und dabei sind wir bei dem letzten und höchsten Absoluten. Der geringste Akt der Liebe, die bescheidenste Auswirkung tätiger Liebe und Hilfe am Nächsten bewirkt in dieser grauenvollen Ordnung der Welt, wie sie die Natur für sich allein darstellt, eine anbetungswürdige Unterbrechung. Und das ist doch wohl auch das letzte Geheimnis Christi und derer, die ihm anhängen, daß durch das einmalige Liebesopfer des Heilands die Kette des Grauens ein für allemal unterbrochen wurde und es nun in den Willen jedes Einzelnen gestellt ist, diese Unterbrechung zu wiederholen.

Vielleicht kann man heute nicht mehr tun, als sich zu bemühen, daß möglichst wenig Augenpaare, die gezwungen werden, sich vorzeitig zu schließen, das nicht tun, ohne von der Liebe betreut zu sein.

## Germanischer Totentanz

Die Bemerkung, die Hegel in seiner Philosophie der Weltgeschichte über die Chinesen macht; „Jene erfanden das Pulver, wußten es aber nicht zu gebrauchen“, wird im geheimen Gespräch der Geister durch die Antwort eines chinesischen Diplomaten der Gegenwart pariert: „Wir haben das Schießpulver erfunden und nur zum Feuerwerk gebraucht.“ Damit ist aber auch die Spitze dialektisch gegen uns selber gekehrt und der moderne Erfindergenius einer mörderischen Konsequenz bezichtigt, die ihn zum Werkmeister der Vernichtung macht, wovor ihn jetzt selber das Entsetzen der Apokalypse packt. Doch nicht von heute und auch nicht von gestern kann jener tödliche Trieb sein, er muß vielmehr in der Tiefe des germanischen Wesens, das die Geschichte Europas und das Schicksal der Welt weitgehend bestimmt, angelegt sein, und es ist an der Zeit, dem Daimonion dieses Wesens, wie es sich in seinen ältesten Urkunden, in den Heldensagen der nordischen Frühzeit, in wilder Größe bekundet und darstellt, frei von romantischem Vorurteil ins Auge zu sehen. Un-echten Gefühlen zuliebe hatte man sich immer wieder die archaischen Mythen und Sagen nahezubringen bemüht, indem man sie, dem eigenen, allzu bürgerlichen Maß entsprechend, pietätvoll zurechtmachte, indem man das Unerhörte verkleinerte und das Entsetzliche veredelte, ganz zu schweigen von der opernhafte Verklärung der Drachenzeit. Während bei den Griechen, die ihren Mythos mit Furcht und Schrecken erregendem Realismus auf die Bühne ihres tragischen Bewußtseins brachten, des Oidipos gräßliche Blutschande das radikale Eingeständnis menschlicher Verworfenheit auslöst, wird das blutschänderische Verhältnis Signys in der nordischen Wölsungensage auf unserer Bühne von sentimental Gefühlen überrannt, als wäre die sittliche Welt nicht aus den Fugen geraten. Der furchtbaren Aktualität dessen, was uns die Heldensagen, durch die nordischen Sagas ergänzt, überliefern, geht nur demjenigen auf, der zunächst vor ihrer altertümlichen Ferne und Wesensfremdheit zurückschaudert, bevor er in ihnen das barbarisch große Urbild unserer eigenen Existenz wieder-erkennt. In einem anderen, tieferen Sinn als dem bisher üblichen darf er dann vom Nibelungengeist und Nibelungenschicksal unserer Tage sprechen. Ist aber dem germanischen Dämon erst einmal das Stichwort gegeben, so gewinnen die Gestalten sämtlicher Sagen eine unheimliche Lebendigkeit und führen einen Totentanz auf, in dem jede besondere Sage und Saga nur die Variation des einen gräusig eintönigen Themas darstellt:

„Träumt ich Blut! Von beiden  
Seiten goß wie Bergström  
Blut mir! Schrecklich schreckt mich  
Not, sobald ich schlafe.“

Auf den ersten Blick glaubt man an den Heldensagen vor allem die Tugenden und Taten eines kriegerischen Ethos bewundern zu müssen, wie es auch Tacitus den Germanen zuschrieb: „Für Trägheit und Ungeschick gilt es, mit

Schweiß zu erarbeiten, was man mit Blut gewinnen kann." Dadurch allein aber würden sie sich von anderen Völkern, die ebenfalls Erobererpathos befeuert, noch nicht wesentlich unterscheiden. Auch die imponierende Gleichmütigkeit, mit der Wunden empfangen werden und der Tod erlitten wird, dürfte nicht nur an ihnen zu rühmen sein. Doch stoßen wir in der Überlieferung der Sagen allenthalben auf Züge, die ein merkwürdig unreflektiertes Verhältnis zum Tode verraten, das sich anders als lakonische Härte, als stoische Gelassenheit oder gar christliche Todesbereitschaft in überspannt heroischer Mißachtung des transzendenten Todesrätsels auswirkt. Eine ganze Skala schlagfertiger Äußerungen dieser Art, die des Todes spotten, bilden die letzten Worte der zur Hinarbeitung angetretenen Jomswikinger, anhebend mit derbem Humor und ausartend in gemeinen Zynismus, der von der natürlichen Ehrfurcht des Menschen vor dem Geheimnis seines eigenen Todes nichts wissen will. Aber auch in solcher Verrohung wirkt noch das ursprünglich edle Motiv nach, der Ehrgeiz, sich im Tode, im Augenblick höchster Bewährung, durch eine prahlerische oder geschliffene, eine lyrische oder geschliffene Sentenz, die den Feind, den irdischen Gegner oder das namenlose Geschick der Verachtung preisgibt, ein unvergängliches Denkmal zu setzen. So wird in der nordischen Niflungensage das Sterben Gunnars, der in der Schlangengrube Atli die Harfe schlägt, so wird der Tod Skarphedins, von dem die Njalssaga erzählt, daß er, zwischen brennende Hausrümmen eingeklemmt, eine Skaldenweise vor sich hin spricht, zur Apotheose unseligen Heldentums germanischer Frühzeit. Vom Tod inspiriert, gelangt auf dieser Stufe des Seins der schöpferische Geist des Germanentums erst zu seiner erhabensten Form, im Untergang erst gebiert er seine größte Gestalt auf dem Hintergrund eines gottlosen Nichts, aus dem ihm keine Antwort kommt auf die Menschheitsfrage: Was ist der Mensch, wohin stirbt der Mensch?

Der unlängst vielzitierte Eddavers, der als Einziges, was ewig lebt, der Töten Tatenruhm preist, enthält doch nur einen oberflächlichen literarischen Trost gegenüber dem Grauen der Weltangst, das ständig in die trotzig behauptete Diesseitigkeit einbricht und auch durch blutige Kulte niemals zu bannen ist. An der Vielzahl der Opfer, die zur Beschwichtigung des göttlichen dämonischen Grimms im Tempelhain zu Upsala dargebracht wurden — neun Tage lang je ein Mensch und sieben andere Lebewesen — läßt sich die Größe des Grauens ablesen. „Ein Christ“, berichtet Adam von Bremen, „hat mir erzählt, daß er zweiundsiebzig durcheinander hängende Leichen gesehen habe.“ Der Schwedenkönig Aun aber, dies Ungeheuerliche bezeugt Snorri Sturluson, ließ zur Verlängerung seines eigenen unrühmlichen Lebens neun Söhne schlachten, und erst, als der Uralte, der sein Horn „wie ein Säugling“ trank, sich den letzten Sohn zu opfern anschickte, um sich von Odin abermals zehn Jahre Leben zu erkaufen, wurde es ihm von seinem Volke verwehrt. Kein Wunder, daß Odin, der sich zuweilen zu Füßen der Gehenkten niedersetzte, der Herr der Geister oder der Gehenkten genannt und wegen seines zweideutigen Wesens gefürchtet ward. Das quälende Rätsel des Daseins wurde durch diesen altgermanischen Dämon, der selbst neun Tage lang sich selber geopfert am Galgenbaum hing, nicht gelöst; unholdenhaft geistert er durch

die heillose Welt, gejagt vom unlösbaren Rätsel. Wohl vermag er, der manchmal Tote aus der Erde erweckt, dem Berserker Starkard dreifache Lebensdauer zu verleihen, doch nur um den Preis, den sich ein zweiter Gott ausbedingt, daß Starkad in jedem Leben eine Untat, eine Neidingstat, verübe. Der Tatenruhm des Helden wird tragisch abgeblendet von dem Frevel seiner Existenz; die heroische Diesseitigkeit ist, wenn wir ihr auf den Grund sehen, von einer wehen Trostlosigkeit, und die trotzige Selbstverherrlichung des Helden im Tode kommt der Selbstopferung des Hängegottes gleich, des Meisters der Zauberschmiede, dessen Weisheit aber versagt vor dem tragischen Schicksal der Welt, die mitsamt den Göttern dem Untergange verfallen ist. Dennoch, obwohl er keinen Rat weiß gegen den Sieg der Finsternis, sammelt er unablässig die Besten, „die am schlimmsten Verheerenden“, die Einherjar, für sein Geisterheer, um gerüstet zu sein für Ragnarök, den sieglosen Endkampf: „Brüder werden sich bekämpfen und einander erschlagen, Schwesterkinder werden die Sippenbande brechen; hart ist es in der Welt, großer Ehebruch, Beilalter, Schwertalter . . . , Zeitalter der Stürme, Zeit der Treuebrüche, ehe die Welt einstürzt. Es wird kein Mann den andern schonen.“ Nicht der Mensch, die Welt an sich ist tragisch. Die einzige „metaphysische“ Rechtfertigung des heroischen Sterbens ist die Wahl, die der Gott der Geister und der Gehenkten unter den Schlachtopfern trifft, um sie aufzunehmen in Walhall, das aber durch den Aspekt auf Ragnarök des letzten himmlischen Glanzes beraubt wird: Walhall ist nichts anderes als das überweltliche Lager eines eschatologischen Heers; es bedeutet nicht Ende, sondern Steigerung und Verewigung des irdischen Holmgangs. Kein Friede, keine Erlösung ist den Gefallenen verheißen; immer wieder wird sie Odin, der „Vater der Erschlagenen“, oder seine dämonische Schildmaid, wie es die Jüngere Edda von den Hjadningen erzählt, durch Zauber ins Leben zurückrufen und von neuem gegeneinander hetzen — bis zum Weltuntergang.

„Kurz nur die Ruh,  
Der Kampf währt immer.“

Der Walhall-Mythos offenbart recht eigentlich die metaphysische Ratlosigkeit des kriegesischen Germanentums. Die Ausweglosigkeit einer erlösungsbedürftigen Welt, über die der Kampf um des Kämpfens willen verhängt ist. Keine höheren Ideale, nicht das Vaterland und nicht der Glaube, allenfalls die problematische Ehre, stehen dabei auf dem Spiel. Hier gebietet an erster Stelle die wahrhaft von einem Dämon eingegebene Leidenschaft des Kämpfens und Tötens, die in jedem, ausgenommen die Angehörigen der Sippe und des eigenen Kriegerbundes, den Gegner sieht ohne Rücksicht auf irgendeine völkische Bindung und nur dem Führer, dem „Ringspender“, sich unterwerfend. Odin ist es, der wilde Jäger, der in die Kämpen hineinfährt und sie als Besessene, als Berserker, als Wölfe und Bären und wütige Hunde umhertreibt zu keinem anderen Zweck, als zu töten und für seine Totengefolgschaft zu werben. Einherjar sind sie bereits auf Erden: sie ziehen, ein Schrecken aller friedliebenden Bauern, die den ehrwürdig biederer Thor anbeten, durch Mildgards Lande, tauchen als „Gäste“ in den Männerhallen der Häuptlinge und an den Höfen der Könige auf, wo die Luft ohnedies mit scharfen Reden und

Spottversen ständig geladen ist, hetzen die reizbaren Männer durch Prahlerei und maßlose Forderungen zum Holmgang, suchen und finden Anlaß zum Friedensbruch, zur schäumenden Raserei, setzen ihr Leben zum Pfand, um Frauen, Schätze und Land zu erpressen, und schlachten schonungslos im Blutrausch ab, was ihnen vor ihre Klinge kommt. In den Heeren der Könige bilden diese Berserker oft den Kern der Streitmacht. „Sie kämpfen mit großer Hartnäckigkeit“, lautet der Bericht des Paulus Diaconus über die langobardischen Hundsköpfe; „sie trinken Menschenblut und, wenn sie den Feind nicht in ihre Gewalt bekommen, auch ihr eigenes.“ Selbst noch das durch christliche Gesittung schon gemilderte deutsche Nibelungenlied schildert, wie die Nibelungen in Etzels brennendem Saal von Hagen, diesem Bannerträger des Todes, aufgefordert werden, das Blut ihrer Gefallenen zu trinken, und gewiß nicht nur, wie der Dichter meint, um ihren Durst zu löschen, sondern um sich den berserkerhaften Blutrausch anzutrinken. Siegfried aber, den sich romantische Phantasie als den reinen, strahlenden Halbgott vorstellt, ist in seinem mythischen Wesen auch einer jener gefürchteten und verrufenen Gäste mit undurchschaubarer Vergangenheit, selbst drachenhäutig, drachenhaft, nachdem er vom Drachenblute gekostet und sich in seinem Blute gebadet. So tritt er am fremden Fürstenhof in Erscheinung, naiv und prahlerisch die Herrschaft für sich begehrend, auch nach der Verbrüderung noch höchst gefährlich für diese und ihre Gefolgschaft, die er zu sprengen droht. Dürfen wir aus romantischer Befangenheit unsere Augen vor dieser Realität der Sagen verschließen, anstatt zu versuchen, das blutige Mysterium zu enträtseln, dem der Mensch der nordischen Frühzeit den schrecklichen Genuß seiner heroischen, gottlosen Größe verdankte und in das auch der Spätling noch auf eine sehr differenzierte Weise als Konstrukteur des Todes eingeweiht ist, wenn ihn auch die Moral zwingt, sich anders zu geben, als er in Wirklichkeit ist? Im Prinzip ist es dasselbe geblieben. Der Mensch mißt seine Größe an der Zahl seiner Opfer:

„Steht mir zu Häupten der Heerschild geborsten.  
Sind drauf gezählet zehn mal acht  
Lauter Männer, denen ich Mörder ward.“

Dies sind die Worte des sterbenden Hildebrand.

Jé tiefer wir eindringen in die Welt des Altgermanentums, desto problematischer wird uns das Gesetz ihres Seins. Alles, was ihre Gesittung ausmacht, was sonst für edel und ehrenhaft gilt, wird durch das System und die Praktik der Rache außer Kraft gesetzt. Kaum eine Heldensage der germanischen Frühzeit, die nicht in einer Rachehandlung gipfelte, und keine Saga, deren literarische Besonderheit nicht auch in der exakten Schilderung der speziellen Methode bestünde, deren sich die Mörder bedienen. Die Rache als Norm und Zweck rechtfertigt jegliche Art von hinterlistigem Überfall, heimtückischem Meuchelmord und feiger Mordbrennerei. Was von unserem sittlichen Urteil als Verbrechen verabscheut wird, tut dem Mörder, wo es um Rache geht, keinerlei Abbruch, es steigert im Gegenteil die Achtung, deren er sich in der Öffentlichkeit erfreut. Jeder moralische Einspruch wird vor der kalten Entschlossenheit des Rächers zuschanden, wenn überhaupt ein Einspruch gegen die

Rachepflicht jemals zu Wort kommt. Dabei ist die altgermanische Blutrache keineswegs ein Zeichen der Zuchtlosigkeit; sie beruht vielmehr auf einer ungeschriebenen kategorischen Satzung, einem mörderischen Statut. Subjektive Gefühle, lodrender Haß und flammende Leidenschaft werden ausgeschaltet; denn die Rache soll kalt sein, verlangt die Satzung, der Sklave nur rächt sofort. Die Idee der legalen Vergeltung, der Wiederherstellung der Gerechtigkeit, wie wir sie verstehen, ist im germanischen Rachesystem nicht von Belang. Die Satzung befiehlt, aber nicht die Gerechtigkeit. Ein mörderischer Mechanismus läuft lediglich ab, sobald er einmal in Gang gesetzt ist. Wo sich im menschlichen Bewußtsein das Rechtsgefühl gegen die Satzung auflehnen würde, entstünde eine Tragödie; aber wir gewahren nur an wenigen Brennpunkten der Sagen hierzu einen Ansatz. Dies sind indessen die entscheidenden Stellen, wo uns das Ganze richtbar wird.

Gewöhnlich schreitet der Täter, von keinerlei Skrupel gestört, zur Tat. Der Rache zuliebe wird alles verleugnet, zu allererst die eigene Natur, die sich unter dem Gebot der Rache bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Um der Rache willen verraten Männer ihre Freunde und brechen sie ihre Eide, um der Rache willen schlachten Mütter ihre unschuldigen Kinder, um in den Schädelkelchen dem Gemahl den Betäubungstrank zu kredenzen. Um der Rache willen verkuppelt Königin Olöf ihre arglose Tochter Yrsa blutschänderisch mit dem ebenso unwissenden Helgi, von dem sie dereinst geschändet das unglückselige Kind empfing. Und dieser Mordversuch an der Seele würde aller weiblichen Niedertracht die Krone aufsetzen, wenn überhaupt die Vorstellung von der unantastbaren Individualität hier zugrunde gelegt werden dürfte. Aus dem Gebiet der Sage heraus müßte man eigentlich die unmenschliche Dialektik des Rachekunstwerks bewundern. Die fürchterliche Praktik der Rache entspricht ja einer Auffassung der Menschenwelt, die dem Einzelnen keinen selbständigen Wert beimißt und in ihm nur das Mittel zur Verwirklichung und Aufrechterhaltung einer gewissermaßen „totemistischen“ Ordnung sieht. Der Gott dieser Ordnung ist die Sippenseele, die Seele des Kollektivs, und sein Totem die Ehre. Der Dichter des deutschen Nibelungenliedes hat die archaische Sage vom Untergang der Burgunden dadurch poetisch verfeinert, daß er, ritterlichem Ethos gemäß, das Thema der Gattenliebe hineindichtete, um die barbarischen Szenen psychologisch zu motivieren. In seinem Epos ist es Kriemhild, die aus ehelicher Treue zum ermordeten Siegfried die Brüder in die Falle der Etzelburg lockt und sie dort alle zusammen hinmetzeln und verbrennen läßt. Aber dieses persönliche Motiv, diese subjektive Wendung, nimmt dem Racheakt seine archaische Objektivität und Größe. Das Einzigartige an dem alten Rachesystem ist ja gerade die kategorische Satzung, die die subjektive Empfindung als Motiv ausschließt und den Täter, wenn es sein muß, gegen sein egoistisches Interesse zu handeln zwingt. Die Grimhild der alten Niflungensage wird, nachdem ein Vergessenstrank längst ihren Zorn auf Sigurds Mörder gelöscht hat, nunmehr zur Rächerin ihrer Brüder an Atli, der die Niflungen um des Schatzes, Sigurds Erbe, willen ermorden ließ; die Gattentreue wird in jedem Fall überboten von der Solidarität mit der eigenen Sippe, dem eigenen Blut. Der Zaubertrank beseitigt sogar jede Möglichkeit eines

Konflikts in der Seele Grimhilds. Die Pflicht, den Angehörigen der Blutsgemeinschaft zu rächen, ist über jeden Zweifel erhaben.

Unser Rechtsbewußtsein lehnt sich auf gegen die brutale Mißachtung der Individualität, wenn uns die nordischen Sagas darüber belehren, daß keinesfalls immer der unmittelbar Schuldige büßen muß für einen Übergriff, eine Beleidigung, eine Untat, sondern daß oft irgendein Beliebiger aus seiner Sippe, aber möglichst der angesehenste, beste, edelste Vertreter des Geschlechts getroffen wird, damit der Schaden recht groß sei; denn nicht nach dem Einzelnen wird gefragt, sondern nach der Sippengemeinschaft, die vor dem Einzelnen dagewesen ist. Die Ehre der Person geht auf in der überpersönlichen Ehre des Kollektivs. Wird das einzelne Glied gekränkt, so krankt der Gesamtorganismus, und automatisch reagieren alle übrigen Glieder. Der Ehrbegriff der germanischen Frühzeit ist ganz etwas anderes als unser vom christlichen Ethos vergeistigtes Ehrgefühl: dieses bezieht sich auf die Heiligkeit der inwendigen Persönlichkeit, die, wie gering auch die Person selber sei, ein Ebenbild Gottes ist; jener altgermanische Ehrbegriff dagegen betrifft die äußere Geltung, die Meinung der Umwelt, in deren Augen derjenige, der eine Beschädigung seiner Ehre, die die Ehre des Kollektivs ist, ungerächt läßt, sein Wesen, sein Heil, seine konkrete Existenz verliert. Über die Ehre entscheidet nicht das Gewissen, sondern die Öffentlichkeit. Deshalb kann aber auch die Minderung der Ehre durch Geldbuße wieder gutgemacht werden, was für das subtile Gewissen des christlichen Menschentums eher eine neue Verwundung bedeutete. Die archaische Ehre ist eine objektive Sache, eine Summe, die sich errechnen läßt und die repräsentiert wird durch sichtbare, greifbare Werte, durch Blut und durch Geld. Die Befreiung der Einzelseele und ihre Heiligung ist die frohe Botschaft des Christentums, das den Menschen aus der Gegenständlichkeit erlöste, von dem Zwang und Zorn der Gesetze in die Freiheit seiner von Gott allein bewerteten Existenz, ohne daß freilich damit die dämonische Macht jener archaischen Satzungen endgültig gebrochen wäre. Erheben sie doch immer wieder im Namen des Blutes ihren mythischen Anspruch und suchen System und Praktik der Rache erneut den Menschen aufzuzwingen, als ginge auch heute noch der einäugige Gott der Erschlagenen um und stifte Krieg, weil er niemals genug Einherjar haben kann für sein wütendes Heer und sich erst dann zufrieden geben wird, wenn die Selbstvernichtung der Rasse vollbracht ist.

Ragnarök ist die mythische Verklärung eines unaufhörlichen Selbstvernichtungsprozesses der germanischen Substanz. Fast jede Sage und fast jede Saga erzählt einen Weltuntergang im Kleinen: in der Niflungensage wie in der isländischen Geschichte vom weisen Njal handelt es sich um die gnadelose totale Vernichtung durch Feuer und Schwert. An dieser Vorstellung berauschte sich der sonst so nüchterne nordische Mensch in seiner Verdüsterung und ließ sich von ihr begeistern zu neuen blutigen Orgien. Selbst die Frauen, die das Leben zu empfangen, zu nähren und zu hegen von Gott bestimmt sind, stehen so sehr unter der Suggestion der Vernichtung, daß sie recht eigentlich nornenhaft das Verderben beschleunigen und bereiten, ihrem Urbild getreu, den Weberinnen des Unheils, deren Webstuhl auf Menschendärmen und Männer-

köpfen, Schwertern und Speissen zusammengebaut ist. „Große rühmliche Dinge sind geschehen!“ so jubelt Gudrun, eine dieser isländischen Unholdinnen, ihrem Manne Bolli zu, der eben schweren Herzens den Freund tötete: „Ich habe Garn für zwölf Ellen Tuch gesponnen, und du hast den Kjartan erschlagen!“ In diesem Augenblick geht sie in ihrem Urbild auf. Ihr aber ebenbürtig, mit einer entsprechend großartig sinnbildlichen Gebärde wischt Helgi, nachdem er wiederum als Rächer Kjartans den Bolli ermordete, den blutigen Speiß an Gudruns Schürzenende ab, was sie mit einem Lächeln quittiert. „Denn ich denke“, fügt Helgi hinzu, „daß unter dieser Schürze mein Mörder wohnt.“

Lassen wir uns indessen nicht zu sehr von der Größe dieser brutalen Schicksalsgebärde verblüffen! Sie ist doch nur die imposante Kehrseite des fatalistischen Verzichts, sich um seiner sittlichen Freiheit willen mit dem Geschick auseinanderzusetzen. Darum finden auch Schuldbewußtsein und Reue so selten Eingang in das trotzig verpanzerte Gemüt, das durch wilde und zynische Herausforderung das Schicksal zu übertrumpfen für würdiger hält, als seine geheime Verzweiflung einzugestehen und sich offen zu halten für ein versöhnendes Wort. Lieber schüren die Kämpen in gräßlicher Ausgelassenheit selbst noch das Feuer, das sie verzehren wird, als zuzugeben, daß sie der Erlösung vom Übel bedürfen. „Verzeihung heischen und Verzeihen ist Frevel“, heißt es im Geist dieses nordischen Heidentums bei Stefan George. Wo einmal einen die Verzweiflung packt, da geschieht es, weil er auf eine Macht stößt, die seinem rächenden Schwert unerreichbar ist. Wie grämt sich, fruchtlos grübelnd, der greise Skallagrim, dem der Sohn von den Fluten des Meeres geraubt ward! „Könnte ich meine Sache mit dem Schwert verfolgen, da wäre es um den Metbrauer geschehen! Doch zu rechten mit des Sohnes Mörder hatte ich keine Macht.“ Nicht so wie Hiob hadert der nordische Skalde mit einem ungerecht scheinenden Gott; nur seine physische Ohnmacht beklagt er. Der Tod des Sohnes schmerzt ihn nicht so sehr wie die Schmach, daß der Ertrunkene ungerächt bleibt und der Ehre, der Sippenseele, nicht durch Mannesbuße Genüge getan wird. Bis in die Tiefe des Tragischen reicht auch der Schmerz Hildebrands nicht, der nach jahrzehntelanger Abwesenheit in der Fremde an der Grenze der Heimat seine Mannesehre gegen den eigenen Sohn, der in dem alten „Hunnen“ nicht seinen Vater erkennen will, mit der Waffe verteidigen muß. Im Vollbewußtsein unvermeidlicher Selbstzerfleischung nimmt er den Kampf an, überantwortet sich selbst und Hadubrand dem rasenden Dämon der Ehre und wird am Ende Mörder des einzigen Sohnes: „Unwollend sein Ende schuf ich.“

Die Tragödie wäre vollendet, wenn nun der gramvoll Klagende zu der Erkenntnis gelangte, daß die sittliche Würde des Menschen darauf sich gründet, daß er die Schuld auf sich nimmt und die Sühne auch für das Ungewollte an sich vollzieht; dann erhielte auch der Tod einen neuen tieferen Sinn, und das Opfer, das Hildebrand brachte, da er den Sohn erschlug, wäre nicht mehr unsonst, weil nämlich an Hadubrands Tod die Widersinnigkeit jeder Menschengröße deutlich würde, die nach der Zahl ihrer Opfer bemessen wird.

# LEBENDIGE VERGANGENHEIT

## Aus Jacob Burckhardts Briefen

(1818 – 1897)

An Friedrich v. Preen

Basel, 20. Juli 1870

... Es gibt einen leichten, geschichtsphilosophischen Trost: Wasmassen ein großer Krieg für lange Zeit Frieden, d. h. die deutliche Proklamation der wahren, dauernden Hauptkräfte mit sich bringe. Ich will nicht geltend machen, daß es gerade bei den letzten Kriegen hieran fehlte, sondern wirklich einen großen Krieg mit folgendem dauerndem Frieden voraussetzen. Aber um welchen horrenden Preis muß man das kaufen! Denn nur ein langer und zerstörender und das Innerste der Nationen (das jetzt trotz aller Entrüstung noch lange nicht an den Tag getreten ist!) aufrührender Krieg schafft jenes Resultat.

Das letzte Ende könnte doch wieder (freilich erst, wenn wir tot sind) ein Imperium romanum sein, nachdem es zuerst mehrere Assur, Medien, Persien gewesen sein werden. Eine Dynastie hat ein solches Imperium, wie wir wissen, nicht mehr, sondern nur noch eine Zentralverwaltung und (vermöge der Soldaten) eine beata tranquillitas. Die heutigen Menschen haben allmählich in großen gesellschaftlichen Schichten schon unbewußt der Nationalität entsagt und hassen eigentlich jede Diversität. Sie opfern, wenn es sein muß, alle ihre speziellen Literaturen und Kulturen gegen „durchgehende Nachtzüge“ auf. Was ich hier schreibe, klingt jetzt wohl wunderlich und ist doch gründlich wahr. . .

An Friedrich v. Preen

Basel, Silvester 1870

... Das Bedenklichste ist aber nicht der jetzige Krieg, sondern die Ära von Kriegen, in welche wir eingetreten sind, auf diese muß sich der neue Geist einrichten. O wie vieles, das den Gebildeten lieb gewesen, werden sie als geistigen „Luxus“ über Bord werfen müssen! und wie eigentümlich anders, als wir sind, wird das neue Geschlecht emporwachsen. Es kann geschehen, daß wir den Jüngeren vorkommen, wie die auf lauter Wohlleben eingerichteten französischen Emigrés den Leuten erschienen, zu welchen sie geflüchtet waren.

An Bernhard Kugler

Basel, 2. Juli 1871

... Nichts ist der höheren Erkenntnis weniger förderlich, nichts wirkt zerstörender auf das wissenschaftliche Leben als die ausschließliche Beschäftigung mit gleichzeitigen Ereignissen. Wir leben in einer ganz anderen Zeit als Thukydides, der die Lage und die Gegensätze vollkommen übersah und in alles eingeweiht war, während ein jetziger Zeitgeschichtendarsteller riskiert, durch ein paar später geoffenbarte Hauptgeheimnisse überflüssig gemacht zu werden; und außerdem muß er mit einem Haufen von Fabrikanten konkurrieren, welche mit ihrem Feuilletonstil ihm in der öffentlichen Beachtung hundertmal den Rang ablaufen.

## Wo steht Südamerika heute?

Die wirtschaftlichen, geistigen und politischen Umwälzungen, die Südamerika während des zweiten Weltkrieges erfahren hat, lassen sich heute nicht leicht in ihrer ganzen Bedeutung erkennen, weil die Auswirkungen so lange zurückgehalten werden, wie der freie Austausch geistiger und wirtschaftlicher Werte mit Europa durch die gegebenen Verhältnisse erschwert wird. Es läßt sich jedoch bereits sagen, daß die Wandlungen Südamerikas durch den zweiten Weltkrieg die des ersten übertreffen werden.

Das ist eine bedeutsame Feststellung, hat doch der erste Weltkrieg die Industrialisierung gebracht, die Umbildung eines kolonialen Rohstoffgebietes in ein selbstbewußtes Glied der gesamten Weltwirtschaft. Wenn wir gezwungen wären, das wesentlichste Merkmal der Veränderung herauszustellen, so ließe sich vielleicht am besten darauf hinweisen, daß Argentinien, früher eines der bedeutendsten Schuldnerländer der Erde, als Gläubigerland aus dem letzten Kriege hervorgegangen ist. Das ist zunächst eine wirtschaftliche Feststellung, und es mag manchen geben, der wirtschaftliche Veränderungen gering achtet, weil er gewohnt ist, aus einer geschlossenen, in sich ruhenden Welt heraus die Dinge zu betrachten, wie das früher in Europa üblich war. Wir haben in den letzten Jahren gelernt, wie weit wirtschaftliche Veränderungen großen Stils das Denken und die gesamte Einstellung eines Volkes verändern und bestimmen können.

Wir müssen den Gang der Entwicklung in Südamerika von einem höheren Gesichtspunkt überschauen, und dann stellt sich diese heraus als ein grandioser Versuch, das europäische Vorbild trotz aller inneren Schwierigkeiten einzuholen, um es dann einmal aus eigener Kraft heraus zu überbieten. Wirtschaftlich dürfte der Augenblick gekommen sein, daß die neue Welt das alte Europa überholt hat. Damit ergibt sich die Möglichkeit, daß auf der Grundlage dieser jungen, aufblühenden Wirtschaft auch politische und geistige Gebilde entstehen, die den Wettbewerb mit der Alten Welt aufnehmen, ihn bestehen und sogar siegreich aus ihm hervorgehen können. Dazu müssen wir versuchen, uns einen Schlüssel für das Verständnis der südamerikanischen Probleme zu verschaffen.

In Südamerika ringen zwei Elemente miteinander, die indianische Vergangenheit, immer noch stark verkörpert in der indianischen Bevölkerung, aber mitklingend in fast allen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und geistigen Bedingungen, und der europäische Wille, vorhanden insbesondere in den weißen Einwanderern, ihren Anschauungen und Zielsetzungen, ihren Begriffen und Vorstellungen sowohl im Geistigen wie im täglichen Leben. Südamerika sucht die Einheit dieser beiden großen Ströme, die sein Leben bestimmen, und es weiß, daß der europäische Einschlag nie Ruhe geben kann, bis nicht der Vor-

sprung zur Alten Welt aufgeholt ist, ebenso wie die indianischen Gegebenheiten nur eingeschmolzen werden können, wenn über das Vorbild hinaus etwas geschaffen wird, was eigenständig, von der Vergangenheit und den Besonderheiten des Bodens und seiner Menschen mitgeformt ist.

Eine gewaltige Aufgabe! Nordamerika hatte es wesentlich leichter, weil es längst nicht die Rücksicht auf natürliche Voraussetzungen und auf seine Geschichte zu nehmen hatte. Die rote Rasse im Norden schmolz wie Schnee in der Frühlingssonne, als die natürlichen Voraussetzungen, insbesondere die freie Jagd auf den unendlichen Flächen der weiten Prärien des Mittelwestens, aufhörten. Heute spielen die Indianer Nordamerikas zahlenmäßig kaum eine bedeutsame Rolle. Anders in Südamerika. Länder wie Peru, Bolivien und Ecuador sind heute noch überwiegend vielleicht zu 80 v. H. von Indianern bewohnt, und in Paraguay und Chile ist der indianische Blutzustrom in der Bevölkerung deutlich sichtbar, wenn sie auch längst nicht mehr indianisch im alten Sinne ist.

Selbst in Ländern, in denen der blutsmäßige Anteil der Indianer gering ist, wie in Brasilien und selbst in Argentinien, spricht aus der Bevölkerung ein unerwartet hoher bodenständiger und von der indianischen Vergangenheit mitbestimmter Faktor, viel stärker als in Nordamerika. Den Grund dafür werden wir in den besonderen klimatischen Verhältnissen sehen, die den Europäischen viel fremder sind und viel weniger eine Anpassung zulassen als die nordamerikanischen. Wir können deutlich sehen, wie in Gebieten, die landschaftlich und klimatisch den südamerikanischen Verhältnissen stärker gleichen, auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sich ein fremder Zug gehalten hat, der sich aus dem blutsmäßigen Anteil der Bevölkerung allein nicht erklären läßt, etwa in den Staaten Louisiana oder Arizona und Neumexiko.

Wenn wir also die Bedeutung der beiden Weltkriege für Südamerika in möglichst einfache und durchsichtige Formeln pressen wollen, so müssen wir fragen, wie weit sie den Verschmelzungsprozeß indianischen und europäischen Lebens gefördert und wie weit sie ein neues, rein bodenständiges Bild gestaltet haben. Nur so erhalten wir einen tieferen Einblick in wesentliche Vorgänge.

Bis zum ersten Weltkriege kamen alle wesentlichen Anregungen für die südamerikanische Geschichte aus Europa. Das Land selbst brachte nur die widerstrebenden Kräfte hervor, die ein Überschlagen im europäischen Sinne verhinderten. Selbst die Unabhängigkeitsbewegung, die im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts die politischen Bindungen mit dem Mutterlande Spanien endgültig zerschnitt, ist keine südamerikanische Angelegenheit gewesen. Auch für sie kamen die Anregungen, die tragenden Ideen und die großen Ideale aus der alten Welt. Bolivar ist in Europa erzogen worden, San Martín und Carrera haben in Europa als Soldaten gekämpft, um nur die hervorstechendsten Freiheitshelden herauszugreifen. Die Indianer Hochperus haben

bis zuletzt; bis zum Zusammenbruch des letzten spanischen Widerstandes auf dem südamerikanischen Festlande, treu zur Krone gestanden.

Der erste Weltkrieg brachte zum ersten Male das Abreißen der wirtschaftlichen Verbindungen mit Europa und zwang Südamerika, eigene Wege zu gehen. Das ist der Sinn der damals begonnenen Industrialisierung. Die zweite Absperrung, diesmal nicht durch von Geschützen starrende Kriegsschiffe, sondern durch das undurchdringliche Gestrüpp von Devisenbeschränkungen und Handelsschranken, brachte die große Weltwirtschaftskrise der ersten Jahre des vierten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Wieder wurden die Südamerikaner gezwungen, eigene Lösungen zu suchen, aber diesmal unter weitgehender Mitwirkung europäischer Fachleute und Maschinen, die während des ersten Weltkrieges gefehlt hatten. Der zweite Weltkrieg brachte zwar ähnliche Probleme; die Voraussetzungen für die Lösung waren jedoch in sehr viel höherem Maße gegeben als während des ersten.

Bereits bei Beginn des zweiten Weltkrieges waren Städte wie Buenos Aires, Rio de Janeiro oder Sao Paulo Millionenstädte von selbst für europäische Augen bestechendem Reichtum. In ihnen erhoben sich Tausende von Wolkenkratzern von zehn, zwölf und fünfzehn Stockwerken, und einzelne von ihnen erreichten fast die nordamerikanische Höhe von 26 und selbst 28 Stockwerken. In diesen Millionenstädten lebten nicht mehr die Menschen des kolonialen Rohstoffgebietes wie im vergangenen Jahrhundert. Industrien sprossen empor, denn diese Städte verlangten nach einem europäischen Lebenszuschnitt, nach den Möglichkeiten, die moderne Technik zu bieten vermag. Ihr Vorbild wurde Nordamerika, und mit diesem Antrieb begannen sie, technisch über Europa hinauszuwachsen.

Im Geistigen jedoch blieben sie der Alten Welt verhaftet. Das ergab sich allein schon aus der Sprache, dem Portugiesischen in Brasilien und dem Spanischen in den übrigen südamerikanischen Ländern. Dazu kommt die Tatsache, daß fast alle geistig führenden Köpfe europäisches Blut in ihren Adern tragen, wenn sie auch nicht immer rein europäischer Abkunft zu sein brauchen. Südamerika ist heute noch geistig eine Provinz Europas, eine Tatsache, die von den Südamerikanern selbst fast durchwegs mit Stolz festgestellt wird, selbst wenn sie sich wirtschaftlich und politisch vielfach von den alten Bindungen gelöst haben. Was aber ist heute noch Europa?

Hier setzt ein Problem für Südamerika ein von einer Tragweite, die im Auslande vielfach mißverstanden wird. Alle Wellen, die von der Alten Welt hinüberschlagen, werden dort als Anregungen willig und dankbar aufgenommen und verarbeitet. Sie erscheinen in neuer Form und mit neuem Inhalt wieder, teilweise jedoch unter dem alten europäischen Namen, dem sie dem Wesen nach nicht mehr entsprechen. Maßgebend ist stets nur eines: die Verbindung zwischen den beiden Elementen, dem europäischen und dem indianischen, zu finden, den Verschmelzungsprozeß zu fördern, aber nicht durch Stillstehen und feigen Verzicht, sondern durch möglichst aktives Vorwärtsdrängen. So ist Südamerika seinem Wesen nach revolutionär und zugleich traditionsgebunden, ein

brodelnder Hexenkessel, in dem die neue Welt geboren werden soll, zugleich stets ängstlich bemüht, alle Elemente der Vergangenheit in die Zukunft hinein-zubauen, weil es dem Neuen, das zugleich das Fremde ist, im Kern seiner Seele mißtraut.

Nur so können wir verstehen, warum der Nationalismus, der in Europa in dem furchtbaren Entsetzen des letzten Krieges seinen Strahlenkranz verloren hat, in Südamerika ein Auferstehen feiert, das in einem Erdteil, in dem die Landesgrenzen nicht durch den Unterschied der Sprache noch den der Rasse, noch den der Religion gebildet werden. Der Argentinier, der Chilene, der Paraguayer oder der Peruaner fühlen sich als solche, nicht so sehr als Süd-amerikaner, obwohl sie alle spanisch sprechen. Brasilien könnte in seiner portugiesischen Sprache noch eine Erklärung bieten, aber auch sie würde dem Kern des Problems nicht gerecht werden. Um den Begriff einer Nation, der den Europäern zunächst unverständlich erscheint, formt sich ein neues Volk, aus dem Willen zur Einheit, gerade weil seine Formelemente aus den verschiedensten Quellen gespeist werden.

In Brasilien hat in Gaspar Dutra, in Argentinien in Peron dieser ausgesprochene Nationalismus gesiegt. Manche Beobachter, insbesondere die nord-amerikanischen, sehen darin nur die Ablehnung des Aufgehens der süd-amerikanischen Länder in der höheren Einheit der „Westlichen Hemisphäre“. Sie sehen nur die Gegenwehr gegen den übermächtigen und während des Krieges besonders sichtbar gewordenen Einfluß der Vereinigten Staaten, des großen Bruders im Norden. Sie ziehen Vergleiche mit Europa und sprechen von Faschismus und wundern sich, daß gerade die Arbeiterkräfte vielfach hinter diesen nationalistischen Bewegungen stehen. So heißt die Partei Gaspar Dutras in Brasilien die Sozialdemokratische, die Perons in Argentinien die Arbeiterpartei. Namen, die keinen Vergleich mit europäischen Begriffen vertragen.

Ihre wahre Bedeutung bekommen diese Bewegungen erst durch die Tatsache, daß hinter ihnen heute eine Macht steht, deren Einfluß in der Weltpolitik von Jahr zu Jahr steigen wird. Vergessen wir nicht, daß die Iberoamerikaner heute in der UNO von 51 Stimmen über 20 verfügen, daß die argentinischen Lebensmittellieferungen für die hungernde Welt einfach unentbehrlich sind, daß Südamerika rund 100 Millionen Einwohner zählt, die rasch zunehmen, und im Begriffe steht, eine Industrie größten Stils zu entwickeln. Wenn diese politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Möglichkeiten getragen sein werden von einem starken Willen, so muß die Wirkung auf die ganze Welt sehr groß sein.

Für Deutschland ist das um so wichtiger, weil Südamerika der einzige vom Kriege unberührte Erdteil ist, so daß wir hoffen dürfen, daß von dort zuerst ein Verständnis für uns aufblühen wird. Wir hoffen, daß dann Südamerika die Rolle übernehmen wird, wieder Mittler zu sein zwischen uns und der übrigen Welt, die Brücke zu schlagen, für die es auf Grund seiner besonderen Voraussetzungen und in Erinnerung an die jahrhundertealte Zusammenarbeit mit dem deutschen Volk besonders geeignet ist.

## Die Tragik des Preußentums

Nimmer zaghaft! Kühn vor allen!

Unaufhaltsam, unablässig,

Allgewaltig drängt die Zeit!

— — —

Nichts unzeitig, nichts gewaltsam,

Unablässig, unaufhaltsam

Allgewaltig naht die Zeit!

Chamisso

Das Preußentum ist die politische Lebensform des deutschen Ostens. Wenn man seine Leistung und seine Schuld verstehen will, wenn wir es in der deutschen Erinnerung nicht bloß verdrängen, sondern innerlich überwinden wollen, dann müssen wir diese drei Tatsachen zugleich ins Auge fassen:

Es ist eine Seite des Deutschtums — man würde es sich zu leicht machen, wenn man die preußische Vorherrschaft in Deutschland als Fremdherrschaft betrachten wollte. —

Es ist eine politische Haltung — man muß den Staat ernst nehmen, wenn man es beurteilen will; bloß von den anderen beiden Seiten der Gemeinschaft, von der Wirtschaft und vom Geistesleben her, kann man ihm nicht beikommen.

Es ist eine Gestalt des Ostens — nicht nur eine östliche Ausprägung Deutschlands, sondern zugleich eine deutsche Ausprägung östlichen Wesens, nicht nur Gegner des Slawentums, sondern ihm innerlich verwandt, ein Tor, durch das die geistigen Kräfte und die seelische Eigenart des Kontinents, auch russisches und asiatisches Wesen, in das sonst zum Westen gehörende Deutschland einströmen.

### Land, Volk und Sendung

Darum empfindet der West- und Süddeutsche die Elbgrænze fast immer viel stärker als der Preuße. Ihm fällt das Fremde auf. Das Land ist ihm zu formlos. Er vermißt die kleinen Einheiten, in denen er zu leben gewohnt ist, die Stämme, die Gaue. Die Menschen sind ihm zu unfertig: unsicher und unterwürfig auf der einen Seite, anspruchsvoll auf der anderen. Er sucht nach den Ursachen und wertet sie gleich als Schuld: die Kolonisation ist nicht fertig geworden, die slawische Blutmischung ist zu stark oder dergleichen. Der Preuße findet umgekehrt im Westen viel mehr das Gemeinsame. Es ist ein volleres Deutschtum, als er es zu Hause hat, eine Erfüllung seiner eigenen Sehnsucht. Er sieht es als Ergänzung, denn das, was ihm im Westen zu fehlen scheint, den politischen Willen, glaubt er mitzubringen. Preußen kann nicht ohne Deutschland sein. Deutschland meint vielfach, ohne Preußen, ja sogar besser und friedlicher, leben zu können.

Der geographische Mittelpunkt des Deutschen Reiches vor 1914 lag nicht etwa an der Elbe, sondern viel weiter im Osten, in Spremberg an der Spree,

in der 'Niederlausitz. Das Land reichte so weit nach Osten, daß es eine Klammer legt um die Gebiete der Westslawen. Durch die Kolonisation Preußens waren die Polen von der See, durch die Eindeutschung Schlesiens von Böhmen abgeschnitten. Es blieb nur die Wahl zwischen einer innigen Lebensgemeinschaft in gegenseitigem Verstehen oder einem unüberwindlichen Gegensatz. Einmal in der deutschen Geschichte — die in ihrer Vielheit für so unendlich viele Möglichkeiten symbolische Gestalten bietet und so wenige dieser vielen Möglichkeiten dauerhaft verwirklicht — schien die Gelegenheit für eine echte Symbiose der Deutschen und Westslawen gegeben zu sein: als Kaiser Karl IV. das Reich von der Elblinie her regierte. Prag war seine Hauptstadt, er sprach deutsch und tschechisch und ließ beide Völker von der Vorrangstellung Böhmens profitieren. Er erwarb Brandenburg, baute ein Schloß in Tangermünde und förderte die Hanse. Seine letzte Reise ging nach Lübeck. Er bewog den Polenkönig, Kasimir den Großen, zum Verzicht auf Preußen und Schlesien, zur Konzentration seiner Kräfte auf den Osten. Und Karl IV. war der beste Europäer unter den deutschen Kaisern, in Frankreich erzogen, in Italien zum Staatsmann gereift, der Freund Petrarcas, ein friedlicher Baumeister und sorgsamer Hausvater. Aber schon unter seinen Söhnen brach der Hussitensturm los, und die Polen vernichteten das Ordensheer bei Tannenberg. Die alte Heiligkeit des Reiches galt nicht mehr, und Humanismus und wirtschaftlicher Erfolg waren zu schwache Klammern der Einheit gegen den jungen Nationalismus des Ostens — der ja nur das Seitenstück ist, zu der gleichzeitigen Erhebung Frankreichs unter der heiligen Johanna.

Seitdem hat es im ostdeutschen Raum kein Gleichgewicht der östlichen und westlichen Kräfte mehr gegeben, nur Mischung und Spannung in verschiedener Weise. Das gilt für das Verhältnis der Deutschen und Tschechen und damit für den Charakter des habsburgischen Österreich ebenso wie für den Herrschaftsbereich der Hohenzollern. Beide Geschlechter treten übrigens fast gleichzeitig im Osten auf: die Hohenzollern wurden 1415 mit Brandenburg belehnt, der erste Habsburger wird 1437 König von Böhmen. Aber nur im Anfang und am Ende hängen die böhmische und die preussische Tragödie zusammen: durch die Großmachtpolitik der Jagellonen im 15. Jahrhundert, die Böhmen mit einbezieht, und die sogenannte „großdeutsche“ Politik Hitlers, der die staatliche Überlieferung der deutsch geführten Oststaaten Preußen und Österreich in eine nationaldeutsche umfälschte. Schon die geographische Lage Böhmens und seine viel längere Zugehörigkeit zum deutschen Kulturbereich, seine Teilnahme an der Reichsgeschichte der Salier und Staufer mußten zu einer abweichenden Entwicklung führen, an der auch Schlesien teilnimmt als eines der Länder der böhmischen Krone.

Die eigentlichen Kernländer des späteren preussischen Staates sind Brandenburg, Pommern und Preußen. Es ist ein karges Land, ein Land ohne echte Grenzen und ein Land ohne eigene geistige Prägung. Karg, das heißt dünnbevölkert vom Ursprung her und auch durch deutsche Kolonisation niemals so aufgefüllt wie das altdeutsche Gebiet. Daher von vornherein geeignet für eine andere Wirtschafts- und Sozialverfassung, für den landwirtschaftlichen Groß-

betrieb der Rittergüter, für die Unterdrückung der Bauern und die damit zusammenhängende Verkümmern der Städte. Ohne echte Grenzen, das heißt: in einem breiten Übergangsgürtel schiebt es sich in das polnische Staats- und Volksgebiet vor oder wird von ihm zurückgedrängt, je nach der politischen Machtlage. Ohne geistige Prägung: das heißt, ein Land ohne Heilige und ohne Märtyrer. In diesem Land sind wohl Christen erschlagen worden, aber nicht als Opfer ihres Glaubens. Den einzigen heiligen Adalbert haben die Polen für sich beschlagnahmt; sein Tod war ohne Folgen für Preußen, dessen Christianisierung erst 230 Jahre später einsetzt und nicht auf dem Wege der Mission, sondern auf dem des Eroberns. Und das Land hat keinen Fürbitter gefunden, der es vor Gott vertritt in den oberen Chören und in dessen Verehrung es sich zusammenschließt und wiedererkennt, wie Schlesien in der heiligen Hedwig, wie Polen in Adalbert und Stanislaus und im Kult der Muttergottes von Tschenstochau, wie selbst das spät bekehrte Schweden in der Gestalt der heiligen Birgitta. So ist das religiöse Leben dieses Landes blutleer und bodenlos geblieben, im schärfsten Gegensatz zu Polen. Es war kaum wirklich katholisch gewesen, als es protestantisch wurde. Es wurde auch da nicht bekehrt, sondern nur von den Fürsten umregistriert. Eigenständiges religiöses Leben hat sich nur aus der persönlichen Frömmigkeit des Einzelnen entwickeln können. Daher bis heute die Lähmung, die auf der Kirche dieses Landes liegt, wenn die Pastoren versagen. Nur die Teile Hinterpommerns, die von der Erweckungsbewegung betroffen wurden, machen eine gewisse Ausnahme, der Einflußbereich der Thaddens, Puttkamers, Bismarcks.

Und in einem Teile dieses Landes nun bildete sich ein geistlicher Staat, der an Durchdringung des religiösen und politischen Bereichs in der ganzen Christenheit höchstens vom Jesuitenstaat von Paraguay übertroffen wird: das Ordensland Preußen. Aber gerade dieses Ordensland war eine durchaus künstliche Schöpfung, es verkörperte einseitig die Seite des Staates, die Konstantin Frantz die architektonische im Gegensatz zur organischen nennt. Nicht wie sonst im Mittelalter stützt sich das politische Leben auf die kirchlichen Gemeinden, sondern umgekehrt: die politische Gewalt schafft erst die Gemeinden. Damit war zwar der Gefahr des Klerikalismus, daß der Staat ein Werkzeug der Kirche werden konnte, vorgebeugt, denn der Hochmeister selbst — *simul militaris et religiosa persona* — stand außerhalb des Klerus, in singulärer Abhängigkeit von Papst und Kaiser — aber leicht konnte die Kirche zum Werkzeug des Staates werden. Oder — es mußte etwas gelingen, wofür es überhaupt kein Vorbild gab: eine Durchdringung der Welt aus der Kraft des persönlichen geistlichen Lebens der einzelnen Christen. Nach den neuesten Forschungen (Gottfried Kunze: Glaube und Politik. Zur Idee des deutschen Ordens. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1938) scheint es nicht ganz abwegig, daß dem großen Ordensmeister Hermann von Salza so etwas vorgeschwebt hat. Seine eigene Stellung zwischen Papst und Kaiser hat er in dieser Haltung ausgefüllt, nicht nur als geschickter Vermittler, sondern auch als warnender Seelsorger. Erst nach seinem Tode 1239 wurde der Zwist unheilbar. Er scheint auch für das ganze Reich dem Orden eine solche Stellung zugeordnet zu haben, wie er sie selbst an der höchsten Stelle einnahm. Und wir müssen

bedenken, daß das Preußen-Privileg des Ordens aus dem Todesjahr des Franziskus stammt, der für die Christenheit eine neue Zeit heraufführt, als Papst und Kaiser versagen, jene Zeit, die sein Prophet Joachim v. Floris als das johanneische Reich des heiligen Geistes bezeichnet, das auf das Petrireich des Vaters und das Paulusreich des Sohnes folgen sollte. In solcher Zeitenwende ist die Vorwegnahme geistiger Haltungen möglich, die erst viel später umfassend verwirklicht werden. Wir sehen es hier im weltlichen Staat Friedrichs II. und in der innigen Liebe des heiligen Franz zur Schöpfung. Und Hermann von Salza selbst hat wirklich in solchem Sinne „den ewigen Auftrag mit der augenblicklichen Situation vermählt“ (Kunze, Seite 17). Wenn in Preußen der Staat geistige Kraft entfalten sollte, dann mußte es in dieser neuen Haltung geschehen. Wenn es nicht gelang, dann blieb nur jener andere Ausweg des rein weltlichen Staates, der die Kirche in seinen Dienst zwingt. Der Ordensstaat ist über diesem Zwiespalt zerbrochen. Aber die Aufgabe hat er hinterlassen, und sie blieb für das ganze Gebiet des späteren Preußen offen. Sie wurde die Aufgabe des protestantischen Staates, wo er sich nicht mehr — wie im Westen Europas und im Westen Deutschlands — auf die mittelalterliche Überlieferung stützen konnte. Ja noch mehr — mit dieser Haltung konnte die Brücke geschlagen werden zwischen dem westlichen Christentum, das mit großen Ideen und großem Verantwortungsgefühl in die Dinge der Welt eingreift und darüber sich an die Welt zu verlieren droht, und dem östlichen, das in Gebet und Kultus aufgeht und im Anschauen Gottes den Augenblick versäumt, dem Altar den Rücken zu kehren und die geistlichen Gaben den Brüdern in der Welt zuzuwenden. Denn so tief es geistig erfaßt ist, so unfruchtbar bleibt das orthodox-russische, ja auch das römisch-katholische polnische Christentum für die Gestaltung des sozialen Lebens. Es scheint fast, als ob der geistlich leere Raum Preußens zu einer solchen Neugestaltung und zu einem solchen Brückenschlag aufforderte. Und es wird deutlich, daß sich hier eine ungeheure Dynamik entfalten mußte, wenn dieser Auftrag „an der Zeit“ war, wenn er seinen „Kairos“ hatte, und wenn sich Menschen fanden, die etwas von ihm spürten. Diese Zeit begann, als das alte Reich seine Sonderstellung in der europäischen Staatenwelt verlor, mit dem westfälischen Frieden, und sie dauerte bis zum Zusammenbruch der christlichen Monarchien des europäischen Kontinents. Die Männer, die etwas von dieser Aufgabe spürten, waren die preussischen Könige und der preussische Gründer des neu-deutschen Staates, Bismarck. Daß sie die Aufgabe spürten, gab ihnen eine Kraft, die oft weit über das hinausreichte, was ihrem persönlichen Format entsprach. Daß sie die Aufgabe mißverstanden, bedingt das tragische Schicksal ihrer Schöpfung und wirkt noch hinein in den schauerlichen Ausgang jenes deutschen Staatswesens, das nicht mehr preussisch war und das preussische Erbe wie das deutsche und das österreichische in wenigen Jahren verwirkt und vertan hat.

## Die Könige

Wir haben eine preussische und eine preußenfeindliche Geschichtsschreibung, die noch heute so zueinander stehen wie bis vor kurzem die katholische und protestantische Darstellung der Reformationsgeschichte. Dieselben unlegbaren Tat-

sachen werden völlig verschieden gesehen, je nach dem Zielpunkt, auf den man sie ausrichtet. Dieselben Menschen erscheinen als gänzlich verschiedene Charaktere, je nachdem wie ihr Streben gewertet wird. Die preußische Legende sieht den Bismarckschen Machtstaat in seiner kleindeutschen Form, erweitert durch das Bündnis mit Österreich, als eine Erfüllung deutscher Geschichte an. Darum sind Friedrich Wilhelm I., der Schöpfer des preußischen Heeres und des Beamtenstaates, und Friedrich II., der Eroberer Schlesiens und Erwerber Westpreußens, ihre Helden. Die Reform nach der Niederlage von 1806 ist für sie die Versöhnung Preußens mit der deutschen Bildung, die in der Hegelschen Lehre vom Staate als der „Wirklichkeit der sittlichen Idee“ gipfelt. Sie sieht im Protestantismus, den sie humanistisch auslegt, die schlechterdings richtige Form des Christentums und im Preußentum die Erfüllung der Reformation durch Weltzugewandtheit, Pflichtgefühl und Toleranz. Die anti-preußischen Geschichtsschreiber sind entweder katholisch oder liberal. Jedenfalls werfen sie dem preußischen Staat vor, das Reich zerstört zu haben, sehen im preußischen Heer nur den menschenunwürdigen Drill, in Friedrich Wilhelm I. den engstirnigen Feldwebel, in Friedrich II. den menschenverachtenden und eitlen Spötter. Reform und Freiheitskriege sind für sie eine Episode, der sofort die Epoche der Reaktion des engen Preußentums folgt, das die Elemente der deutschen Bildung wie des politischen Fortschrittes wieder ausscheidet. Als wahres Ziel der deutschen Geschichte erscheint entweder die Wiederherstellung eines großdeutschen Reiches oder die bürgerliche Demokratie. Den einen ist das Preußentum zu revolutionär, den anderen zu reaktionär. Die klügsten Gegner entrüsten sich darüber, daß es beides zugleich ist, aber sie kommen nicht darauf, daß hier das Geheimnis seiner Kraft liegt.

Nicht Preußen hat das Reich zugrunde gerichtet durch den Kampf gegen Österreich, sondern Preußen und Österreich sind neue Gebilde, die sich auf den Trümmern des Reiches erheben und gestützt auf das alte Deutschland nach Osten vorstoßen, bis sie bei der Zerschlagung Polens und der europäischen Türkei einen neuen Gegenspieler in Rußland finden. Beide sind also revolutionär in ihrer Außenpolitik. Beide stützen sich geistig auf das Christentum, sozial auf Monarchie und Adel, sind also konservativ im Innern.

Ein Gewicht für das deutsche Gesamtschicksal erhalten die ostelbischen Landesteile erst von dem Augenblick an, in dem der Große Kurfürst die Mark Brandenburg mit Hinterpommern und Ostpreußen — das er von der polnischen Lehenshoheit befreite — zusammenfaßte. Das bedeutet sozial: der adlige Gutsbesitzer, der im Gegensatz zum westdeutschen Grundherren sein Land nicht verpachtet, sondern selbst im Großbetrieb bewirtschaftet, spielt von jetzt an eine Rolle in der deutschen Politik und bringt hierfür mit: die Übung im Organisieren von unten auf und den Anspruch, mit den Menschen umzugehen wie mit seinen Bauern, für die er ja nicht nur der Herr ist, der Gehorsam und Zins verlangt, sondern auch der Betriebsleiter, der selbst verantwortlich anordnet und die Ausführung seiner Befehle im einzelnen kontrolliert. Das bedeutet für die Reichspolitik: die Herrschaft an und auf der Ostsee, die Mitbestimmung in dem Raum zwischen Oder und Weichsel im Westen, Dina und Dnjepr im Osten wird ein deutsches Problem auf die Dauer — nicht nur für Augenblicke, wie in den Tagen, da Wallenstein Herzog

von Mecklenburg war oder da Erzherzog Maximilian 1588 nach der polnischen Krone griff. Jetzt hat diese Politik eine starke Basis, und zwar in dem Augenblick, in dem die Zersetzung Polens im Innern zur Adelsanarchie führt, im Äußeren zur Angliederung der Ukraine an Moskau, und Polen mit seinem Beitrag zur abendländischen Gemeinschaft nach der letzten Leistung im Türkenkrieg 1683 durch das neue Österreich-Ungarn abgelöst wird. Die deutsche Politik gegenüber Frankreich, Italien und dem Balkan kann nicht mehr geführt werden, ohne daß die gleichzeitigen Interessen und Vorgänge im Nordosten mitberücksichtigt werden. Damit droht eine weitere Zersplitterung der deutschen Kräfte, ein Gegensatz von West und Ost — wie es sich schon in der schwankenden Haltung des Kurfürsten gegenüber Frankreich zeigt — aber es zeichnet sich auch die Möglichkeit einer neuen inneren Konzentration ab.

Das bedeutet geistig: im protestantischen Volksteil entstehen Wille und Kraft zu eigener politischer Gestaltung; das hatte es bisher nur in den west- und nordeuropäischen Ländern gegeben. Der Kurfürst — erfüllt von einem warmherzigen und weiten Glauben — knüpft an das Beispiel Gustav Adolfs und der Oranier an. Ihm fehlte ein Volk, das mit geistiger Selbständigkeit diese Gedanken aufnehmen konnte. Seine letzten politischen Handlungen schaffen neue Voraussetzungen hierfür. Die Aufnahme der von Ludwig XIV. vertriebenen Hugenotten ist eine entscheidende Grundlage für die Umwandlung Berlins aus einer märkischen Landstadt zu einem gesamtdeutschen Geistes- und Wirtschaftszentrum; der französische Bluteinschlag gibt dem ostelbischen Adel eine Bereitschaft zu selbständiger geistiger Arbeit und zur Anerkennung geistiger Werte, die ihm sonst schwer fällt; die Humboldts und Mårwitz sind die ersten großen Beispiele. Und die Teilnahme an der Koalition gegen Frankreich unter Wilhelm III. von Oranien bringt einen engeren Zusammenhang mit dem Schicksal der rheinischen und westfälischen Gebietsteile Brandenburgs und mit dem nach England ausgerichteten Hannover, der sich für die spätere Geschichte Preußens sehr wichtig auswirken wird. So werden unter der Regierung des Großen Kurfürsten alle Motive der preussischen Geschichte einmal angeschlagen. Alle Möglichkeiten werden eröffnet, die Entwicklungen weder vorweggenommen noch verbaut.

Mit Friedrich I. taucht ein neuer, gefährlicher Zug in der preussischen Geschichte auf: die Ungeduld. Bezeichnend ist die Anekdote, wie er schon vor der Krönung im Königsberger Schloß mit Krone und Szepter einherstolzti. Sein ganzes Königtum ist solch eine Verfrühung, ein Anspruch, den zu erfüllen seiner Person und seinem Staate die Kraft fehlt. Dabei wächst die außenpolitische Bedeutung Preußens durch den Aufstieg Rußlands unter Peter dem Großen, die Zerschlagung der schwedischen Großmacht und das Absinken Polens zu einem russischen Vasallenstaat. Friedrich vermeidet, hier eine Stellung zu nehmen. Verwaltung und Finanzen verkommen unter ihm; das Heer kämpft erfolgreich auf den west- und südeuropäischen Schlachtfeldern des Reiches. Die Möglichkeit zu einer Organisation geistiger Kräfte auf lange Sicht, die ihm Leibniz bietet, nutzt er nicht aus.

Friedrich Wilhelm I. sieht mit nüchterner Klarheit die Diskrepanz zwischen Anspruch und Kraft Preußens. Er greift energisch die drei Hauptauf-

gaben an: Zusammenfassung aller Kräfte und Hebung der Wirtschaft durch Ausbildung einer straffen Verwaltung, Sicherung nach außen durch ein schlagkräftiges Heer, Gewinnung der geistigen Grundlagen durch umfassende Volksbildung. Er bringt selbst dazu mit die besten Eigenschaften eines Landjunkers: praktischen Blick für alle Einzelheiten, Menschenkenntnis, Fähigkeit, sich durch innere Überlegenheit und äußere Sicherheit Autorität zu verschaffen, dazu unermüdlischen Fleiß, unbeugsame Energie und tiefes Verantwortungsgefühl. Aber alles ist ins Maßlose übersteigert. Er hetzt sich und die anderen zu krampfhafter Tätigkeit: immer wieder steht unter seinen Erlassen: cito, cito, cito! Seine Energie, seine Hilfsbereitschaft, sein Erzieherwille sind gewalttätig. Für ihn selber gibt es keinen Lebenszweck, als „dem König von Preußen“ zu dienen, dessen „Finanzmann und Feldmarschall“ er sein wollte. Aber er sieht diesen Dienst auch für den einzigen Lebenszweck aller anderen an und opfert ihm seinen Sohn ebenso unbedenklich wie irgendeinen fremden Bauern, den er für das preußische Heer pressen läßt. In jenen Eigenschaften des Gutsbesitzers und der dem entsprechenden unterwürfigen Anstelligkeit des Bauern und des Kleinbürgers hatte er die besten Voraussetzungen für eine Bürokratie und für eine Armeearganisation. Seine Kulturpolitik war einseitig, an der praktischen Leistung des Spezialisten orientiert. Von philosophischer Bildung zu gelassenem Überblick über das Ganze des Lebens, von zweckfreier Kunst hielt er wenig, dem Musik und Malerei nur zur Ausgleichsgymnastik dienten. Aber mit der christlichen Erziehung, mit der selbständigen Bindung jedes einzelnen Menschen an Gott, meinte er es ernst. Seine Frömmigkeit bewahrte ihn noch davor, Staat und Heer als Selbstzweck anzusehen. Er vermied ängstlich jeden Gewissenszwang. Er rang redlich um Selbstbeherrschung. Er fand sich immer wieder zurecht, weil er einer der unmittelbarsten Menschen war, die je gelebt haben. Aber der verständnisvolle und überlegene Seelsorger seiner letzten Jahre, Zinzendorf, mußte ihm sagen, daß er dabei „Gottes Knecht“ blieb. Dieses übersteigerte Pflichtgefühl stammte nicht aus evangelischer Freiheit, sondern war nur eine neue Werkgerechtigkeit, die weder in einer kirchlichen Ethik noch in einer seelsorgerlichen Beichtpraxis einen Maßstab fand, sondern nur an die grenzenlose Unruhe eines geängsteten, selbstquälerischen Gewissens gebunden war. Und der Staat war so aufgebaut, daß alles von der Entscheidung dieser mächtigen und innerlich so unsicheren Instanz, von der persönlichen Kraft und Gesinnung des Königs, abhing.

Wenn einmal ein genialer Mensch König von Preußen wurde, dann mußte er dem Staat ein für allemal den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägen, zum Guten oder zum Bösen. Noch war beides möglich. Es kam darauf an, ob es gelang, die Kräfte des Glaubens bei der führenden Schicht auszuweiten zu einem echten Humanismus, der in sich und in dem Nächsten den Adel des Menschen achtet, um mit Hilfe dieser Kräfte die Beamten und Offiziere zur Selbständigkeit, zur „Zivilcourage“ zu erziehen. Friedrich II. war dieses Genie, „der Letzte der Könige“, wie Carlyle von ihm sagt. Aber er war selbst ungläubig und darum ein Menschenverächter, ein Despot und kein Volkserzieher. Es ist noch heute schwer, ein objektives Urteil über diese Gestalt dämonischer Größe zu gewinnen. So zwiespältig ist er, und so stark

greift er noch in unser eigenes Denken und Leben ein. Von Hause aus ein zarter, erblich durch die Verwandtschaftsehen belasteter, sehr erregbarer Mensch, geschaffen für einen verfeinerten Lebensgenuß, vielseitig interessiert, künstlerisch begabt, aber kaum zum selbständigen Schaffen. Und dieser Mensch ist, vergewaltigt durch die Autorität des Vaters zum Dienst in Heer und Staat, gebrochen in seinem Streben und gleichzeitig gestählt im Willen. Diesen Willen stellt er in vollem Bewußtsein in den Dienst der väterlichen Idee. Auch nach dem Tode des Vaters findet er nur Worte der größten Achtung für ihn. Aber er träumt schrecklich von ihm. Er wird nie frei. Und er rächt sich unbewußt. Sein Opfer ist nicht Hingabe an Land und Volk, es ist ein eitler Selbstgenuß. (Sein rätselhaftes — seelisch wie körperlich ungesundes — Verhältnis zur Frau — auch wieder das Gegenteil zur derben Natürlichkeit und zarten Ritterlichkeit des Vaters — spielt hier mit hinein.) Er muß sich selber in Briefen, Gedichten und endlosen Gesprächen bestätigen, wie groß seine Opfer sind. Er muß es sich von jedem Gesprächspartner bestätigen lassen. Und er will auch auf die Ausbildung der anderen Anlagen nicht verzichten. So hetzt er sich noch mehr als der Vater. Er schreibt, er dichtet, er komponiert, er liest und lernt auswendig, er liest vor und spielt vor, er dilettiert in allen Wissensgebieten und unterhält alle Welt, immer willkürlich, immer um Recht zu behalten, nie mit dem wirklichen geistigen Streben, das Rechte zu finden, aber immer geistvoll, ein Skeptiker, ein Spötter und faszinierend durch die tiefe Schwermut, die dahinter für den ernsthaften Beobachter spürbar wird, die uns in dem besten Bildnis, das wir haben, das Ziesenis von dem 40jährigen malte, so ergreift. Und davor und dazwischen wird die Rolle des Königs gespielt, wird verwaltet und Recht gesprochen — im Großen und mit verbessener Genauigkeit —, denn der Vater sieht ihm über die Schulter — auch in den lächerlichsten Kleinigkeiten, die viel besser ein Minister, ein Landrat, ja ein Schreiber erledigt hätte. Werden Heere geführt und Schlachten gewonnen, Schlachten verloren und Verluste wieder eingeholt durch Zähigkeit und dem eigenen Temperament rücksichtslos abgerungene Geduld, die Personen und Massen mit zynischer Brutalität opfert und sich vor sich selbst damit rechtfertigt, daß sie es mit keinem schlechter meinen könnte als mit sich selbst. Der König verachtet nicht nur die Menschen, er mißachtet sie, er quält sie nicht nur mit seinen hartnäckigen Forderungen und mit seinen Stimmungsausbrüchen wie der Vater, er kränkt und mißhandelt sie mit hämischer Freude. Und er baut sie ein in einen so gewaltigen Mechanismus und mit so großartiger Folgerichtigkeit, daß er sie immer wieder zu widerwilliger Bewunderung mitreißt.

Aber wenn man das Ergebnis dieses Mühens und dieser Leistung betrachtet, dann kann man nur Ernst Moritz Arndt recht geben, der kurz vor dem Zusammenbruch von 1806 schrieb: „Alles Weisheit, Gerechtigkeit, lebendige Beweglichkeit. Und doch alles Maschine!“ Die schnellste Kraft schien ihm die erste zu sein, und deswegen war der Soldat, die vollkommenste Puppe, ihm der erste und würdigste Mensch im Staate.“ Und schließlich: „Der höchste Zweck . . . , war der Glanz, die Dauer, die Macht der Königsdynastie, welcher der Zufall den Namen König von Preußen gegeben hatte.“ So bedeutete Friedrich für die politische Gesinnung Preußens, die es später auf

Deutschland überträgt, den Sieg der materialistischen Geschichtsauffassung, nur nicht ökonomischer, sondern politischer Prägung. Es ist ein hochgebildeter Zynismus, der Achtung vor den Werten der Kultur nicht nur heuchelt, sondern wirklich besitzt, aber im entscheidenden Augenblick bereit ist, diese Werte zu opfern für die Macht des Staates, weil er nicht glaubt, daß es etwas Wertvolleres gibt, und weil er sich nicht vorstellen kann, daß andere, daß geistige Kräfte in der Geschichte entscheiden. Von der Illusion der Aufklärung, daß die Menschen durch Kultur besser werden und damit auch die Politik sittlicher machen könnten, ist er frei. Und an eine Führung der Geschichte durch Gott glaubt er nicht. Darum ist er bereit, „Schaden an seiner Seele zu nehmen“, denn er kann ja nichts Besseres gewinnen als die Welt. Dieser borussische Machiavellismus ist seit Friedrich die Geheimreligion des preußischen Staates, selten bewußt und darum besonders verderblich. Darum sind alle Ansätze zu Volkserziehung und Selbstverwaltung im Inneren, zur Eingliederung in eine deutsche oder europäische Staaten-gemeinschaft, so schöne Blüten sie gezeigt haben, letztlich unfruchtbar geblieben.

Das bedeutete Friedrich für die soziale Entwicklung Preußens: Der Adel, der erst von ihm das Monopol an den Offiziersstellen bekam, wurde bestärkt in dem Bewußtsein, der erste Stand zu sein, und bildete sich dafür eine rationale Theorie, in der sich der naive Stolz auf das Blut peinlich vermischte mit den Ansprüchen aus wirklicher und vermeintlicher Leistung in wirklichem und vermeintlichem Interesse des Königs und des Staates. Denn dieses Königtum, das sich als ersten Angestellten, als „Hausknecht“ (domestique) des Staates fühlte, hatte seine ursprüngliche, seine magische Kraft verloren und dafür keine christliche Heiligung durch Salbung oder Krönung eingetauscht. So war es allein auf die persönliche Bedeutung des einzelnen Königs angewiesen und mit ihm der Adel. Von jetzt an war jeder Legitimitätsanspruch verwirkt — durch den Unglauben des Königs selbst. Das Beamtentum aber entartet zu einem Stande unselbständiger Techniker. Nur der Richterstand behauptet sich noch neben dem König und — weil es ein gesamtdeutsches Gewissen gibt und Friedrich seine eigenen Theorien ernst nehmen muß — auch gegen ihn selbst. Das Volk aber ist gebannt durch die tragische Entsprechung von Schicksal und Person, es sieht und ehrt „den geheimen Heroismus der verzweifelnden, sich am Grunde ihrer Verzweiflung wieder aufraffenden Seele“ (Reinhold Schneider), es schafft sich in unerschöpflicher Phantasie einen Anekdoten-Mythos vom „Alten Fritz“, seiner Gerechtigkeit, seiner Güte, seiner Schläue, seines Witzes; im Grunde aber immer seiner Einsamkeit. Und das Ende dieses Mythos ist das verhängnisvolle Gefühl blinder Anhänglichkeit an einen Führer, der sich und die Seinen behaupten wird, weil Gott seine Zähigkeit im Siebenjährigen Krieg belohnt hat. Wenn Goebbels eine Wiederholung dieses Wunders heraufzubeschwören versuchte, dann konnte er sich auf einen tiefen Eindruck im kollektiven Unbewußten des preußischen und deutschen Volkes berufen, auf eine Stimmung, in der viel Glauben und viel Treue, aber auch viel Unselbständigkeit und letztlich mehr Selbstaufgabe als Hingabe war. Denn die Bedeutung Friedrichs für die geistige Entwicklung Deutschlands ist nur verderblich gewesen. Daß er die große Dichtung seiner Zeit nicht verstanden hat, kann ihm nur der Ästhet vorwerfen, der das

Schicksal der Generationen nicht versteht. Daß er sie nur vorübergehend angeregt hat — Lessing, die „fritzische Gesinnung“ Goethes, die bald verfliegt — und daß die Dichter mit seiner Gestalt nicht fertig werden, ist schon ein bedenkliches Zeichen. Aber auch von den großen preußischen Denkern hat er nichts merken wollen, weder von Kant, der sein eigenes Pflichtgefühl in einer Anschauung vom Welt-Ganzen begründet, noch von Hamann, der hinter alle Skepsis zur unmittelbaren Erfahrung des Weltengrundes in der Offenbarung hinabdrang, noch von Herder, der die weltgeschichtliche Bedeutung der Völkergemeinschaft beschrieb und die besondere Aufgabe des europäischen Ostens erkannte. Der christliche Glaube und der weltweite echte und weise Humanismus fanden keine Beziehung zu diesem Staat und diesem König. Wohl aber berief sich auf ihn jene platte Aufklärung, die sich als Fortsetzung der Reformation ausgab, und mit diesem Mißverständnis sanktionierte sie sein billiges Spottwort, daß „jeder nach seiner Fassung selig werden sollte“ als weise Toleranz und bereitete die verderbliche Entgleisung der so tief sinnig begründeten Hegelschen Geschichtsphilosophie vor, die den preußischen Staat als Erfüllung des Protestantismus feierte und für den Bund von „Thron und Altar“, aber gleichzeitig auch für den Kampf gegen das katholische Österreich eine wissenschaftliche Ideologie schuf. Damit wurde die politische Konstruktion Friedrichs gerechtfertigt. Er hat — ganz im Gegensatz zu seinem Vater — weder das Reich ernst genommen noch ein gemeinsames deutsches Interesse von Preußen und Österreich gesehen. Er hat durch die Abtrennung Schlesiens von Österreich das Deutschtum in den habsburgischen Kronlanden entscheidend geschwächt, er hat mit der Bereitschaft zur Teilung Polens die unmittelbare Nachbarschaft von Deutschland und Rußland vorbereitet. Er hat allerdings mit dem Erwerb Schlesiens nicht nur die militärische und wirtschaftliche Macht Preußens so gestärkt, daß es jetzt wirklich einen Platz unter den europäischen Großmächten einnehmen konnte. Er hat auch die Deutschheit Preußens, ohne es zu ahnen, gefördert, denn Schlesien war, vor allem in den Landesteilen rechts der Oder, deutscher als die Mark. Es war bäuerlicher geblieben, hatte ein stärkeres Bürgertum von sehr selbstbewußter Bildung, und es war frommer, im evangelischen und im katholischen Teil. Mit Schlesien und noch mehr mit Westpreußen gerieten nun aber auch weite polnische Gebiete unter die preussische Herrschaft. Sie erlebten die segensreiche Ordnung des Staates, aber sie erlebten weder Verständnis für ihre Besonderheit noch eine geistige Überlegenheit der Eroberer. Nur äußere Ordnung und technische Überlegenheit schienen die Deutschen zu bieten zu haben. Und genau denselben Eindruck gewannen die Russen. Die deutsch-russische Begegnung im 18. Jahrhundert muß nämlich auch auf dem Hintergrund des friederizianischen Staatswesens gesehen werden. Die Deutschen, die mit Peter dem Großen und seinen Nachfolgern, vor allem unter Katharina II., ins Land kamen, waren verhaßt, nicht nur als die fabelhaft tüchtigen Konkurrenten in allen Berufen, sondern vor allem als die Träger jener zweckhaften Zivilisation von Petersburg, die der eigentlich russischen Seele, die nach Sinnerfüllung sucht, so entgegengesetzt erschien. Daß die Einzelnen so wirkten, war nicht zu vermeiden. Aber als nun ein deutscher Staat in den Gesichtskreis der Russen geriet — feindlich unter Elisabeth, als Friedrichs Spottsucht den ersten Einbruch russischer Heere

heraufbeschwor, freundlich im Bündnis mit Katharina —, da erlebten sie auch nichts anderes als zu Hause: Aufklärung, Ordnung und Unterdrückung — nichts von jener Freiheit und Selbstverantwortung, die der Westen dem Osten zu zeigen gehabt hätte, nichts von bodenständiger Frömmigkeit und vorbildlicher Glaubensgemeinschaft von Herren und Knechten, die gerade der deutsche Osten mit seinem slawischen Bluteseinschlag und seiner verwandten sozialen Struktur vorbildlich hätte entwickeln können, und die Friedrich Wilhelm I. vorgeschwebt hatte. Die kolonisatorische Leistung des Staates im polnischen, des einzelnen Deutschen im russischen Raum waren vorbildlich, die geistige und religiöse Mission versagte. (Um die Tragödie abzurunden, wurden auch in den baltischen Provinzen die verheißungsvollen Ansätze der Herrnhuter zur Bildung gemeinsamer Gemeinden der deutschen Barone und der estnischen und lettischen Bauern und zur Gewinnung der Esten und Letten für die deutsche Bildung von der eigenen deutschen Reaktion mit Hilfe der russischen Verwaltung unterdrückt.). So liegt über dem Wirken Friedrichs ein Fluch. Er war, wie Spranger sagt, „immer ganz König“, aber wenn er auch „immer mehr als König“ war, so war er das neben seinem Königtum; die beiden Seiten seines Wesens durchdrangen sich nicht, sondern widersprachen einander. Und dieser Widerspruch übertrug sich auf sein Werk. Von jetzt an ist das Preußentum die Tragödie des kalten Herzens.

Das wird schon unheimlich deutlich bei seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., der in allem sein Gegenteil war: groß, schwerfällig, weich, den Frauen ergeben, mystischen Träumen geneigt, ein Meister des sonoren Cello, der mit Mozart und Beethoven musizierte, wie Friedrich ein Meister der hellen Flöte gewesen war. Nach der Überspannung folgt die Erschlaffung. Heer und Verwaltung geraten in die Hände von Routiniers, die geistlos die friederizianische Ordnung fortführen. Der Frömmigkeit des Königs fehlte die sittliche Kraft, und so verfiel er einer unsauberen Gesellschaft, und die richtige Einsicht, daß dem Volk die Religion fehle, führte nicht zu Mission und zur Stärkung eigenständiger Kirchlichkeit, sondern zur Anwendung des hinlänglich auf anderen Gebieten erprobten staatlichen Zwanges auf die Gewissen. Das Wöllnersche Religionsedikt und die kirchliche Einsegnung der königlichen Bigamie machten die Kirche im Volk unglaubwürdig. Sie wurde nicht, wie man wollte, zur Grundlage staatlicher Erneuerung, sondern zum mißbrauchten und mißachteten Werkzeug des zum Selbstzweck entarteten Staates. Außenpolitisch vollzog Friedrich Wilhelm II. die entscheidende Option für den Osten, indem er 1795 im Baseler Frieden das linke Rheinufer aufgab, Preußen aus dem Kriege gegen die Revolution herauszog und gleichzeitig in den polnischen Teilungen ein Gebiet mit 2 Millionen Polen erwarb. Das waren nun nicht mehr Grenzländer, sondern — mit Ausnahme der Stadt Danzig — urpolnisches Gebiet. Aber Preußen wußte damit nichts anderes anzufangen, als Friedrich mit Westpreußen: das Gebiet möglichst korrekt auf preußisch zu verwalten. Weder an der sozialen Struktur wurde etwas verändert, noch in der Zweisprachigkeit des jetzt entstandenen Staates und in der Aufspaltung des Polentums in drei Teilgebiete irgendein Problem gesehen.

Und doch blieb es nicht wirkungslos, daß dieser König, der in einem Jahre mit Herder geboren war, dem Deutschtum und dem Christentum wieder Einfluß ge-

stattet hatte. Friedrich Wilhelm III. — selber ein Jahrgangsgenosse von Hölderlin, Hegel und Beethoven — regierte mit den Altersgenossen Schillers und Mozarts — Stein und Scharnhorst. Er stand mitten in der „deutschen Bewegung“, die aus den Kräften der Überlieferung heraus, begeistert und sachkundig zugleich, eine Erneuerung des persönlichen und öffentlichen Lebens heraufführte. Er brachte manche Voraussetzungen in seiner Person dafür mit in der schlichten Gedicgenheit seines Charakters. Seine Ehe wurde als Symbol der neuen Lebensform von Novalis gefeiert. Sein Leid in Staat und Familie machte ihn ehrwürdig. Aber er fühlte sich fremd in diesem Kreis. Er war zu eng und — das schien seit Friedrich II. ein Familienfluch geworden zu sein — gebrochen in seinem Selbstbewußtsein. Und so bedurfte es der Niederlage von 1806, bis er widerstrebend die neuen Kräfte heranließ. Aber dann gelang in wenigen Jahren eine Wiedergeburt des Staates, für die es kaum ein Beispiel gibt. Preußen war jetzt wirklich Ostelbien geworden. Es hatte gleichzeitig den Fremdkörper der rein polnischen Landesteile abgestoßen. Aber dieses Kernland integrierte sich aus geistigen Kräften. Es stellte sich heraus, daß schon vor 1806 die besten politischen und militärischen Köpfe des Westens nach Preußen gegangen waren und daß sie nun im preußischen Um- und Aufbau ihre deutsche Aufgabe sahen: Stein und Scharnhorst, Hardenberg und Gneisenau. Und daß Preußen ihnen ebenbürtige Mitarbeiter wie Humboldt, Boyen, Clausewitz zu stellen hatte. Aber auch im geistigen Leben klingt ein ganz neuer Ton auf. Pommern — weder vorher noch nachher fruchtbar an Geistesgrößen — bringt in knapp acht Jahren vier so ursprüngliche und bedeutende Gestalten hervor wie Ernst Moritz Arndt (1769), Caspar David Friedrich (1774), Heinrich von Kleist (1776 aus pommerscher Familie in der Mark geboren) und Philipp Otto Runge (1777). Und alle haben denselben Zug der leidenschaftlichen Naturnähe: sie ringen darum, die „Forderung der Dinge“ zu erfüllen aus der Kraft des Geistes. Der Märker Schinkel findet auf den Bahnen des Hugenotten Gilly einen überzeugenden Ausdruck für die innige Verbindung staatlicher Kraft und edlen Geistes. Bezeichnend für alle, die hier zusammenwirken, ist es, daß Tiefe und Bewußtheit sich nicht ausschließen, sondern sich fordern. Die philosophische Gründung bei Kant, Fichte, später Hegel, die betonte Hinwendung — gerade auch der Soldaten — zu Schillers Werk und zu Goethe als Dichter und als Person, ist nicht zufällig. Das Welt- und Menschenbild des Idealismus bestimmte die Politik der Reformer, darum ist ihre Vorstellung vom Staat eine pädagogische (Stein: „Der Staat ist kein landwirtschaftlicher und Fabriken-Verein, sondern sein Zweck ist religiös-sittliche, geistige und körperliche Entwicklung“). Darum verlangen sie im Maße der Ausbildung der geistigen Freiheit auch die politische Freiheit der Selbstverwaltung und der Volksvertretung. Die Aufklärung und die Revolution werden überwunden, indem ihre besten Kräfte bejaht werden.

Nach dem Siege von 1814 zeichnen sich drei große politische Möglichkeiten ab: ein föderativ erneuertes Deutschland, ein preußischer Staat mit freiheitlicher Verfassung als Vorbild und Sammelpunkt für alle neuen Kräfte Deutschlands und ein europäischer Bund christlich geführter Staaten. Aber auf allen drei Gebieten blieb es bei symbolischen Ereignissen: der Zentral-

verwaltung des Freiherrn von Stein, dem Verfassungsversprechen Friedrich Wilhelms III. und der heiligen Allianz. Das Mittelstück: das freiheitliche Preußen, wurde herausgebrochen durch den König selbst, die preußische Volksvertretung kam nicht zustande, Humboldt verlor sein Ministerium. Daß gleichzeitig auch die sozialen Voraussetzungen für eine freiheitliche Entwicklung entscheidend gestört wurden, erkannten erst spätere Generationen: Hardenbergs Ausführungsbestimmungen zur Steinschen Bauernbefreiung verwandelten die bisherigen abhängigen Bauern in die freien, aber besitzlosen Landarbeiter. Die Entwürfe Steins und Humboldts für die deutsche Reichsverfassung scheiterten am Mißtrauen aller deutschen Länder gegeneinander; aber die schroffe Forderung Preußens nach Annexion von ganz Sachsen und der unmotivierte vom König ausgehende Anschluß an Rußland in dieser und der polnischen Frage gaben den Ausschlag für das Mißlingen. Die heilige Allianz — von echten christlichen Kräften des Ostens und Westens gefördert und bei ihrer Gründung auch von freiheitlichen Gedanken getragen — wurde zur einseitigen Vertretung konservativer Politik, weil die deutschen Mächte dem Zaren kein Gegengewicht boten; damit verlor sie die Möglichkeit, auf den Westen einzuwirken, und seine Ideen kamen nicht auf ihrem, sondern auf dem revolutionären Wege des Dekabristen-Aufstandes und der polnischen Revolution von 1830 nach dem Osten.

War Preußen im 18. Jahrhundert „unzeitig und gewaltsam“ vorgegangen, so blieb es von jetzt an ängstlich zurück hinter der drängenden Zeit. Auch die religiösen Kräfte konnten hier nicht retten. Im Gegenteil: die edle Frömmigkeit des Königs führte in der Kirche doch nur zu dem fragwürdigen Kompromiß der Union zwischen Lutherischen und Reformierten und zu der sentimentalischen Bortniansky-Liturgie. Und die frommen Romantiker zeigten nicht die fortschrittlich-konservative Haltung Steins, seine gleichzeitig nüchterne und zurechtwärtige Einschätzung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Kräfte im Volk, sondern eine phantastische Überschätzung der Vergangenheit. Mit Ausnahme der eigentlichen Ostelbier — wie Arndt und Kleist — waren sie volksfremd, beurteilten das ganze Volk nach der schmalen Bildungsschicht, zu der sie gehörten, und verkannten die unentbehrlichen rationalen Grundlagen von Recht und Wirtschaft. Hier wirkt nun — als Verstärkung der reaktionären Kräfte — eine sehr viel ältere und tiefere deutsche Tragödie in die preußische hinein: die Reformation. Nicht nur insofern, als die Bindung des Luthertums an die Territorialstaaten zur Unterwürfigkeit unter jede beliebige — auch tyrannische — Obrigkeit führte. Sondern das Unheil lag einmal darin, daß die geistige Führung so einseitig Gelehrten Sache geworden war, daß das Volk ihre Sprache nicht mehr verstand. Nicht Pestalozzi, Claudius und Hebel waren die Wortführer, sondern die Philosophieprofessoren — und der einzige, der vielleicht hätte vermitteln können — Schiller — starb noch vor 1806. Und dann war die Verbindung zu der alten gemeinchristlichen und gemeinhumanistischen Naturrechtslehre verlorengegangen — zuletzt hatte Leibniz von der philosophia perennis gesprochen, die auch den Thomismus einschloß. Auch die Romantik der Katholiken und Konvertiten fand sie nicht — der Verstand war unchristlich, und die Christen waren darüber aus Ressentiment unverständlich geworden — eine einseitig deutsche Erscheinung, die nur aus der Absonderung

der Bildungsschicht aus dem Volkskörper zu erklären ist. Darum endeten auch Hegels Bemühungen um einen historischen und soziologischen Realismus in intellektuellen krampfhaften Abstraktionen. Darum konnte sich Schelling nicht mehr verständlich machen, als er schließlich vom Idealismus zu einem realistischen Verständnis der in die Gegenwart hineinwirkenden Christuskräfte durchgestoßen war und erkannt hatte: „Das Christentum ist nicht eine Lehre, sondern eine Sache“. Darum stand Goethe, der seine Zeit besser verstand als irgendein anderer — bis hin zu den äußersten Grenzen der Technik und Sozialpolitik und zu den innersten Erfahrungen aller christlichen Bekenntnisse — so einsam und mußte sich suchen lassen, anstatt seine Weisheit als öffentliche Gestalt verkünden zu können wie früher Voltaire.

Und doch wirkte Hegel zunächst als deutsche Bildungskraft in Preußen und auf Preußen, doch bemühte sich Friedrich Wilhelm IV. sogar um den alten Schelling. Ja, für ihn wiederholten sich 1840 noch einmal die Aussichten von 1815; das ganze gebildete Deutschland erwartete von dem geistvollen Fürsten die Erfüllung des Verfassungsversprechens; das große Kapital an außenpolitischem Vertrauen, das die Rechtlichkeit seines Vaters angesammelt hatte, das Ansehen, das die Begründung des Zollvereins der preußischen Bürokratie und ihrem Verständnis für die moderne Wirtschaft eingebracht hatte, kamen ihm zugute. Er konnte die Führung des deutschen Bundes Metternich aus den schlaffgewordenen Händen nehmen, er konnte seine konstruktive Polenpolitik trotz aller Enttäuschungen fortsetzen, allerdings dann als Vorkämpfer Europas und bewußt im Gegensatz gegen seinen Schwager, den Zaren. Er ahnte etwas vom dritten, johanneischen Christentum, das Schelling predigte. Er war der einzige der europäischen Könige, der tief bewegt war von der ökumenischen Mahnung zur christlichen Erneuerung des öffentlichen Lebens, die von den Aposteln der „Katholisch-apostolischen Kirche“ in England, den sogenannten Irvingianern, an alle Regierungen gerichtet wurde. Aber bei diesem bedeutenden Mann war alles aus zweiter Hand. Er war so sehr theoretisch überzeugter Monarchist daß ihn das hinderte, unbefangen als Monarch zu handeln. Die legitimistische Gemeinsamkeit der Ostmächte war ihm wichtiger als die preußische Sonderaufgabe; gerade das deutsche und europäische Bewußtsein hinderten ihn, sie zu ergreifen im wahren Interesse Deutschlands und Europas. Und so gingen die letzten Jahre hin, in denen eine versöhnende Reform möglich gewesen wäre, und die Revolutionen von 1848 und 1849 brachen eine Kluft auf zwischen Konservativen und Liberalen, die nicht mehr überbrückt worden ist. Die Revolutionäre, auch die Männer der Paulskirche, verstanden nicht die Schwere der ostelbischen Situation und die Notwendigkeit einer tiefen religiösen Gründung des Staates. Die Konservativen verhärteten sich im reaktionären Ressentiment. Das Königtum selbst — und das war das entscheidende Verhängnis — hatte zwischen den Parteien geschwankt und war schließlich selbst Partei geworden. Damit trat es die Führung an das Junkertum ab. Wilhelm I. ist nur mehr der zweite Mann neben Bismarck.

### Der Bismarckstaat

Die selbständige Rolle der preußischen Junker in der Politik beginnt in dem Augenblick, als das Königtum sich aufgibt. Sie kämpfen gegen Bürgertum

und Demokratie und kämpfen gleichzeitig gegen den König, der seine eigene Sache nicht mehr mit innerer Kraft vertritt. Sie müssen sich auf einen Kampfplatz begeben, den der Gegner bestimmt. So kommt die konservative Partei Preußens niemals zur selbständigen Aktion, sondern immer nur zur Reaktion. — Und weil sie im Grunde ihre Sache schon für verloren hält, hat ihre ganze Politik einen Zug eines krampfhaften, engen, undankbaren Dienstes, den des Friederizianischen „travailler pour le roi de Prusse“, jenes Dienen als Selbstzweck ohne Hoffnung auf Lohn oder Erfolg. Eindeutig treten diese Züge erst im Laufe der späteren Bismarckzeit hervor. Aber dem aufmerksamen Beobachter sind sie von Anfang an erkennbar, wenn sie auch zunächst bei vielen kompensiert scheinen durch die beiden anderen Züge einer bauerlichen Natürlichkeit und einer christlichen Zuversicht. Es ist ja kein degenerierter Hofadel, sondern ein bodenständiges und in der Führung des Betriebes und der Menschen erprobtes Großbauern\_tum, daher auch fähig zu einer massiven bauernschlauen Interessenpolitik, gesund aber nicht gerade weitschauend. Während dieser Zug allgemein ist, sind die wirklich Gläubigen nur wenige. Für die meisten ist die evangelische Überlieferung eine mit Ernst gepflegte Vatersitte, die mit dem Monarchismus zusammengehört. Thron und Altar werden als Einheit gesehen: Für einige bestimmt die persönliche Glaubenserfahrung das ganze Leben. Vor allem gilt das für den Kreis der hinterpommerschen Erweckungsbewegung, dessen Führer Adolf v. Thadden-Trieglaff ist. Die natürliche Unbefangenheit des Landmannes und des Herren bekommt eine ungewöhnliche Vertiefung. Das bescheidene Selbstvertrauen gibt dem Gläubigen eine frohe Sicherheit im Umgang mit dem politischen Gegner, im Umgang mit dem König, im Umgang mit den anderen Schichten des Volkes; das Bewußtsein von der Sendung und Überlieferung verbindet sich mit einer klaren Einsicht in die soziale Frage. Wenn zu dieser Haltung eine umfassende Kenntnis der Welt, der Wille und die Fähigkeit zur politischen Führung kommen, dann muß sie unwiderstehlich werden — aber die Fruchtbarkeit der Leistung hängt daran, ob es gelingt, die christliche Einfalt auch auf der Höhe der Macht zu bewahren und aus dieser Kraft heraus eine Gemeinschaft im Volk und über das Volk hinaus zu bilden, wie sie 1815 noch möglich gewesen war. Das erklärt uns den Erfolg Bismarcks, aber auch die Tragödie seiner persönlichen Vereinsamung und das Scheitern seines Werkes.

Bismarck ist einer dieser Junker. Die Bekehrung zum persönlichen Christentum ist ein entscheidendes Ereignis seines Lebens. Er ist gleichzeitig der Erbe seines Großvaters Mencken, d. h. eines preußischen Staatsmannes bewußt deutscher Herkunft und deutscher Ziele, der unter den Augen Friedrichs II. seine politischen Erfahrungen gesammelt hatte und, mit Friedrich Wilhelm III. persönlich verbunden, sich redlich um die Vorbereitung der Reformen bemüht hat. Das deutsche Element in Bismarck ist echt und lebendig, der Wille zur Macht ist zwar ungeheuer stark, aber er sucht seinen Herrn. Es ist etwas vom Christophorus in ihm, der nur dem Stärksten dienen will. Er dient Gott — er weiß, daß er für sein Seelenheil „auf den spezifischen Patriotismus nicht angewiesen ist“. Aber sein Glaube weist ihm nur Maßstäbe für die persönliche Haltung in der Politik, nicht für die Gestaltung des Gemeinschaftslebens. Da braucht er den König. Und nun verbindet er sich mit dem letzten Preußen

des Hauses Hohenzollern, mit Wilhelm I. Der alte Kaiser bleibt auch für die kritische Betrachtung jene sympathische und ehrwürdige Gestalt, die das deutsche Volk seiner Zeit in ihm gesehen hat. Jene rührende Bescheidenheit, jene schlichte Frömmigkeit, jene achtungsvolle Treue gegenüber allen Menschen, die ihm nahestehen, die uns in dem Kampf seiner Jugend um die Ehe mit Elisa Radziwill ergreifen, hat er sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Aber gerade mit diesen Eigenschaften mußte er im politischen Leben von anderen abhängig werden. — So beugte er sich schon damals dem Vater, dessen Einwände gegen die Heirat politisch so einleuchtend erscheinen — und wir wissen doch nicht, welche ganz neuen Wege sich vielleicht beiden Völkern eröffnet hätten, wenn diese im deutschen geistigen und gesellschaftlichen Leben groß gewordene Polin Preußens Königin geworden, ja schon wenn durch die Verbindung die Stellung ihres Vaters als Statthalter in Posen seinem eigenen Volk gegenüber gestärkt worden wäre. Nur auf einem Gebiet hatte er eine eigene politische Konzeption, weil er sich hier zuständig fühlte: auf dem Gebiet des Heerwesens. Im Kampf um die Heeresform fand er sich mit Bismarck. Gerade der Mann, der in seiner Person das Zeug zu einem konservativen Demokraten gehabt hätte, geriet so auf die alte preußische Linie des Machtstaates, in dem „die Regierung militärisch und die Gesetzgebung juristisch geworden ist“, worin Konstantin Frantz 1870 „die Krankheit unserer Tage“ sieht.

Es sind nicht nur politische und militärische Siege, die Bismarck in den drei „Einigungskriegen“ mit, für und manchmal gegen Wilhelm I. gewinnt, sondern auch psychologische. Er macht Preußen zur Vormacht in Deutschland, er macht das von Preußen geführte Deutschland zur Vormacht in Europa. Aber er gewinnt auch nach dem Siege von 1866 das preußische Parlament für sich und im Kriege von 1870/71 die Mehrheit des deutschen Volkes. Man hat das in Versailles begründete Reich „Großpreußen“ genannt. Und der alte König selbst hat sich hartnäckig gegen den „Charaktermajor“ des Kaisertitels gesträubt. Es war auch kein Reich, es fehlte der übernationale Charakter, den Österreich bewahrte, es fehlte das religiöse Bewußtsein um die Sendung und um den Gleichnischarakter des Reiches. Wohl konnte im Abendland ein Deutscher die Kaiserkrone tragen, aber wenn er „Deutscher Kaiser“ sein wollte, hörte er auf Kaiser zu sein. Deswegen war Franz Josef der letzte Monarch, dem dieser Titel zukam. Die Hohenzollern waren nichts anderes als Könige eines Nationalstaates, und der war noch nicht einmal ein vollständiger. Aber es war ein deutscher Staat, getragen auch von den Kräften des Westens und Südens. Sie ließen sich nicht nur die Herrschaft Preußens gefallen. Sie waren innerlich gewonnen von der Persönlichkeit des alten Kaisers, der ihnen die besten Tugenden Preußens, Bescheidenheit und Pflichttreue, glaubhaft machte. Aber sie jubelten auch Bismarck zu. Sie empfanden den harten Machtwillen des Staates — der ja auch eine klare und saubere Ordnung einschloß — als notwendige Ergänzung zu ihrem stimmungshaften Einheits- und Freiheitsstreben. Und Bismarck selbst glaubte ehrlich, seinen Frieden auch mit dem Parlament gemacht zu haben, nachdem ihm das Wagnis mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht eine sichere Mehrheit gebracht hatte. Er wurde so schnell und so allgemein

anerkannt, weil es überhaupt keinen Gegenspieler von Format gab. Unter den Politikern Österreichs und der anderen deutschen Staaten war niemand mehr, der dem alten Reichsgedanken eine überzeugende Form geben konnte, aber auch noch niemand, der an seiner Stelle das Bild von einer europäischen Einheit trug, die sich nur um einen lockeren deutschen Bund scharen, nicht von einem straffen deutschen Staat kommandieren ließ; der weitschauende Frantz blieb ohne jeden Einfluß. Die demokratischen Parlamentarier vertraten eine zentrifugale Gesellschaft, aber sie hatten keinen Sinn für die staatliche Aufgabe, diese gesellschaftlichen Kräfte zum gemeinsamen Dienst zu binden. Die europäischen Staatsmänner wollten Sondervorteile für ihre Einzelstaaten; und sie wollten den Frieden. Den wollte Bismarck aber auch. Er hat niemals den Krieg gewollt. Aber er rechnete mit ihm als etwas Wahrscheinlichem, das er nicht scheute. Er führte ihn mit dem Blick auf einen dauerhaften Frieden der Versöhnung. Gegen den Präventivkrieg hat er sich leidenschaftlich gesträubt, das hieß ihm Gottes Entscheidung vorgreifen. (Hitler hat nur Präventivkriege geführt!) Aber weder für die innere Ausgestaltung des neuen Staates, noch für seine Stellung im System der Staaten hatte er einen anderen Maßstab als den der Selbstbehauptung. Und da ihm in den sieben Jahren des Aufstiegs niemand entgegengetreten war, der sich ernsthaft mit ihm messen konnte, da er auch in seinem Mitarbeiter- und Freundeskreise niemand hatte, der ihm gewachsen war, da auch schließlich weder in Deutschland noch in Europa eine geistige Macht da war, die er hätte anerkennen müssen, wie etwa Stein Goethe anerkannte — da geschah es, daß er die geistigen Kräfte verkannte, die neben der Staatsräson in der Politik wirkten. Und so vergriff er sich in den verhängnisvollen nächsten sieben Jahren von 1871 bis 1878 an den drei entscheidenden Stellen an der Kirche im Kulturkampf, an der sozialen Bewegung im Sozialistengesetz, an der Dynamik der nationalen Bewegung auf dem Berliner Kongreß. Preußen war nun so weit, daß es die Mittel hatte, seine europäische Aufgabe zu erfüllen: aus den Kräften des Christentums im Osten einen freieitlichen und dabei in straffer Verantwortlichkeit geführten Staat hinzustellen. Und in diesem Augenblick versagte es sich der Christenheit, versagte es sich der Freiheit, versagte es sich den Forderungen des Slawentums.

Bismarck versagte vor der Kirche. Er bemerkte überhaupt nicht, welche geistigen Gewalten in Bewegung kamen, als er, wie er meinte, in rein politischen Fragen den Kampf begann. Er geriet sehr bald in Gegensatz nicht nur zu den Katholiken, sondern zu seinen treuesten, ältesten Freunden im evangelischen Lager, zu Gerlach und Kleist. Nichts hat ihn tiefer erschüttert. Er glaubte ehrlich, für die evangelische Freiheit zu kämpfen, wenn er ihnen zurief, „Man muß Gott mehr gehorchen als Herrn von Gerlach!“ Aber daß er, um Verwaltungsnormen durchzusetzen, die Freiheit von Priestern und Gläubigen antastete, wurde ihm gar nicht bewußt, und daß er seine Staatsgründung einer Mehrheit anvertraute, die sich gerade nicht an christlichen Grundsätzen ausrichtete, das war ihm zwar höchst fatal, führte ihn aber nur zu Vorwürfen gegen seine alten Freunde, die ihn im Stich ließen, aber nicht zur Selbsterkenntnis. Freilich — eine positive Vorstellung vom anderen Aufbau des Staates suchen wir auch bei seinen Gegnern zunächst vergeblich. Und als seine diplomatische Klugheit sich mit der Altersweisheit Leos XIII. zum Friedensschluß trifft, da ist das Resen-

timent auf beiden Seiten so stark, daß es nur zu einem Waffenstillstand kommt. Und den möglichen Ansatz zu einer Versöhnung mit Windthorst hintertreibt der Argwohn und die Plumpheit Wilhelms II.

Bismarck versagte vor der Arbeiterbewegung. Auch hier lag die Gegnerschaft keineswegs auf seiner ursprünglichen Linie. Sein christlich-monarchischer Kreis der „Kreuzzeitung“ war durchaus aufgeschlossen für die Sorgen und Nöte der Arbeiterschaft. Noch 1864 hat Bismarck mit ernsthaftem politischem Interesse und mit Freude an dem geistvollen Partner das Gespräch mit Lassalle geführt. Er sah die Notwendigkeit, der Arbeiterschaft materiell zu helfen, er war auch bereit, dazu neue Wege zu gehen — staatssozialistische oder Hilfe für Produktivgenossenschaften. Er sah in ihr einen erwünschten Bundesgenossen gegen den Liberalismus. Unsozial dachte er nicht — aber undemokratisch. Er verstand nicht, daß die Arbeiterschaft sich gegen unwürdige Abhängigkeiten ebenso empören mußte wie gegen unzulängliche Bezahlung und Alterssicherung. Er dachte im Sozialen patriarchalisch, im Staatlichen machtpolitisch. So trieb er durch das Sozialistengesetz die Arbeiterschaft, indem er ihre Führer als Staatsbürger diskriminierte, erst in eine Staatsfeindschaft hinein und konnte sie durch die Almosen der Sozialversicherung nicht versöhnen — nicht weil die Gaben zu klein gewesen wären, sondern weil er nicht verstand, worauf es dem Arbeiter ankam. So wurde wirklich für ihn „die soziale Frage der russische Feldzug“, wie es der alte Rodbertus-Jagetzow, der pommersche Gutsherr und konservative Sozialist, der Kultusminister von 1848, geweißagt hatte.

Bismarck versagte vor den Völkern des Ostens. Nicht, daß er auf dem Berliner Kongreß Rußland verraten hätte, wie man ihm vorwarf. In das Bündnis mit Österreich hatte er lange Rußland einbeziehen wollen. Der Kompromiß zwischen Rußland und England war wirklich als ein ehrlicher Maklerdienst gedacht. Aber daß er glaubte, die Expansionskraft des russischen Volkes und die Freiheitswünsche der Balkanslawen — wie auch der Polen und Tschechen — einfach in das Schema der Staatsräson der Großmächte pressen zu können, so wie er auch vermeinte, daß er das deutsche Einheits- und Freiheitsstreben in seinem Staatsaufbau endgültig auf- und abgefangen hätte — das war sein Fehler. Und weil er es mit den slawischen Völkern verdarb, und weil der russische Staat sich auf die slawischen Völker stützen mußte, verdarb er es auch mit dem russischen Staat, den er gerade bisher gegen die Völker gestützt hatte. Und dabei tritt eine ganz verhängnisvolle Entwicklung zutage: Preußen war so eng mit dem System des Zarismus verbunden, von der Heiligen Allianz über die Ehe Nikolaus I. bis zur Alvenslebenschens Konvention von 1863 gegen die Polen, daß es für die russische Volksbewegung schlechterdings als Feind erschien und daß diese Feindschaft auf Deutschland übertragen wurde. Damit aber fiel Deutschland für die russische Opposition als geistige und als politische Stütze aus. Sie orientierte sich entweder westlich, oder sie schloß als Panslawismus ihren Frieden mit dem Zarentum und zwang es damit zur Feindschaft gegen Deutschland. Eine freiheitliche Entwicklung in Preußen hätte auf Polen und Rußland einen ganz anderen Einfluß ausüben können; entweder den Zaren Alexander II. auf dem Wege der Reformen über die bloße Bauernbefreiung hinaus weitergetrieben oder aber der christlichen Besinnung, wie sie

am größten sich in Dostojewski offenbart, das Abgleiten in den Panslawismus erspart und damit auf der Grundlage des russischen Bauerntums jenen nicht-marxistischen Sozialismus ermöglicht, der eine soziale Erneuerung der europäischen Gesellschafts- und Staatsordnung aus den Kräften der Überlieferung herbeiführen konnte. So weit reichten die Möglichkeiten, die nicht geahnt wurden. So weit reicht das Unheil, das durch Preußens Versagen heraufbeschworen wurde. Dabei ist es sehr wichtig zu sehen, wie die drei Linien sich verschlingen. Der Kulturkampf entzündet sich an der polnischen Sprachenfrage, das Sozialistengesetz stärkt die Richtung des Sozialismus, die das Zarentum beerben sollte, der Bruch mit Rußland schließlich hat eine seiner Ursachen in der Verständnislosigkeit gegenüber den Forderungen einer überkonfessionellen Christenheit und einer sozialen Erneuerung vom Bauerntum aus, die hinter dem Panslawismus stehen.

Es ist aber ein kurzsichtiges Urteil über Bismarck, wenn man ihm die einzelnen Maßnahmen und Mißgriffe in diesen Verhältnissen als Schuld anrechnet. Darin liegt die Tragik seines Schicksals, daß er sich in diese Verhältnisse hineindrängen ließ, daß er Papsttum und Sozialismus und Slawentum von vornherein als Gegner betrachtete und weder über die Phantasie noch über das Vertrauen verfügte, einen Ausgleich zu suchen. Nur in diesem Zusammenhang ist auch die wirtschaftspolitische Wendung dieser selben verhängnisvollen Jahre 1878/79 zum Schutzzoll zu verstehen. Sie verschafft dem ostelbischen Großgrundbesitz eine trügerische Beruhigung. Sie bringt die westdeutsche Schwerindustrie in jene Treibhausentwicklung, die ihr ein ganz ungesundes Übergewicht in der deutschen Gesamtwirtschaft verleiht. Sie führt damit jenes unheilvolle Bündnis herauf, in dem die Ostelbier den sozialreaktionären Großkapitalisten für einen konservativen Gesinnungsgenossen halten, in dem die Industriellen ihren Arbeitern gegenüber die Tonart des patriarchalischen Gutsbesitzers anschlagen und dabei die besten Kräfte aus der Landarbeiterschaft nach dem Westen ziehen, und in dem schließlich die konservativen Offiziere im Urteil der so begeistert „nationalen“ Rüstungsindustrie die Stimmen „der deutschen Wirtschaft“ zu hören vermeinen (von Stumm bis Vögler!). So verkauft sich das geistig unzulängliche, sozialpolitisch ahnungslose Preußentum an das Kapital und damit an den wirtschaftlichen Imperialismus.

Freilich, das geht nicht ohne Widerspruch vor sich. Die bäuerlichen Instinkte und die christliche Überzeugung revoltieren dagegen. Bismarck selbst geht den Weg der Kolonial- und Flottenpolitik nur zögernd. Der ganze Stil Wilhelms II. erfüllt ihn mit tiefster Sorge. Der Alte, Entlassene warnt vor der sprunghaften Politik, die im Innern alle Schichten, im Äußern alle Staaten mit den hemmungslosen Ansprüchen des Parvenüs vor den Kopf stößt. Aber er kann die Geister nicht mehr zurückrufen, die er heraufbeschworen hat.

Man tut dem Preußentum ein bitteres Unrecht, wenn man ihm den Wilhelminismus, seine Expansion, seine Geschmack- und Taktlosigkeiten, sein Säbelrasseln und seine Fahrigkeit in die Schuhe schiebt. Das alles ist so unpreussisch wie möglich. Gar die Alideutschen — deren Einfluß unter dem Kaiserreich übrigens recht gering war, und deren unheilvolle Wirkung zunächst nur in der Stimmung lag, die sie schon vor 1914 und erst recht während des

ersten Weltkrieges im Ausland hervorriefen, und dann in der Vorbereitung des Nationalsozialismus, der ihre Ideologie übernimmt —, die Alldeutschen sind keine Preußen, sondern ihre Väter sind einmal Exportkapitalisten und dann von schiefen Geschichtsbildern berauschte Professoren, unter denen leider Paul de Lagarde einer der wildesten ist. Die Preußen standen im Schmollwinkel und warnten. „Wozu braucht der König eine Flotte?“ fragte ein echter Junker. Aber politische Opposition wurde nicht gemacht. Man nahm Stellungen und Gewinne mit. Wehrmachts- und Flottenvorlagen, Kolonialetats abzulehnen, das wäre „unpatriotisch“, „unnational“ gewesen. Wie hätte man auch eine Ablehnung begründen sollen? Das evangelische Christentum war entweder auf dem Wege des „Kulturprotestantismus“ dem Zivilisationsrausch erlegen, oder es flüchtete in Konventikel, deren Luft den Herren nicht behagen konnte. Und die geistige Weite des Junkertums hatte erschütternd nachgelassen. Man muß nur einmal in Fr. W. v. Oertzens Buch „Junker“ die Porträts auf sich wirken lassen und den Abstieg empfinden von dem Goethekopf des alten Ludwig v. d. Marwitz über die Originalität Thaddens, die charaktervolle Engstirnigkeit Kleist-Retzows bis zu der versorgten Beamtenkorrektheit Heydebrands. Und das waren alles noch Männer mit selbständigem Verantwortungsgefühl. Für den Durchschnitt steht am Ende der Gutsbesitzer, der persönlich fromm und feingebildet sein mag, aber gegenüber dem außerpreußischen Deutschland doch kaum andere Verantwortung kennt als seine Bindung an das Haus Hohenzollern, steht daneben der Beamte, der jede Instruktion jedes Vorgesetzten ausführt, und der Offizier, der sich „nicht um Politik kümmern darf“. Auf ganz anderen Wegen ist wieder ein ähnliches Ergebnis erreicht wie beim Tode Friedrichs II.

## Ende und Erbe

In dieser Verfassung wurden die Preußen von dem unrühmlichen Ende der Hohenzollerndynastie überrascht. Es dauerte lange, bis sie sich politisch wieder sammelten. Aber mit einigen prägnanten Namen und Symbolen erschienen sie schon bei der unglückseligen Revolte Kapps, die ein für allemal das Vertrauen zwischen Arbeiterschaft und Offizierkorps auslöschte und die Konservativen zu Reaktionären stempelte, die Sozialdemokratie in den Marxismus zurücktrieb.

In den Personen Hindenburgs und Seeckts wird auf die Überlieferung Wilhelms I. zurückgegriffen. Aber das hochmütige Schweigen Seeckts, sein Kokettieren mit Musik und Belesenheit, ist doch nur eine schlechte Kopie der stillen Sicherheit des alten Moltke. Und Hindenburg hat wohl manche Züge des „alten Herrn“, nur nicht das Gottesgnadentum, jenes Geheimnis, das einem echten König wie einem echten Priester die Gabe verleiht, „die Geister zu unterscheiden“. Und so fällt er nach manchem Sträuben auf den unsaubersten Geist herein, der den deutschen Namen geschändet hat. Die Junker auf dem Lande aber sind zu einem solchen Interessentenhaufen entartet, daß sie die letzte Gelegenheit versäumen, durch das Opfer von vielleicht einem Drittel ihres Besitzes ihren Nachkommen den Rest und dem deutschen Volke den Osten zu erhalten. Denn sie waren es, die aus Angst vor den Siedlungsplänen den letzten Anstoß zum Sturz Brünnings gaben und damit jenen hilflosen Toren

die Bahn freimachten, die glaubten, den Nationalsozialismus noch für ihre Pläne einspannen zu können. Und die Tragödie vollendet sich in den „unpolitischen“ Offizieren aus der Schule Seeckts und Schleichers, die entweder charakterlos genug waren, sich durch Karriere und Dotationen oder sogar noch plumpere Bestechungen kaufen zu lassen oder aber in der Perversion der Ehr- und Pflichtbegriffe dazu kamen, einem besessenen Despoten die Art Treue zu halten, die ihre Vorfahren einst christlichen Königen geschworen hatten, bei denen die Bindung an den Glauben die Gegenseitigkeit der Treue verbürgte. Alle Achtung vor dem Ernst, mit dem manche dieser Männer im inneren Konflikt gerungen haben, überhebt uns nicht der Pflicht, sie zu verurteilen. Sie hatten politische Macht, und sie haben nicht gewagt, diese Macht für das Recht einzusetzen, solange es Zeit war. Sie wagten nicht, sich selbst Befehle zu geben, sondern erwarteten sie von oben. Und sie hatten nicht die unbedingte Sicherheit des Glaubens an die Wirklichkeit des Geistes, um die Versuchung des totalen Staates abzulehnen: Kadavergehorsam und politischer Materialismus aber sind der Fluch des friederizianischen Preußens, der sich nun an ihnen erfüllte.

Daß es der Osten Europas war, in dem der Krieg sich entschied, daß es der Osten Deutschlands war, über den die furchtbarste Not kam, das war kein Zufall. Auf den Osten hin war Preußen ausgerichtet, vor dem Osten hatte es versagt, im Osten mußte die Entscheidung fallen, nicht nur militärisch und politisch, auch sozial. Das Land jenseits der Oder, das nicht rechtzeitig zu einem deutschen Bauernland umgewandelt wurde, ist heute eine Wüste, in der das vorjährige Getreide auf dem Felde verfault und 16 Prozent des Welthandelsvolumens an Getreide der hungernden Menschheit entgehen. In dem Lande zwischen Elbe und Oder hat eine radikale Agrarreform, vielmehr eine Revolution, die Herrenschaft von Besitz und Betrieb verjagt. Die Totenopfer sind größer als bei allen anderen Volksschichten, der Sturz ist tiefer, der Zwang zur Umstellung auf eine ganz andere Lebensform und völlig neue Berufe härter als für andere. Dem deutschen Leben der Zukunft wird ein wesentlicher Zug fehlen: das breite Leben der großen Güter, der herrschaftliche Stil überhaupt; das Enge und Kleinliche, das immer eine besondere deutsche Gefahr war, wird noch bedrohlicher. Wenn wir nur den Verlust sehen, werden wir diese Gefahr niemals überwinden. Nur dann wird ein Unglück fruchtbar für einen Menschen und für ein Volk, wenn es bewußt als Opfer genommen wird. Darum ist es entscheidend wichtig für die Zukunft Deutschlands, daß am Ende Preußens nicht nur Untergang steht, auch nicht der Untergang mit schweigender Würde, den viele gefunden haben — sondern ein bewußtes Opfer: die Tat des 20. Juli 1944. Soweit hatte sich der Adel drängen lassen, daß ihm nur ein Weg übrigblieb, der seiner Haltung und Überlieferung ganz unangemessen war: Putsch und Attentat. Nicht zuletzt daran ist der Versuch gescheitert, daß das innere Widerstreben gegen diese Art des Handelns die Sicherheit der Durchführung lähmte. Und das hat mancher vorher gewußt, der dann den Tod durch den Strang gefunden hat. Aber daß eine Reihe der besten Männer Preußens mit der Überlieferung der besten Namen: Yorck und Witzleben, Moltke und Schulenburg, Trott und Haeflten in einer Front mit der Arbeiterschaft und mit

den Rechtlichsten und Mutigsten des Bürgertums diesen Aufstand gewagt haben — das bedeutet eine Sühne für das Versagen der Schicht, eine Versöhnung preußischer Sonderart und gesamtdeutschen Wesens. Wie wichtig dieses Opfer ist, werden weitere Kreise vielleicht erst spät verstehen. Wer diese Edelleute gekannt hat, ihren Mut, ihre Einsicht, ihre sichere Gläubigkeit, der spürt heute schon, daß ihr Erbe nicht nur eine Aufgabe, sondern auch eine große Kraft ist.

Denn die Aufgabe bleibt. Nicht nach dem Stammbaum wird sie vererbt. Sie liegt auf dem Lande, und sie liegt in den Opfern. So wie die Hohenzollern sie nach Jahrhunderten vom deutschen Orden übernahmen, so muß jeder ihr Träger werden, der auf diesem Boden wohnt. Nur geweitet hat sie sich. Nicht nur Mitte und Osten Europas stoßen heute hier zusammen. Sondern mit dem Osten dringen die Kräfte Asiens herein, und vom Westen her ist es die ganze atlantische Welt, die ihnen auf diesem Boden begegnet. Wie diese Begegnung auch ausgehen wird, zweierlei ist unmöglich: daß eine der beiden Welten die andere völlig überwindet und daß sie beziehungslos nebeneinander bleiben. Die Erde ist zu vielgestaltig für das erste, und sie ist zu klein geworden für das zweite. Sie müssen sich durchdringen, und diese Durchdringung kann nur beginnen im Bereich des Geistes; aber sie muß dann hineinwirken in die ganze stoffliche Fülle von Staat und Wirtschaft. Es bleibt die Aufgabe eines christlichen Realismus, die Welt nüchtern und groß genug zu sehen, und die Aufgabe eines Sozialismus, der die Kräfte der Überlieferung nicht zerschlägt, sondern in Ehrfurcht sich ihrer bedient, die Welt sachlich und menschlich zu gestalten. Wer die politische Aufgabe gestellt bekommt und lösen kann, wissen wir nicht. Zur geistigen Vorbereitung aber haben wir unser Teil beizutragen. Eine redliche Selbstkritik und eine ehrliche Buße sind gleich entfernt von krampfhafter Selbstbehauptung wie von würdeloser Gehässigkeit. Auch für das Verstehen der Geschichte gilt dasselbe Grundgesetz wie für das Handeln: der Haß frisst sich selbst auf, nur das Opfer macht frei für den neuen Anfang. Wir kennen aus der deutschen Sage ein tiefes Symbol für die tragische Auseinandersetzung von Ost und West auf unserem Boden: den Kampf der Hunnen und der Burgunder. Und am Ende steht die Gestalt der Versöhnung. Hebbel hat sie uns gedeutet, aus jener tiefsten Einsicht in die Geschichte, die ihm ein widerwilliges Bekenntnis abzwang, das um so mehr überzeugt, weil es viel reifer ist als seine eigene Lebensstimmung. Am Schlusse der „Nibelungen“ sagt König Etzel:

„Nun sollt' ich richten — rächen — neue Bäche  
Ins Blutmeer leiten — doch es widert mich,  
Ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer —  
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab  
Und schleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter —

Und Dietrich von Bern antwortet:

„Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!“

# Generation Cassandra

## Seelische Kernspaltung

Welches ist die am tiefsten aufstachelnde Art von Schicksal? Doch wohl dies: ein deutlich erspürtes, in seinen Voraussetzungen wie in seinen Folgen klar erkanntes Unheil heraufziehen zu sehen, sich verzweifelt und mit allen Kräften dagegen anzustemmen, aber als sauertöpfischer Unkenrufer verlacht zu werden, bis das schauernd Geahnte schließlich doch mit einer Gewalt hereinbricht, neben der auch die düsterste Voraussage noch zu rosig, auch die erbitterteste Warnung noch zu mild erscheint.

Es war das Schicksal aller wirklich Wachgerüttelten meiner Generation, der zwischen 1885 und 1895 geborenen mittleren Weltkriegsgeneration, daß wir dreimal mit vollem geschichtlichem Bewußtsein eine deutsche Reichsform der Katastrophe zutreiben sahen. Jede Generation hat ihr Schicksal, ihre Konstellation, ihre Aufgabe, die keine andere ihr abnehmen kann. Keine hat das Recht, sich zu brüsten, sie habe es schwerer als die andere — was wissen wir Menschen schon vom Leidensgeheimnis des Nächsten? Aber die Pflicht haben wir, uns Rechenschaft über unser Generationsschicksal zu geben, uns zu fragen, worin sein Spezifisches, einmalig Unverwechselbares besteht; nur so werden wir der Aufgabe gerecht, die unsere Stellung in der Geschlechterkette uns anweist. Ich habe es seit dem ersten Weltkrieg als die härteste Belastung, aber auch als die mächtigste Verpflichtung meiner Generation empfunden, daß wir den Bruch und Riß der Zeit so unmittelbar, so bis ins innerste Seelenzentrum hinein aufwühlend erleben mußten wie vielleicht keine andere; daß wir Gefahr liefen, die am bedrohlichsten Zerspaltenen, am ärgsten Aufgelockerten zu werden, weil wir schon auf Grund unseres geschichtlichen „Ortes“ die Spannung zwischen Tradition und radikalem Neugefordertsein besonders schmerzhaft auszukosten hatten.

Die Generation vor uns erlebte den Anspruch des Neuen noch nicht mit der alles überrennenden Vehemenz wie wir; die Jüngeren aber standen meist schon nicht mehr so gründlich in der gesamteuropäischen Kulturtradition wie wir Älteren, die wir noch Antike und Christentum, Renaissance und Reformation, Humanismus und Idealismus als lebendig weiterwirkende Faktoren in uns aufnehmen durften. So sind wir ausgesprochenerweise eine Generation des Umbruchs und der Grenze geworden, des schärfsten Schnittpunktes der Weltalterkontraste und eben damit notwendig eine Generation der Kernspaltung und des Paradoxen, ein Geschlecht von Übergangsmenschen, das, wenn es mißriet, schauerlich zerstörende Besessene wie Hitler hervorbrachte, das aber, sofern es geistig durchhielt und der eigenen Problematik auf den Grund ging, in seinen beispielhaften Vertretern immerhin bewies, daß es den Ruf seiner Schicksalsstunde nicht überhörte. Hat überhaupt schon jemals, so wage ich zu fragen, eine frühere Generation so aufgerüttelt und in so vielen Vertretern, so im spontanen Zusammenhang einer gemeineuropäischen Phalanx, dem Kriege Krieg erklärt, so verantwortungsbewußt die Friedensfrage als die Frage aller Fragen erkannt, neben der jede andere sekundär wurde? Auf jeden Fall haben

wir, die wir uns schon im Kaiserreiche als mißliebige oder belächelte Außenseiter fühlten, die wir die zwei mörderischsten und erschütterndsten aller Kriege erlebten, einen welthistorischen Kursus hinter uns, der seinesgleichen sucht. Und diese Tatsache bedeutet für die wenigen von uns, die heute noch da sein, noch wirken dürfen, eine unüberhörbare Verpflichtung. Wenn wir nicht aus diesem Kursus zu lernen und das Gelernte anzuwenden verstehen — wer dann?

### Als es noch Zeit war

Unser Kairos, unsere erste eigentliche Einsatzstunde und Einsatzgelegenheit, fiel in die Jahre um 1918. Die Schöpfungen der expressionistischen Maler, Bildhauer und Musiker, die grundlegenden Werke der Existenzphilosophie, theologische Durchbruchleistungen wie Barths „Römerbrief“, Wüchs „Zusammenbruch des Luthertums als Sozialgestaltung“, Tillichs „Religiöse Verwirklichung“, Dichtungen wie Tollers „Hinkemann“, Unruhs „Ein Geschlecht“, Werfels „Spiegelmensch“ — diese spannungsgeladenen, oft sprengend vulkanischen Dokumente einer Weltenwende entstanden in jener bei aller Bedrängnis keimträchtigen und geistig fruchtbaren Epoche. Freude, „Sonne“ ist bitter wenig in diesen Schöpfungen, aber dafür etwas anderes, das gewiß auch einen Wert darstellt: der unerschrockene Blick in den Abgrund, der unbeirrbarer Wille zur „Höllenfahrt der Selbsterkenntnis“, zur unbeschönigten Schau der menschlichen Existenz in all ihrer Hintergründigkeit, in ihrem absoluten Bedrohtsein. Daneben aber ein leidenschaftlicher, unbedingt ehrlicher Wille, Gerechtigkeit und Frieden zu erarbeiten, die entsetzlichen Katastrophen des Völkerlebens vermeidbar zu machen oder sie wenigstens nicht mehr zu glorifizieren, und — über alles Nur-Politische hinaus — jene Grenze sichtbar werden zu lassen, wo der Mensch in letzter unaufhebbarer Einsamkeit, die keine Gemeinschaftsform ihm abnehmen kann, dem Schicksal, dem Tode und dem Anspruch des Ewigen ausgeliefert bleibt.

Es ist ja nur allzu verständlich, wenn die tief bedauernswerte Jugend dieser zweiten, noch weit schlimmeren Nachkriegszeit uns Älteren erbittert vorwirft, wir hätten vor dem Friedensproblem ebenso versagt wie vor der sozialistischen Forderung. Es gehört zur Schicksalslast unserer Generation, daß wir auch diesen Vorwurf ertragen müssen. Aber die Anerkennung dürfen, sollen wir beanspruchen, daß gerade wir die Aufgabe, die unserem Zeitalter seit dem ersten Weltkrieg gestellt ist, mit aller Deutlichkeit und in ihrer ganzen unabdingbaren Verpflichtung erkannten. Und was es hieß, dem deutschen Bürgertum der damaligen Nachkriegszeit die Abkehr von Nationalismus und Militarismus zu predigen und es für eine konstruktive europäische Kulturpolitik zu gewinnen, davon weiß nur der gebührend zu berichten, der es selbst wieder und wieder versuchte. Nur wer damals selbst vor dem Rednerpult gestanden hat, selbst in die publizistische Drecklinie geriet, nur wer sich selbst muttersöckelallein mit bereits reaktionär verseuchten Hochschulfakultäten herum-schlug, nur wer selber, nachdem das Bürgertum politisch offenbar versagte, noch 1932 zu den Arbeitern in die Zellen ging und sie beschwor, doch wenigstens der drohend heraufziehenden faschistischen Welle gegenüber einig zu bleiben, nur wer die hoffnungslose Zersplitterung der damaligen deutschen Intelligenz durchlitten hat, ist recht im Bilde.

Seit 1930 mußte jedem politisch Aufmerksamen deutlich werden, was auf dem Spiele stand. Aber man redete fast überall zu tauben Ohren, wenn man die vermeintlichen Gesinnungsgenossen anrief: „Kämpft gemeinsam für die Republik, solange es noch möglich ist! Sobald der Faschismus an die Macht kommt, wird es für jeden Kampf unwiderbringlich zu spät sein!“ Damals galt es zu kämpfen, eine Minute vor Mitternacht. Damals, vor 1933, als Alfred Bäumler, dieser Verderber der deutschen akademischen Freiheit, noch ein einfacher Hochschulprofessor war, galt es der bereits deutlich spürbaren Gesinnungsverlumpung gewisser reaktionärer Hochschulkreise entgegenzuwirken. Damals, als ein Bekannter wie Günther Dehn, von dessen heiß umstrittenem mutigem Magdeburger Vortrag über „Krieg und Evangelium“ eine direkte Linie zu Niemöllers Erlanger Rede führt, von den Studenten niedergescharrt, von den Ministerien im Stich gelassen wurde, hätten die Professoren noch Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß der Geist der Göttinger Sieben nicht ausgestorben war.

### „Europas Todesschicksal“

Im Spätherbst 1932, wenige Wochen vor dem endgültigen Zusammenbruch der Republik, erschien das Werk eines deutschen Theologen, das wie kaum ein zweites das Kassandraschicksal unserer Generation dokumentiert hat: Paul Tillich im „Dritten Reiche“ sofort verbotenes Buch „Die sozialistische Entscheidung“. Mit überzeugender, bis zu den metaphysischen Grundfragen vorstoßender Dialektik wurde hier aufgezeigt, daß nur der Sieg des Sozialismus, der allein durch zielbewußte Zusammenfassung aller wirklich sozialistischen Kräfte zu erreichen gewesen wäre, das Todesschicksal der europäischen Kultur noch zu wenden und die alles überflutende Welle des dämonisierten Nationalismus aufzuhalten vermöchte. Auch dies war hier erkannt und mit Einmütigkeit ausgesprochen: der Platz der ethisch inspirierten deutschen Intelligenz wäre an der Seite des prophetischen Judentums gewesen (dessen eschatologischer Impuls, wie Tillich aufzeigte, noch im Karl Marx fortwirkte), um gemeinsam mit ihm einem religiös entleerten Säkularismus entgegenzuwirken. Gerade dieses unterdrückte Buch, in dem theologisches Tiefenwissen sich mit moderner Soziologie zu schlagender Aktualität zusammenfand, kann den Vorwurf entkräften helfen, unsere Generation hätte in ihren wirklich führenden Vertretern nicht klar erkannt, was an der Zeit war, und nicht mit vollem Einsatz das für richtig Erkannte auch vertreten. Es war eine von Rusts ersten „Taten“ als „Kultusminister“, daß Tillich dieses Buches halber seiner Frankfurter Professur enthoben wurde. Paul Tillich wirkt heute längst als Hochschullehrer in USA. Wird sein Wirken noch einmal dem deutschen Wiederaufbau zugute kommen?

### Dämonie des Rückfalls

Daß die Weiterblickenden unserer Generation seit Jahrzehnten als verachtete Unheilspropheten in ihrem Lande vegetieren mußten, war hart. Aber war es eigentlich das Härteste? Als noch schlimmer, vergiftender konnte man etwas anderes empfinden, das hier einmal deutlich ausgesprochen sei: daß es unser Schicksal gewesen ist, sehend und wissend unfreiwillige Zeugen der gigantisch-

infernalen Entwicklungshemmung eines ganzen Zeitalters zu werden. Schelling hat gesagt: „Alles Böse ist Rückfall.“ Ich wüßte kaum eine Formulierung, die das Verhängnis der nazistischen Reaktionsepoche aufhellender bezeichnen könnte als dieses Wort. Denn das war ja eben das wahrhaft Furchtbare dieser Ära, daß sie eine hoffnungsvoll sich emporringende Aufwärtsentwicklung brutal unterbrach und diabolisch in ihr Gegenteil verkehrte. Allorten in Europa regten sich seit dem Ende des ersten Weltkrieges auch Kräfte des Friedens. So schwierig die Jahre nach 1918 gewesen sein mögen — für die geistig Einsatzbereiten unserer Generation schienen sie zunächst die Jahre eines zwar späten, aber nicht gänzlich blütenlosen Frühlings zu werden. Man hatte endlich einmal Luft, durfte endlich einmal frei voraussagen, daß einem nichts dringender auf dem Herzen brannte als die Verhütung weiterer Kriegskatastrophen und der Aufbau einer neuen freiheitlichen und sozialen Ordnung. Mochte der Weg auch dornig sein, man fand Gefährten auf ihm, man vernahm manches bestätigende Echo, und — was das Beste war — man gewann das Gefühl, daß man zu seinem bescheidenen Teile Mitträger, Mitbeförderer einer gesamteuropäischen, ja planetarischen Aufwärtsentwicklung war, einer Entwicklung vom Haß zur Brüderlichkeit, von der Konkurrenz zur Solidarität, von der Verknennung zur Begegnung, vom Chaos zum Kosmos, vom Wirrsal zum Sinn. Daß diese Entwicklung gehemmt und ins Gegenteil umgebogen wurde, daß es noch einmal gelang, alle Kräfte des Gestern zu mobilisieren, jene zarten Keime mit unüberbietbarer Roheit niederzutrameln und eine nach Frieden und Neubau lechzende Welt um Jahrzehnte zurückzuwerfen — das ist die ungeheure Schuld des faschistischen Rückfalls. Eine schon nicht mehr mit menschlichem, sondern nur noch mit apokalyptischem Maße zu messende Schuld. Ich habe manches Beklemmende, atemraubend Niederdrückende durchleben müssen. Aber der unaufhaltsame Fortschritt der deutschen Reaktion und Selbstzerfetzung, der jedem genauer Hinschauenden schon bald nach der Hindenburgwahl erkennbar werden mußte, dieser jeder Abwehr spottende Hereinbruch einer neuen Phase von Verhärtung und Vernüchterung, von eisigem Haß und fressender Verhetzung, dies Herausziehen einer zweiten, weit schlimmeren Weltkatastrophe, während einem noch das nie ganz verwundene Entsetzen der ersten in den Gliedern lag — das ist doch das Erwürgendste von allem gewesen.

### „Grimmigste Einsicht“

Nachdem das faschistische Verhängnis hereingebrochen war, habe ich mir so wie den Gefährten keine Frage dringender vorgelegt als diese: Warum sind wir gescheitert? Warum mußte unsere tragisch überbelastete Generation ausgerechnet einen Pfluscher wie Hitler als „Führer“ stellen, während das Häuflein der wirklich Wissenden und Fähigen, soweit ihm die Emigration unmöglich gemacht war, sich bestenfalls in den Ecken des Riesenbunkers „Großdeutschland“ herumdrücken durfte und schließlich, von unten durch die Gestapo, von oben durch die Fliegerbomben bedroht, von Glück reden konnte, wenn es nicht den Marterweg zu gehen brauchte, den so manche der Gefährten — zumeist die besten — gegangen sind. Waren wir feige? Haben wir nicht gekämpft, solange ein Kampf noch möglich war? Haben nicht manche — das Beispiel Rudolf

Pechels und dieser Zeitschrift beweist es — auch unter den publizistisch denkbar gräßlichsten Verhältnissen noch bis zur letzten, winzigsten Aussprachemöglichkeit zu retten versucht, was nur irgend zu retten war?

Der Weg der Gefährten, die ins Ausland gingen und oft darben und gehetzt ganz von vorn beginnen mußten, war gewiß meist über die Maßen schwer. Aber war der unsere leicht? War es ein Kinderspiel, bei all der Bespitzelung, die einen umlauerte, auch noch dem Fluch der Halbschlächtigkeit und Zweideutigkeit ausgesetzt zu sein, der einen in der ausweglosen Quetschlage unserer innerdeutschen Situation beinahe zwangsläufig bedrohte? Doppelt schmerzhaft, doppelt beschämend bedrohte, weil wir als Angehörige der „expressionistischen“ Generation ja wesentlich Menschen des Aufschreis und der Entladung waren, Menschen mit einem brennenden Bedürfnis nach Katharsis, mit einem gewiß nicht kompromißlerischen Drang, auch das Letzte, Unterste, Ärgernis Erregende herauszusagen, wenn es nur zur Wahrheit verhilft und heilt. Man mag uns ideologisch und weltfremd, reizbar und freudlos, zerrissen und in Gottes Namen ungenießbar nennen — daß wir nicht den Mund aufgetan hätten, ehe der braune Maulkorb auch uns um die Gurgel geschnallt wurde, braucht uns niemand nachzusagen. Unser Scheitern kam aus einem andern, schwieriger zu fassenden Versagen.

Wir haben, längst ehe das „Dritte Reich“ hereinbrach, die dämonische Bedrohtheit alles Menschlichen früh und tief erfahren, so gründlich, wie vielleicht wenige Generationen vor uns, aber noch immer nicht tief genug und, trotz aller spekulativen Bemühung, noch nicht im letzten, nur religiös zu bewältigenden Zusammenhang. „Nondum considerasti, quanti ponderis sit peccatum“ („Du hast noch nicht genügend in Betracht gezogen, wie groß die Last der Urschuld ist“) — dieser Satz des Anselm von Canterbury stach mir den Star. Weil wir den hier gemeinten Tatbestand zwar längst erspürt, aber noch immer nicht radikal genug erfahren hatten, darum sind wir, bei allem Willen zu unbeschönigter Wirklichkeitserkenntnis, noch viel zu oft der Ideologie verfallen. Darum sind die nüchternen politischen, sozialen, menschlich-allzumenschlichen Realitäten schließlich stärker gewesen als aller Idealismus unserer Generation.

War es ein Ende? Oder war es für den, der sich dem apokalyptischen Paradox unserer deutschen Situation zu stellen getraute, der Übergang zu einer radikal andersartigen Auffassung des historischen Geschehens? Die Wendung vom Politischen zum Metapolitischen, die nur dort möglich ist, wo der Schritt vom Geschichtlichen zum Heilsgeschichtlichen gewagt wird? Wer die Zentralität der Tortur als die grauenhafte Urtatsache jedes nur auf den Selbsterhaltungstrieb gestellten Lebens erkannt hatte, der war ja im Begriff, dem unausweichlichen Ärgernis des Kreuzes zu begegnen. Der verstand, woher auch immer er weltanschaulich kam, was der „Stauozentrismus“ der christlichen Theologie besagen will, jene vom jungen Luther mit strenger Konsequenz erneuerte Lehre, daß der „Stauros“, der Schand- und Marterpfahl des geächteten und ausgestoßenen Heiligen, in den Mittelpunkt des Glaubens rückt, sobald die unvermeidbar dämonische Natur jeder nur auf ihre Interessen bedachten Machtpolitik durchschaut wird, sie tarne sich so dionysisch oder so christlich, so vita-

listisch oder so humanitär sie wolle. Der begann einzusehen, daß unserer planetarischen Mitternacht nur dann der erste, blasse Schimmer einer nicht mehr trügerischen Morgenröte aufdämmern wird, wenn wir alle — in allen Lagern und Ländern — „Mea culpa, mea maxima culpa!“ zu bekennen wagen, um eben damit zum einzig lösenden „nostra culpa!“ zu gelangen. Wir Deutschen aber haben hier voranzugehen.

### Von Ettersburg nach Buchenwald

In meiner Thüringer Heimat, im Gebiet desselben Ettersberges, an dessen Hang dereinst Goethe sein balsamisch lindes „Der du von dem Himmel bist“ dichtete, schwoll im „Dritten Reich“ eine der größten jener Pestbeulen auf, die den Leib unseres Landes wie ein Aussatz überzogen: das höllische Konzentrationslager mit dem idyllischen Namen Buchenwald. Gäbe es heute für eine kritische Geschichte des deutschen Geistes ein brennender aktuelles Thema als dies, mit schönungsloser Aufrichtigkeit zu erforschen, wieso und warum der Weg von Ettersburg nach Buchenwald führte, von Karl August zu Sauckel, von Goethe zu Anacker, von Wilhelm von Humboldt zu Rust, von Fichte zu Bäumler und so weiter —?

Gerade unsere Generation, die ja nicht nur Zeuge, sondern leider auch in der Person so manches ihrer Angehörigen mitverantwortlicher Teilnehmer dieses beispielloso deutschen Abstiegs und Abfalls geworden ist, hat allen Anlaß, jener Frage ins Gesicht zu blicken. Das „Volk der Wotans und Siegfriede“ wird ein Volk der Hiobs und Lazarusse werden, wenn es nicht endlich einsehen lernt, warum es fast den ganzen Erdball gegen sich aufbrachte, warum es auch in geistigen Dingen bedenklich rückständig wurde und Gefahr läuft, den Anschluß an die Weltgeschichte für immer zu verlieren. Die Raumnöte und die Kalorienknappheit, der Kohlenmangel und die Kleidersorgen im heutigen Deutschland sind wahrlich für jeden Einzelnen von uns bitterschwere Folgen der nazistischen Politik. Aber das Schlimmste sind sie noch nicht. Das Schlimmste ist die schleichend grassierende Herzensträgheit, die Metanoia-Faulheit, das sture, muffige Sich-Sperren in bezug auch auf das elementarste Umdenken und Umlernen, das allein unsere Situation entgiften und die seelische Wiedergenesung einleiten könnte. Werfe keiner mir vor, ich wüßte nicht Bescheid um die Tragik Deutschlands, dieses nachbarreichsten Landes der Erdkugel und seines über die Maßen schwierigen europäischen Mittenschicksals. Seit dreißig Jahren gilt meine Arbeit einer sauberen Entwirrung der aus dieser Tragik erwachsenden kulturellen Konflikte. Aber man rede nicht von deutscher Tragik, wo es zunächst einmal um deutsche Roheit und Verdummung geht, um deutsches Fehlermachen und Verbrechen-Begehen. Man beschimpfe nicht jeden aufrechten deutschen Selbstkritiker als Landesverräter, wenn man selber die fürchterlichste Art von Landesverrat beging: den in System gebrachten Verrat am Erbe des deutschen Geistes, an der lautersten Tradition deutscher Selbstüberwindung und Gewissensfreiheit, die unserer Volkskultur ihre Tiefenkräfte gab. Sauber und sachlich der vielverschlungenen deutschen Problematik auf den Grund zu gehen, rückhaltlose deutsche Selbstprüfung treiben — das wäre Treue zum deutschen Schicksal, Dienst am deutschen Erbe gewesen. Mit solcher Haltung hätte man dem wohlverstandenen Interesse

unseres Volkes besser gedient als mit stinkender chauvinistischer Selbstbelobigung, Selbstverherrlichung, Selbstvergötzung.

### Metaphysische Radikalität

Sind wir ergrauten Endfünfziger oder Sechziger nunmehr altes Eisen geworden, erledigte Existenzen? Wurden wir bereits zu musealen Relikten? Sollen wir uns damit begnügen, allenfalls am Rande des Geschehens als eben noch geduldete Vermittler einer im Grunde überholten Tradition dahinzugehieren? Als resignierte Quietisten abseits zu stehen, indes die Welt von noch immer unbewältigten Spannungen zittert? Wer seit Jahrzehnten so wissend und so warnend um Deutschland gelitten hat wie die Exponierten unserer Generation, der hat doch wohl nicht nur die Pflicht, bei der geistigen Entrümmerung mit anzupacken, sondern auch das Recht, sich bei der unumgänglichen deutschen Neuorientierung und Neuplanung mit zum Wort zu melden. Noch stehen wir geistig-seelisch am allerersten, mühseligsten, schwer undrohten Anfang. Die unterste, eigentliche Qual und Not des Zeitalters, die ungeheuerliche Vereinsamung und Zerrissenheit des Einzelnen mitten im technisierten Massenchaos ist noch keineswegs herausgesagt. Noch fehlt der deutsche Dostojewskij, der uns die Brücke schließe vom Teufelsbündler Faust zu Iwan Karamasoff, der uns die Dämonen gestaltete, die jetzt mit so grauenhafter Gewalt um Deutschlands Seele geistern wie nie zuvor. Noch haben wir keinerlei Sicherheit dafür, ob die Hungerration an Hoffnung, die uns blieb, sich nicht auch noch als Illusion entpuppen wird, ob Cassandra nicht doch bis zum bitteren Ende Cassandra bleiben muß.

Hat unsere Generation noch eine Aufgabe? Wenn ja, welche spezifische? Doch wohl vor allem die der Entwirrung und ordnenden Zusammenschau der noch immer so bedrohlich klaffenden Kontraste unseres Zeitalters. Also eine Aufgabe, in deren Erfüllung die ganze lange Pein unseres Weges durch diese grausamen Jahrzehnte sich sinnvoll auswirken könnte. Spaltung bis in den Kern hinein war unser Schicksal. Kernspaltung aber — die Atomphysik zeigt es — entbindet Kräfte, die elementarsten, freilich auch gefährlichsten, die wir kennen. Wer dermaßen aufgelockert wurde, so tief ins „centrum naturae“ blicken mußte, in den sich selbst zerreisenden Wahnsinn alles nur Keatürlichen, der gelangt zu einer metaphysischen Radikalität, die sich nicht mehr mit Krompromissen zufrieden gibt. Der erträgt keine jener Vordergrundfassungen des Absoluten mehr, philosophische oder konfessionalistische, mit denen man ihn immer wieder abzufertigen gedenkt. Der wurde zu gewitzt, zu gebrannt, um sich noch einmal für anspruchsvolle Partikularitäten und Relativitäten einzufangen zu lassen. Der erfuhr, der bejahte die ganze Unerbittlichkeit der Forderung, die über unserm Leben steht. Der begriff die strenge, aber heilsame Grundvoraussetzung alles echten Existenzverständnisses und damit auch jeder tragfähigen kulturpolitischen Bemühung, die ein geistiger Führer der älteren Generation, einer der tiefsinnigsten und umfanglichsten russischen Denker unserer Zeit, Nicolai Berdjajew, auf die klassische Formel brachte: „Ich habe immer geglaubt, und ich glaube es noch heute, daß die Wahrheit niemandem und keiner Sache dient! Man dient ihr!“

## Sozialismus und Gegenwart

### *Wandlungen eines Staats- und Gesellschaftsgedankens*

Die Größe und das Format einer revolutionären Umwälzung ist niemals durch den Umfang der mit dieser Umwälzung verbundenen programmatischen Forderungen bestimmt, ebensowenig durch die Zahl der Opfer, die durch sie und mit ihr zugrunde gehen. Vor dem Auge der Geschichte und dem Gewissen der Menschen gilt schließlich nur die Erkenntnis, ob eine Revolution das innere Getriebe der gesellschaftlichen Ordnung im tiefsten zu erneuern vermag, ob ihr Genie imstande ist, für positiven Gewinn nur negative Schlacken abzustößen, ohne der Menschheit Verluste zuzumuten, die schwerer wiegen als das mit dieser Revolution Errungene. Die Revolution als Weichensteller der Entwicklung muß mit der Evolution als der Dampfkraft kausal verbunden sein. Als jeweils lebendigste und konzentrierteste Etappe der Geschichte ist eine Revolution in ihrem Wesen allein vom Geistigen her bestimmt. Die Bewegung, die eine wahrhaft revolutionäre Umwälzung tragen und gestalten soll, besitzt nur ein primäres Element des Erfolges: das visionäre Wissen um Zukünftiges als logische und unmittelbar notwendige Fortführung, ja, Steigerung des Gegenwärtigen. Jedes andere Charakteristikum, wie die Zahl der Anhänger und die Radikalität der Tendenz, ist sekundär. Auf allen diesen Gebieten — wir haben es furchtbarer erlebt als jede andere Generation — ist Mißbrauch möglich, Mißbrauch bis zum Wahnsinn, bis zur Entartung, bis zur Verneinung aller Kultur und allen Sinnes der Welt.

Augenblicklich leben wir im Zeitalter einer solchen gewaltigen Umwälzung, und wenn die Bedeutung einer Revolution, was wir im ersten Absatz zu widerlegen versuchten, doch mit der Zahl der durch sie — direkt oder indirekt — verschlungenen Opfer etwas zu tun hätte, so müßten wir sie unstreitig als die größte bezeichnen, die die Menschheit jemals erlebte. Vielleicht ist sie es auch oder wird sie es auch, aber wir sollten es gelernt haben, mit Prophezeiungen zurückzuhalten. Jedenfalls sind um sie zwei Kriege von letztem tödlichem Ausmaß geführt worden, und die Welt, anscheinend keines echten, leidenschaftlichen Aufschreis der Verzweiflung mehr fähig, nimmt ihre Auswirkungen heute noch mit einer Stumpfheit der Affekte zur Kenntnis, die beängstigend ist. Ja, sie verdient, lähmend genannt zu werden, besonders sobald man vergleicht und sich vergegenwärtigt, wie beispielsweise den Knaben Johann Wolfgang Goethe das Erdbeben zu Lissabon in seinem ersten Ringen um das Gesetz des Kosmos im tiefsten erschütterte, im gleichen Alter, in dem die Kinder heute ihre ersten Ausflüge auf den Schwarzen Markt unternehmen oder mit dem Gedanken zu spielen beginnen, sich einer Bande anzuschließen.

Das Chaos regiert die Stunde unseres gegenwärtigen Wirkens, und fast mutet uns dieses Chaos entsetzlicher und trostloser an als die Vorstellung des

chaotischen Urzustandes vor der Schöpfung, weil es eine Ordnung ablöste, die zwar keine ideale genannt zu werden verdient, aber darum doch keineswegs nur eine scheinbare war. Überall suchen die Menschen nach dem neuen archimedischen Punkt einer metaphysischen oder konkret greifbaren Glaubensgewißheit, die ihren Vätern und Ahnen den festen Halt und damit die Möglichkeit einer bewußten geistigen und weltanschaulichen Orientierung gab. Nirgendwo in der Welt muß diese Frage dringender, unerbittlicher und gründlicher gestellt werden als in Deutschland, dessen jüngste Geschichtschronik unzählige Seiten enthält, die trotz der Fülle der in ihnen aufgezeichneten Ereignisse bisher — vom Psychologischen aus gesehen — so gut wie leer erscheinen, weil sie ein Grauen in sich tragen, das über die Vorstellungskraft des Einzelnen insofern hinausgeht, wie seine Begleitumstände und Motive einfach nicht einfühlbar sind. Das deutsche Volk repräsentiert gewissermaßen die wundeste Stelle der Menschheit, und das wahrlich nicht allein um der äußeren Substanzverluste des Krieges willen. In dieser Not ohne Grenzen sind wir empfänglicher für den Glanz einer modernen Heilsbotschaft als alle anderen, und zwar ausnahmslos, den menschlichen Abschaum unserer Alltage eingeschlossen: die Krankheit sitzt zu tief, um ewig an den Oberflächen angegriffen und behandelt werden zu können, und auch für die überwiegende Mehrzahl aller Gestrandeten, Brüchigen, von scheinbar brutalstem Zynismus Beherrschten wird unvermeidbar der Tag von Damaskus kommen, wenn auch nicht in Form eines langsamen Läuterungsprozesses, durch den sie zu einem neuen Ethos reifen, sondern in Form einer plötzlicher, überwältigenden Überraschung, an der sie zerbrechen können. Aber jede Heilsbotschaft ist, besonders für die Deutschen, von einer gefährlichen Ambivalenz: Freilich wird das Ergriffensein der Herzen hierfür immer erste Voraussetzung und letzter Impuls bleiben, aber ob eine solche Botschaft echt oder falsch, gut oder böse, notwendig oder sinnlos ist, entscheidet nur der Geist, dem allein die Fähigkeit des Unterscheidens, der „Kritik“ inneohnt.

Der Sozialismus ist heute das Zauberwort, das Herzen und Hirne mächtiger erschüttert als je zuvor, aber nicht mehr als farblose und nebelhafte Utopie, sondern als Sehnsucht nach höchster, weisester und echtster Realität. Er ist nicht mehr Gegenstand von Lehrbuchfehden, von pseudologistisch geführten Argumenten dafür und dawider. Er hat die engen Grenzen überhitzter Versammlungslokale gesprengt und aus dem bloßen „dröhnenden Marschtritt der Arbeiterbataillone“, an dem unsere Väter sich noch berauschen konnten und berauschen durften, ist in einer Zeit, in der der Begriff der Masse an sich zu den infamsten Lügen mißbraucht wurde, nur noch wenig von ihm herauszuhören. Eine Propagandafanfane ist in den Augen aller Sehenden und Suchenden zu einer sehr stillen Angelegenheit geworden, die aber wie jenes „stille sanfte Sausen“ der Bibel eine unheimliche Gewalt in sich birgt. Der Katechismus bestimmter Parteien hat seine Hüllen von sich getan, und vor uns steht die Allmacht einer Idee. Nur die Bewegung wird gewogen und in Zukunft nicht als zu leicht befunden werden, die es vermag, ihre Anhänger aus Hütern einer Tradition zu tätigen und zu gläubigen Dienern dieser Idee umzuformen, wozu ebenso zielbewußter Wille zur Tiefe und zum Wesen der Dinge

wie schöpferische Elastizität gehören, Elemente, die naturgemäß anziehen und nicht abstoßen.

Ist somit ein Versuch unternommen, unsere geistige Situation zu bestimmen, so ergeben sich daraus politische Konsequenzen von höchster Aktualität. Wenn der Sozialismus heute praktisch in aller Welt, besonders aber in dem durch den Krieg völlig umgepflügten und eingeebneten Deutschland nicht mehr eine vorwiegend akademische Frage von Ansicht und Gegenansicht darstellt, sondern mehr und mehr zu einer Frage von Leben und Tod wird, so richten sich aller Blicke unwillkürlich auf die Kräfte, die in diese Entwicklung gestaltend und verwirklichend eingreifen können. Sind sie berufen oder maßen sie sich eine solche Berufung nur an? Ist es erlaubt oder ratsam, an diesem Prozeß der Gärung und Klärung teilzuhaben, oder soll man besser wohlwollend oder mißtrauisch abwarten, bis sich konkrete und diskutierbare Ergebnisse zeigen? Es ist ein Zeichen für den Geist, besser gesagt für den Ungeist unserer Zeit mit allerseits verkehrten Vorzeichen, daß der Mut zum Risiko fast erloschen ist, und dies besonders bei der Jugend, die sonst natürlicherweise vor allen anderen diesen Mut besitzt.

Seit Jahrzehnten verknüpft sich der Gedanke des Sozialismus als Politikum mit der Arbeiterschaft. Diese Tatsache ist ein historisches Phänomen: der zeugerische Atem, der bei dem Geburtsvorgang beteiligt war, ist heute kaum noch faßbar, er ist längst zu Programmen und Symbolen geronnen. Geblieben ist bis heute die Dynamik in ihren wechselnden Ausdrucksformen, aber stets verbunden mit dem Begriff der Masse aus den Fabriken und Werkstätten. Das „Proletariat“ von einst organisierte sich, wuchs in die Breite und wurde zu einer Macht im Staatsganzen, als kämpfende Klasse zu einer Macht gegen den Staat. Jeder Pfennig Lohnerhöhung, jede Stunde gesetzlich gesicherter und bestätigter Freizeit bedeutete für diejenigen einen Schritt zum Sozialismus, die jenseits der Mauer, hinter der Besitz und Wohlstand ihre Positionen verteidigten, im Schatten leben mußten. So gewann der durchschnittliche, sich soziologisch nicht als „zugehörig“ fühlende Beobachter den erschreckenden Eindruck, daß der Sozialismus in dieser Form eine höchst nüchterne, unzulängliche, vorwiegend materielle Angelegenheit sei, ohne den Zauber einer wahrhaft großen, leuchtenden Idee. Ein Sozialismus, dessen Gegenwart sich in Lohnerhöhungen und innerbetrieblichen Forderungen ausdrückte und dessen Zukunft sich in einer Wirtschaftsmaßnahme der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“ erschöpfte, erschien dem oberflächlichen Kritiker nicht „salonfähig“, dem tieferen und gründlicheren nicht begeisternd genug. Vor allem aber sah sich der über das Relative zum Absoluten strebende, metaphysisch verwurzelte, gläubige Mensch, der Verfechter des Primats der Ideen und des königlich waltenden und herrschenden Geistes durch die Behauptung paralyisiert, daß „das gesellschaftliche Sein des Menschen das Bewußtsein bestimme“, und empfand eine unerbittliche Schranke zwischen seiner Welt des „ewig Schönen, Wahren und Guten“ und eines als seelenlos begriffenen, abstrakten, unschöpferischen Mechanismus, den er drohend und unheimlich auf seine edlen und geheiligten Bezirke zurückblicken sah.

Die arbeitenden Massen, die sich auf ihrem harten Wege Stufe um Stufe freischlagen mußten und denen die Welt von jedem Blickpunkt aus in einer völlig anderen Beleuchtung erschien, zogen nun, verärgert und verbittert durch diese offenkundige Ablehnung, die Grenzen nur noch hermetischer und starrer um ihre eigene Welt. Setzten sich nicht der Staat und die Repräsentanten seiner Macht konsequent allen ihren Forderungen entgegen? Hatte man sie nicht leichtfertig mißachtet, als ihre Reihen noch weniger dicht geschlossen waren, ging man nicht mit drakonischen Ausnahmegesetzen gegen sie vor, als sie es lernten, sich selbst als Macht zu fühlen? Bedeutete dies nicht Klassenkampf nach den Worten ihres Lehrers und Organisators Karl Marx? Trugen sie die Schuld an der scheinbaren Öde ihres klassenkämpferisch und vorwiegend materialistisch-ökonomisch orientierten Weltbildes, die seine Gesetze begriffen hatten und diese Erkenntnis aussprachen — oder nicht vielmehr die Kreise, die mit allen Mitteln den Klassenkampf gegen die Armen und Ausgebeuteten führten, ohne darüber zu sprechen? So wurde das immer heißere Ringen der Gründerzeit und der Vorweltkriegsjahre auch auf der Seite der Arbeiterschaft Ursache einer Begriffsverwirrung: aus der genialen Methode soziologischer Analyse und Durchleuchtung des Bestehenden, wie sie in den marxistischen Theorien niedergelegt war, wurde ein Aberglaube an den Materialismus und seine Geschichtsauffassung als Endpunkt aller geistigen und weltanschaulichen Entwicklung schlechthin. Man verwechselte den Ursprung mit dem Ziel, man ließ sich von dem irrig orientierten oder bewußt irrig interpretierenden Gegner aus der eigenen Abwehrstellung heraus aufreden, man kämpfte für eine allein vom Wirtschaftlichen bestimmte Welt, die man in Wahrheit überwinden wollte. Der politische Tageskampf gegen die Kirche, die bis 1914 und darüber hinaus als eine dem Klassenstaat eng verbundene reale und organisierte Macht erschien, gestaltete sich unwillkürlich mehr und mehr zu einer unduldsamen Ablehnung oder auch zur ironischen Persiflierung jeder religiösen Bindung. Schließlich kam die sozialistische Arbeiterbewegung zu dem aus dieser Perspektive ganz unvermeidlichen Trugschluß, Marx und Engels als die Schöpfer ihres geistigen Fundaments aus der Relativität allein menschlichen Geschehens und Denkens herauszulösen und mit dem Glorienschein unbedingter Akribie zu umgeben, ohne zu ahnen, daß diese Vergewaltigung, die die beiden Großen drastisch genug als solche empfunden hätten, wenn sie noch lebten, unbewußt ein Zurückstreben zum Absoluten, zum rein ideell bedingten war: zum „gesellschaftlichen Bewußtsein“ als einzigem Fels in der Brändung des sich auflösenden, hilflos hin- und herwogenden „gesellschaftlichen Seins“.

Bis heute existiert der tragische Zwiespalt dieses Mißverständnisses zweier Richtungen und Auffassungen, die sich gegenseitig so lange zur Unfruchtbarkeit theoretischer Haarspaltereien verurteilen, bis sie es gelernt haben werden, ihre Kräfte zu vereinen. Dieser Richtungskampf hat die maßlose Erschütterung zweier Kriege überstanden, ohne daraus die einzig möglichen Konsequenzen zu ziehen, weil beide Anschauungen bei aller Vortrefflichkeit einzelner Tendenzen bisher nie Gefühl aus der Geschichte heraus mobilisiert haben. Vielleicht ist hier der tiefste Grund dafür zu suchen, daß der Welt schon nach 1918 die notwendige echte Katharsis versagt blieb und daß sich

auch heute erst bescheidene Ansätze für eine solche finden. Nur eine befruchtende Synthese vermag hier Wandel zu schaffen und eine Zukunft zu garantieren, die diesen Namen verdient und für die zu wirken sich lohnt. Die Verfechter des Idealismus, die den Sinn alles Lebens und Seins aus göttlichem Ursprung herleiten und zu göttlichen Zielen führen wollen, die also die Erde nur als eine von vielen Durchgangsphasen zur Vollkommenheit betrachten, müssen endlich begreifen lernen, daß der Sozialismus nicht nur ein Anliegen der Arbeiter, eines einzelnen Standes oder einer Klasse ist, sondern ein Anliegen der gesamten Menschheit, daß sie also mit all ihren geistigen Kräften an die Seite der aktivsten Kämpfer für dieses Ziel gehören. Ebenso müssen sich die Arbeiter klar darüber werden, daß der Weg zum Sozialismus nicht nur über die ökonomische Voraussetzung einer gesellschaftlichen Lage führt. Sie dürfen nicht vergessen, daß sie von jeher viele beste Mitstreiter in ihren Reihen zählten, die nicht das Klassenbewußtsein verpflichtete, sondern die vielleicht nur einmal in ihrem Leben in einem bereiten Augenblick den „Egmont“ gesehen, im „Stundenbuch“ gelesen oder die Neunte Symphonie gehört haben und durch die läuternde Gewalt dieses einzigartigen Erlebens für immer zu Sozialisten geworden sind. Ja, man kann sogar sagen, daß diese Typen, die niemals „Bürger“ im engen Sinne waren, der Gefahr einer bequemen Verbürgerlichung viel weniger ausgesetzt sind als der wirtschaftlich saturierte Klassenkämpfer von einst.

Bis 1914 hat die marxistisch geschulte und nach den Prinzipien marxistischer Programme von Eisenach, Gotha und Erfurt organisierte Arbeiterschaft zu dem Obrigkeitsstaat der Hohenzollern in einem scharfen Klassenkampf gestanden. Berechtigterweise erschien ihr in den Auseinandersetzungen mit diesem System der von ihren Theoretikern proklamierte Zukunftsstaat als die einzig mögliche Lösung. Die Aufgabe, die ihr mit der Liquidierung der traurigen Kriegsfolgen nach 1918 zufiel, lud eine Fülle von Kleinigkeiten, Kleinlichkeiten und Mühseligkeiten des Tages auf ihre Schultern und ließ sie das große Ziel aus den Augen verlieren, den Staat von Weimar allmählich und konsequent zu dem ihren umzugestalten, aus der Tiefe und Besessenheit einer wahrhaft revolutionären Sendung heraus. Unbewußt stellte sie sich zwar in den Dienst dieser Idee, und sie hat auf diesem Wege ein wackeres Stück Arbeit geleistet, das heute noch zu unterschätzen einen bedenklichen Mangel an Wirklichkeitssinn und geschichtlichem Gerechtigkeitsgefühl bekunden hiesse. Zum klaren, schöpferischen Bewußtsein jedoch drang die sozialistische Arbeiterschaft nicht vor: sie unterließ es geflissentlich, die Tore ihrer Welt für alle diejenigen mit großherzigem und duldsamem Verständnis zu öffnen, denen die Erschütterung des Krieges zumindest eine Ahnung von Gesinnungsverwandtschaft vermittelt hatte. Sie versäumte, eingeeengt durch die Scheuklappen eines mächtigen Organisationsgetriebes, in dem sich alles wie von selbst weiterzubewegen schien, eine gründliche Revision der marxistischen Konzeptionen von ehemals, die schon vor dem Weltkrieg, ganz gewiß aber durch den Weltkrieg selbst zur gebieterischen Notwendigkeit geworden war. Aus der Furcht heraus, bei einem solchen Unternehmen womöglich den ganzen Marxismus widerrufen zu müssen — was denn freilich damals wie heute als ebenso törichte

wie ungerechte Zumutung zu bezeichnen wäre — unterblieb auch jeder zielbewußte Versuch, die Teile der marxistischen Lehre, die sich entweder als überaltert oder als historische Irrtümer erwiesen hatten, auszuschneiden und gegen Erkenntnisse der Neuzeit einzutauschen. So konnte zu einem späteren Zeitpunkt alle Tüchtigkeit und Überzeugungstreue, alle Hingabe und Opferbereitschaft des Parteifunktionärs eine Entwicklung nicht aufhalten, die anfänglich durch die Intoleranz und Instinktlosigkeit des gleichen Funktionärs eingeleitet worden war. Die Arbeiterklasse trat auf lange Zeit von der politischen Bühne ab und überließ dem Hitlersystem einen Staat, dessen große geistige Linie zu gestalten und auf die Zukunft hin zu entwerfen sie nicht verstanden hatte.

Aber auch diejenigen Schichten des Mittelstandes und der Intelligenz, die nach 1918 den „dunklen Drang“ nach einer gesellschaftlichen und politischen Neuorientierung in sich spürten, haben eine schwere Schuld auf sich geladen. Keineswegs sind alle, die damals Anschluß an die Arbeiterparteien suchten und diese bald wieder verließen, „November-Sozialisten“ in des Wortes übler Bedeutung gewesen. Viele zogen sich aus ehrlicher Enttäuschung über die allzu menschlichen Härten und Kanten eines großen Parteiapparates zurück, an denen sich ihr schwingvolles idealistisches Wollen rasch wundrieb. Aber auch der Mangel an Zähigkeit, an Kämpfertum und Ausdauer muß als ein Versagen gewertet werden. Weil es ihnen nicht gelang, in kurzer Zeit die Viskosität einer demokratischen Parteiorganisation in einen etwas schnelleren Fluß zu bringen, weil es ihnen nicht im ersten Anlauf gelang, diese so weit umzubauen, wie es sich als historisch notwendig erwies, verzweifelten sie schnell an dem demokratischen Gedanken an sich und wurden so zu einer Beute autoritärer Experimente.

Das Hitlersystem mit dem von ihm entfesselten Krieg bedeutet die bisher radikalste Zäsur in dem ruhigen steten Entwicklungsgang der Geschichte. Noch nie zuvor sind die Ergebnisse und Errungenschaften einer mehr als zweitausend Jahre alten Kultur, zu deren unendlichem Wert die Größten aller Zeiten beigetragen haben, so entscheidend in Frage gestellt worden. Noch nie erschien diese Kultur im fatalen Lichte einer derart ohnmächtigen Beziehungslosigkeit zu allem widernatürlichen Tun und Treiben dieser zwölfjährigen Epoche. Der Nationalsozialismus selbst, seine teuflische Gewaltpolitik, die eiskalte Systematik seines Untermenschentums, der Resorptionsprozeß des Bürgertums und seiner Ideale, schon in den Wahlergebnissen vor 1933 unwiderlegbar angedeutet und später bis zur restlosen, vielfach ekelzerregenden geistigen Selbstaufgabe fortgesetzt: all diese Phänomene sind gewichtige Beweise dafür, daß die von Marx formulierte und verkündete materialistische Geschichtsauffassung mit ihrer Betonung der ökonomischen und soziologischen Gegebenheiten vor kulturellen und geistigen Tendenzen vielfach bestätigt worden ist und auf allen Gebieten, die ihr entsprechen, einen unleugbaren Wahrheitscharakter besitzt. Sie ist eine Denkmethode zur Durchdringung gesellschaftlicher Zusammenhänge, die auf manche Fragen schlüssige Antwort gibt. Die Arbeiterschaft braucht sie nicht zu verleugnen; aber sie muß sich der

Relativität dieser Auffassung bewußt werden und erkennen, daß sie nicht die einzige Methode ist, die alle Fragen löst. Die Konzentrationslager, die Zuchthäuser und die unübersehbaren Gräberfelder des „Dritten Reiches“ sind für alle Ewigkeit Zeugen eines stummen heroischen Kampfes für die rein inneren Werte der Überzeugung, für das Gewissen der freien Persönlichkeit, die in der entscheidenden Stunde der Marter und des Todes den Trotz des Dennoch bewahrte und ganz sicher mehr vom Geiste der Goetheschen „Beherzigung“ in sich spürte als von einem irgendwie geformten „gesellschaftlichen Sein“. Mit jedem Menschen, der in heiligem Mut die Worte spricht: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, tritt hinter dem sterblichen Zeugen die Gewalt seines Ursprungs hervor, die ihn über alle Veränderlichkeit von Zeit, Sitte und Ansicht zur Einsamkeit wahrer und unwandelbarer Größe erhebt. Diese Opfer der hinter uns liegenden Jahre haben uns das Vermächtnis hinterlassen, endlich einmal mit dem kleinlichen Ausschließlichkeitsstreit der Geschichtsauffassungen zu brechen und die Kraft der Ideen als geschichtsbildende und -gestaltende Macht auf ihrem Felde ebenfalls vorbehaltlos anzuerkennen.

Heute wartet der maßlos geschändete Staatsgedanke abermals auf seine Erneuerung durch Elemente, die wissen, was der Menschheit verloren ging und was ihr am meisten nützt. Viel stärker und drängender als je zuvor heischen Unzählige Eintritt in den Tempel des Sozialismus und wenden sich wiederum als Mittler an diejenigen, die ihn als politisches Programm auf ihre Fahnen geschrieben haben. So sieht sich der Arbeiter, der stillschweigend noch immer als der gegebene Willensvollstrecker der sozialistischen Entwicklung betrachtet wird, vor der größten Aufgabe der Zukunft. Er kann sie nicht lösen, wenn er nicht als der gleichsam „Umworbene“ dazu beiträgt, den Zwiespalt früherer Zeiten zu überwinden, wenn er nicht zur Toleranz gegenüber anderen sozialistischen Motiven findet und ihre Gleichberechtigung proklamiert. Er muß die Frage klar und befriedigend beantworten, was in der von ihm angestrebten Gesellschaftsordnung aus der Freiheit der menschlichen Persönlichkeit wird. Er muß die zu ihm strebende und von der Bedingungslosigkeit seiner materialistischen Hypothese noch immer abgestoßene Intelligenz davon überzeugen, daß das graue Kollektiv der Masse Mensch ein Erzeugnis des Kapitalismus ist und vom Sozialismus keineswegs nur systematisiert und damit verewigt, sondern überwunden werden soll. Der Klassenkampf ist in diesem Rahmen ein soziologischer Tatbestand, nicht mehr und nicht minder: vor einer endgültigen Umgestaltung der Produktionsverhältnisse wird er jederzeit aufleben können, auch wenn er augenblicklich — als unmittelbare Folge des Krieges — in ein Latenzstadium getreten ist. Aber ebenso gewiß ist der Gedanke des Klassenkampfes kein Programm für die Nöte der Gegenwart. Wenn sich die Rudimente der früheren Gesellschaftsstruktur Deutschlands, die der Krieg noch übrigließ, gegenseitig ein markantes „Klassenbewußtsein“ vorerzieren wollen, so bedeutet dies eine wirklichkeitsfremde politische Seiltänzerei, die die großartige Aktualität des Sozialismus völlig verkennt. Wenn demaleinst die sozialistischen Kräfte, getragen von der großen Mehrheit der Wähler, mit konstruktiven und schöpferischen Ideen an den Neubau von Staat und Gesellschaft herangehen, dann braucht der Klassenkampf aus seinem

gegenwärtigen Latenzstadium nicht mehr wesentlich aufzuleben, und das Ringen verschiedener Auffassungen und Überzeugungen wird einer neuen Menschheit angemessener sein als das Ringen letztlich egoistisch gefärbter Klasseninteressen.

Auf der anderen Seite ist freilich keine Verwässerung programmatischer Richtlinien und Grundsätze erlaubt, um auf billige Weise aus der Verwirrung der Gegenwart Sympathien und Anhänger zu gewinnen. Nationalistische und aktuell polemische Tendenzen haben mit sozialistischen Ideen kausal nicht das mindeste zu tun. Ferner muß klar erkannt werden, daß es heute zwar gilt, für die menschlichen, ethischen und geistigen Voraussetzungen des Sozialismus eine neue Rangordnung zu schaffen, daß aber seine wirtschaftliche Voraussetzung nach wie vor die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist und bleibt. Wenn man augenblicklich mit Recht den Klassenkampf vorwiegend als Propagandaschlagwort wertet und insofern nicht mehr in der bisherigen Form gelten lassen will, so ist es um die oft mit Emphase vor der Öffentlichkeit vertretene Phrase von dem „ehrlich erarbeiteten Privateigentum“ nicht besser bestellt. Es ist den Bomben und Granaten eines fast sechsjährigen Krieges absolut gleichgültig gewesen, ob sie ehrlich erarbeitetes oder fragwürdig errafftes Eigentum zerstörten. Was übrigblieb, ist Zufallsbesitz und weder an eine bestimmte Klasse noch an einen damit verquickten Nimbus gebunden. Auch diese Erkenntnis sollte zum Ausgangspunkt einer neuen gesellschaftlichen Orientierung und Bewertung werden.

Das zukünftige Verhältnis von Christentum und Sozialismus ist eine weitere Lebensfrage. Es geht nicht an, daß eine Überzeugung die andere achselzuckend als notwendiges Übel hinnimmt, sondern beide müssen in brüderlichem Bewußtsein für ein Ziel wirken, das ihnen mehr und mehr ein Gefühl innerer Verwandtschaft vermitteln wird. Wer auch hier unbeirrbar den Weg von der Oberfläche der Schlagworte und Ressentiments zur Wurzel der Tatsachen zu finden bemüht ist, wird bald entdecken, daß heute die Grundlage für eine echte Verständigung fruchtbarer ist als je zuvor. Wer konnte es früher einem tiefreligiösen Christen verdenken, wenn er seinen Glauben von der weltumspannenden Liebe Gottes von der Totalität einer im konsequenten programmatischen Materialismus fundierten Organisation bedroht wähnte? Ebenso begreiflich war zunächst das tiefe Mißtrauen des sozialistischen Arbeiters gegenüber einem Christentum, zu dem sich in häufigen Kundgebungen ein Potentat bekannte, der einst von seinen Rekruten forderte, unter Umständen auf seinen Befehl auf Vater und Mutter zu schießen, gegenüber einer Kirche, die das „irdische Jammertal“ so oft erwähnte, daß der Verdacht aufkam, sie wolle die Entrechteten einer gesellschaftlichen „Ordnung“ in ihrem Kampf um ein besseres Morgen ablenken und entnerven. Auch auf diesem Gebiet hat sich das Hitlerregime als ein Teil von jener Kraft erwiesen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Durch die maßlosen Verfolgungen, denen es Christentum und Sozialismus gleichermaßen unterwarf, hat es beide von angesammelten Schlacken und Zweideutigkeiten befreit und in ihrer ursprünglichen Reinheit als geistige Bewegungen mit stärksten ethischen Werten wiederhergestellt. Im gemeinsamen Kampf gegen die Vergewaltigung durch das

schlechthin Böse vereinten Christentum und Sozialismus ihre aus dem Metaphysischen der Gottesidee und aus dem Irdischen der Menschheitsidee stammenden Energien: sollte dies nicht ein Hinweis auf einen gemeinsamen Ursprung sein? Freilich, wenn das Arbeitertum allmählich in einem neuen Staats- und Gesellschaftsgedanken aufgeht, um ein Zuchthaus oder bestenfalls eine lichtlose Mietskaserne in eine freundliche und helle Wohnstatt freier Menschen umzuwandeln, sollte auch die das Christentum verkörpernde Kirche überalterte Machtpositionen aufgeben und in Rückbesinnung auf ihre eigentliche Tradition Zeitliches mit Ewigem vertauschen. Gerade die Erkenntnis, daß die Wirkungskreise von Christentum und Sozialismus sich vielfach überschneiden, ohne zusammenzufallen, müßte von unfruchtbaren Zwigigkeiten weg ins Neuland gemeinsamer Tat für Menschheit und Menschlichkeit führen. Gibt es doch ein Glaubensbekenntnis, das beide bestimmt gemeinsam haben: **Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!**

Aus allem bisher Gesagten ergibt sich der Ansatz zu einer Lösung des deutschen Problems: die allmähliche Vereinigung aller sozialistischen Kräfte und Strömungen, deren gesundes Gegengewicht die statisch-konservativen Kräfte als Reibungsfaktor abgeben können und abgeben müssen, soweit ihr Bekenntnis zur Demokratie und der damit verbundenen Verpflichtung eines sauberen und ritterlichen Kampfes der Geister nicht zweifelhaft ist. Deutschland wird diesen Weg finden oder endgültig zum politischen Niemandsland in Europa herabsinken. Allerdings ist die Gründung der sogenannten SED kein Beitrag zu einer Lösung, sondern eher zu einer neuen Verwirrung der Zusammenhänge. Die Programmierer der SED haben sich aus den andrängenden und in der Tat atemraubenden Problemen der Gegenwart mit einem Kopfsprung in die Vergangenheit der marxistischen Orthodoxie gerettet. Wir können aber heute nichts, gar nichts mehr als gegeben hinnehmen, sondern müssen uns der unbequemen Aufgabe einer gründlichen Analyse unserer Zeit unterziehen, um neue Gegebenheiten zu schaffen, die uns gleichzeitig Impuls und Kompaß sind. Alle der Öffentlichkeit von der SED als revolutionär vordemonstrierten Paukenwirbel und Trommelschläge verdecken in Wirklichkeit mit ihrem aufdringlichen Lärm einen höchst reaktionären Prozeß. Nicht auf die Sicherung geduldiger Massen kommt es an, die einen vermeintlichen Kampf kämpfen, von dessen Gesetzen sie nichts verstehen — auf diesem Gebiet dürfte nie jemand den Nationalsozialismus erreichen, geschweige übertreffen — sondern auf die Sicherung des Geistes. Alles, was gegenwärtig hierzu gesagt und geschrieben wird, kann nur Diskussionsbeitrag, nur Anregung sein: wer immer auch heute ex cathedra zur Umwelt sprechen wollte, würde der verdienten Lächerlichkeit anheimfallen und beweisen, daß er von den akuten Notwendigkeiten nicht einen Hauch verspürt hat. Begreifen wir doch endlich auf einem Trümmerfeld ohnegleichen, erschüttert und geläutert von den Krisen eines beispiellosen materiellen Elends, physisch beraubt und innerlich verdichtet, die wahren Zeichen der Zeit und damit einen geschichtlichen Auftrag von einer inneren Größe und Weite, um die ein Prometheus das Geschlecht der Lebenden beneiden könnte!

## Ameisenstaat oder Sintflut?

„Nein, wir können es nicht begreifen. Mit siebzehn Jahren kamen wir von einer weniger als mittelmäßigen Schulbank zum Militär. Fünf Jahre lang wurden wir, niedergehalten von einem geistlosen, sadistischen Befehlsorgan, gezwungen, Krieg zu führen. Die meisten von uns blieben draußen, wir sind zurückgekommen, aber doch nicht eigentlich hier, nicht oder noch nicht „zu Hause“. Wir werden mit Begriffen überschüttet, die wir nie gehört, geschweige gekannt haben. Und bei all diesem Elend sollen wir uns dann auch noch sagen lassen, wir, ausgerechnet wir trügen für alle Greuel der jüngsten Vergangenheit die 'Schuld.'“

So lautete das Bekenntnis eines jungen Studenten, der sich ehrlich müht, mit sich und der seltsamen Welt, in die er sich freiwillig nie hineingeboren hätte, fertig zu werden. Er hadert mit dem Schicksal, möchte wissen, warum er nicht in Kalifornien zur Welt gekommen sei oder auf dem Mond. Aber alles Hadern, das hat er längst eingesehen, nutzt nichts. Wenn ihm nur die Neunmalklugen von heute nicht so viele Hürden bauen und Kreuzworträtsel aufgeben würden!

Es ist gar nicht so leicht, auf solche Vorhaltungen zu antworten. Wir wollen ja überzeugen, wir wollen klären und nicht vernebeln, noch nachbeten lassen. Da müssen wir uns schon die Mühe machen, die jungen Menschen anzuhören, die Gründe ihres Denkens aufzuspüren und selbst mitzudenken, um ihnen in ihrer Auseinandersetzung mit sich und der Umwelt helfen zu können.

Vergessen wir nicht, daß alle Voraussetzungen zu einem intensiven Gespräch fehlen. Was Logik ist, ist unbekannt, d. h. es fehlt dies Wissen um das Logische, wenn es sich auch empirisch in bestimmten Grenzen durchgesetzt hat. Aber auch die einfachsten Kenntnisse sind nicht vorhanden. Wir dürfen uns nicht, um wahllos einige Namen herauszugreifen, auf Hölderlin, Jean Paul, Rilke oder Descartes, Pascal und Leibniz berufen, sie haben keine Ahnung von solchen Namen, geschweige denn von modernen Dichtern und Philosophen, die in der Vergangenheit emigrieren oder verborgen leben mußten. Was noch viel schlimmer ist: sie kennen den Begriff der Wahrhaftigkeit (= Realität) nicht und erst recht nicht den Mut, sich dazu zu bekennen. Wie soll man aber auch zu dieser Wahrhaftigkeit vorstoßen können, ohne um die Logik und das geschulte Denken zu wissen? Was die Jungen in den vergangenen Jahren an Lesestoff erhielten, war Romantik oder Lüge, beides im weitesten Sinne verstanden. Denn auch was von einigen Klassikern haften blieb, sind nichts als romantische Splitter um irgendeinen chevaleresken Rodrigo.

Aber auch das, was sie wissen, jene falschen Begriffe etwa von Ehre, Treue, Gut und Böse, die man ihnen eintrichterte, das sitzt nicht tief. So viel ahnen sie inzwischen, daß diese Dinge wohl nur oberflächlich, sogar falsch waren. Man sollte den Mut haben, diese Leere zu begrüßen, anstatt zu beklagen, denn viel schlimmer als solcher Nichtvorhandensein wäre ein gefälschter Ballast, wäre an Stelle der fehlenden Bildung eine Bildungseinbildung. Nur wird es höchste Zeit, daß man zupackt und diese Chance nützt. Sie ist übrigens bei

der gesamten jungen Generation gegeben und muß überall genutzt werden. Wenn wir hier aber vornehmlich von den Studenten sprechen, so deshalb, weil der Nachwuchs einer gesunden geistigen und später wieder einmal führenden Schicht um so dringender ist, als die dumme und barbarische Lehre, die den Zusammenbruch Deutschlands herbeiführte, von denen ausging und getragen wurde, die die Möglichkeit hatten, eine höhere Schule oder sogar eine Universität zu besuchen. Somit darf man rückfolgern, daß auch diese Schulen und Universitäten nicht richtig funktioniert haben, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, daß sie so viele Falsch-Gebildete in das deutsche Leben entlassen hätten. Ursache und Auswirkung solcher Fehlleistungen zu untersuchen, soll berufenerem Geist überlassen bleiben.

Hier geht es um die studentische Jugend von heute, über die den Stab zu brechen gleichermaßen dumm, leichtfertig und überheblich wäre. Wenn wir nun auch gewillt sind, aus der Leere den Vorzug des frischen, unbeschwerten Ackers zu machen, so dürfen wir an den markantesten Übeln dieser Jugend nicht vorbeisehen: der mangelnden Menschlichkeit. Was sie draußen „Kameradschaft“ nannten, das verwechseln sie oft mit der Menschlichkeit — obwohl sie überhaupt nichts damit zu tun hat. Der Gedanke, daß der Mensch die vollendetste Schöpfung Gottes ist und auf unserem Planeten eine zentrale Bedeutung als Individuum und als Gemeinschaft hat, wobei aber das Individuum seine Daseinsberechtigung nicht erst, wie es die Nazis und andere Kollektivistten lehrten, durch die Gemeinschaft erhält, dieser Gedanke ist ihnen noch nie „gekommen“. Mit Staunen hören sie Hermann Hesse: „Jeder Mensch ist nicht nur er selber, er ist auch der einmalige, ganz besondere, in jedem Falle wichtige und merkwürdige Punkt, wo die Erscheinungen der Welt sich kreuzen, nur einmal so und nie wieder.“ Von der Richtigkeit solcher Auffassungen müssen jene überzeugt werden, für die ein Menschenleben, nicht mal ihr eigenes, gar nichts, überhaupt nichts zählt, das man ausblasen kann oder „umpusten“, wie sie sagen, ohne daß „man“ oder andere viel Aufhebens davon zu machen hätten. Nun, so hat man es sie gelehrt, und es wird seine Zeit dauern, diese Unmenschlichkeit zu überwinden...

Die Schuld für die fehlende Menschlichkeit liegt nicht bei den Jungen von heute, sie liegt tiefer, in unserer Vergangenheit, in uns allen. Das müssen die hohen Schulen lehren, und zwar in allen wissenschaftlichen Zweigen — oder sie mißverstehen ihre Sendung. Ähnlich verhält es sich mit der deutschen Schuld. Nicht alle Einzelnen sind schuldig, aber die Deutschen in ihrer Gesamtheit müssen sich, wenn sie ehrlich sind, wenn sie ihre Geschichte richtig begreifen und wenn sie einen neuen Weg einschlagen wollen, zu dem „*mea culpa*“ bekennen, unbeschadet des Schuldanteils anderer. Wenn das richtig auseinandergesetzt wird, dann folgen uns auch die Studenten zu diesen Überlegungen. Doch wer setzt es ihnen auseinander? Haben schon in den letzten hundert Jahren in der weltbürgerlich-weltanschaulichen Lehre unsere Professoren, zumal unsere Historiker, durchweg versagt, woher sollen heute diese Kräfte in der benötigten großen Anzahl kommen, wo wir sie so nötig hätten? Wird man ausländische Lehrer einladen und werden sie kommen? Wird man den Mut haben, fähige Kräfte zu berufen, auch wenn sie nicht aus der „Karriere“ sind? Wird es gelingen, das Hinter-

gründige ohne philosophisches Pathos bloßzulegen? Diese Fragenreihe ließe sich endlos fortsetzen. Wer die begreifliche Scheu unserer Jugend vor dem ach so selbstsicheren Intellekt und ihr unbewußtes Verlangen nach tiefer Menschlichkeit erspürt, der weiß, daß diese Fragen nicht der Theorie, sondern der Praxis entstiegen sind.

Es fehlt auch an geeigneter Literatur. Unsere alten Geschichtswerke taugen für diese Aufgaben nicht, kein Ranke, Oncken, Marcks noch andere, wobei auch deren Werke für die Jungen kaum zugänglich sind. Es fehlt vor allem der Zugang zu klaren Darstellungen unserer jüngsten Vergangenheit. Konrad Heidens gescheite und seherische Bücher „Hitler“ und „Ein Mann gegen Europa“ wären in einer Massenaufgabe jetzt wichtiger als manch anderes Buch, das Papier und Verleger findet. Wenn es uns um unsere Zukunft ehrlich zu tun ist, dann müssen solche Bücher eine millionenfache Verbreitung finden, denn es ist nicht einzusehen, daß in der Vergangenheit für die Lüge so viel Papier vorhanden war und die Wahrheit nun an Papierhunger sterben soll.

Unsere Studenten sind überaus wißbegierig und hellhörig dazu. Sie möchten unsere Behauptungen vertiefen können, daß Friedrich II., auch der „Große“ genannt, menschlich tief unter der Kaiserin Maria Theresia stand, daß Napoleon ein genialer Neurotiker war, der sein Volk und sein Land verstümmelt zurückließ und der heute im französischen Volk keineswegs mehr „lebt“; daß Bismarck und Wilhelm II. in gewissem Sinne trotz aller Verschiedenheiten unglückselige Vorläufer von Hitler waren. Und so vieles andere noch mehr. Wer lehrt es sie? Schlimmer noch, sie machen uns den Vorwurf, selbst nicht einig zu sein in diesen Fragen — und sie haben nicht so unrecht. Sie werfen uns weiter vor, selbstgefällig und geschwollen zu sein. Selbstgefällig, weil wir auf allen Gebieten die Schuld immer auf andere schieben. Sie haben die Zeitungsparole, daß der Schlachtruf „die Preußen sind an allem schuld“ dem anderen „die Juden sind an allem schuld“ verwandt erscheine, aufgegriffen. Sie meinen, daß das Elternhaus des Nazismus mindestens die gleiche Schuld habe wie jene Gesellschaft, die später der elenden Mißgeburt gestattete, sich auszutoben. Was nutzt es also, wenn gewisse deutsche Regionen versuchen, die Welt zu überzeugen, sie seien an dem nazistischen Unheil „weniger“ schuld als ihre Brüder jenseits des Flusses? So viel haben sie schon gelernt, daß sie nur den Statistiken glauben, die sie selbst gefälscht haben. Sie nennen es auch selbstgefällig, wenn sich die innere und die äußere Emigration um die Rangordnung streiten, wobei nachgewiesen sei, daß beide keinen greifbaren Erfolg gezeitigt hätten.

Auf der gleichen Linie liege es, wenn diejenigen, die am Sprachrohr unserer Tage stünden, der Jugend mit schönen Worten von Rückkehr zur Ethik und ähnlichem platonische Ermahnungen gäben. Niemand habe den Mut zu sagen, wie die Realität aussehe, und daraus Folgerungen zu ziehen. Wenn man nur einen aus alten Uniformstücken zurechtgebastelten Anzug besitze, wenn man Jahre durch Europa gehetzt worden sei und jetzt nichts sein eigen nenne als seine Knochen und seinen Willen, dann sei es begreiflich, daß man so lange labile Vorstellungen des Eigentumbegriffs habe, als der Magen leer sei und anderenorts mit dem Besitz gepaßt würde. Was man heute als soziale Selbstverständlichkeit betrachte, habe man vorgestern noch sozialistisch genannt. Ob

nun das meist immer noch rückständige soziale Gewissen von heute nicht auch noch entwicklungsfähig sei?

Sogar die Kirche, die auf unsere Jugend eine große Anziehungskraft ausübt, wird in diese Betrachtung mit hineinbezogen und die Forderung nach der sozialen Kirche erhoben. Hier entstehen ohne äußeren Bezug Gedankengänge, die schon vor vielen Jahren in Spanien und Frankreich aufkamen, in Spanien dann wieder unterdrückt und in Frankreich inzwischen anerkannt wurden: der Übergang von der episkopalen zur sozialen Kirche. Für den Studenten stellt sich das simpler dar. Er will nicht von oben herab belehrt werden, daß alles anders ist, als er es sich denkt, er will keine selbstgefälligen Wortprägungen und Zitate, noch will er sich einladen lassen, „bei den Klängen feierlicher Orgelmusik die drückenden Sorgen des Alltags zu vergessen“, da für ihn Alltag gleich Alltag und Musik gleich Musik und kein Opium ist, sondern er will ein mitfühlendes und mithandelndes Herz, so wie Christus es gelehrt hat: Mag auch der Studentenpfarrer diesem Vorbild entsprechen, wie aber sieht es um ihn herum, zumal nach oben hin, aus? Sie kennen sogar einige junge Geistliche (zwei waren jahrelang im KZ), die das rechte Wort und die gültige Tat fanden — aber sie stießen bei den behäbigen Gemeinden und ihren älteren Amtsbrüdern auf eisige Ablehnung. Haben, so fragt ein junger Mediziner, nicht sogar jene Politiker von 1918 bis 1933, die heute wieder auf-erstanden sind, insofern versagt, als sie den Nationalsozialismus nicht verhindert haben, und trägt also die ältere Generation uns Jungen gegenüber nicht ein gerüttelt Maß Schuld? Diese lastenden Beobachtungen unserer Studenten scheinen gar nicht so fehl zu gehen ...

Dem geschriebenen Wort wird „Geschwollenheit“ vorgeworfen. Damit ist nicht die wulstige Phrasendrescherei von gestern etwa gemeint, die auch heute noch keineswegs allenthalben überwunden ist und manchmal noch, zumal bei Parteirednern, wackere Urständ feiert. Nein, dieser Vorwurf soll die gescheite Ausdrucksweise treffen, jene gewundenen Sätze, jene gewollt akademische Diktion, die gesuchten gedanklichen Labyrinth, kurzum, jene faltenreiche Draperie des Ausdrucks, die da leuchten will: seht mal, wie gescheit ich bin! Warum auch immer im Gleichnis reden? Soll man doch die Not Not und den Hunger Hunger nennen! Sehen wir uns daraufhin einmal unsere neuen Zeitungen und Zeitschriften an, und wir werden öfter an unsere Brust schlagen müssen.

Niemand habe Zeit, sich intensiv mit der Jugend von heute zu befassen. Und wenn es schon geschähe, dann mißglücke der Versuch — weil alle, die heute regieren oder das Wort führen dürfen, Männer von vorgestern seien, solche, die noch die Zeit vor dem ersten Weltkriege erlebt hätten und bewußt oder unbewußt noch davon träumen würden.

Nun, es ist nie allzu schwierig, unsere Studenten mit vielen solcher Behauptungen in die Enge zu treiben und ihnen zu beweisen, daß manches gar nicht stimmt oder aus der Nähe betrachtet anders aussieht. Sie sehen auch schließlich ein, wie ungeheuer schwierig es ist, ein geschlagenes, am Boden liegendes Land, das seine Souveränität verloren, in einer problemgeladenen Welt zu regieren, zumal die verschiedenen Militärregierungen noch ihr gewichtiges

Wort zu sagen hätten. Dann aber ergibt sich als Abschluß solcher Auseinandersetzungen meist eine merkwürdige Reaktion, die zwischen dem Wunsch schwankt, auch noch den Rest zu zerschlagen, alle „Würdenträger“ von ihren Sesseln herunterzuklopfen und eine Anarchie zu schaffen oder dem anderen, so schnell wie möglich nach Kanada, Australien oder Asien auswandern zu können.

In dieser Reaktion wird der gefährliche Bruch bei unserer Jugend deutlich. Hier zeigt sich wieder das Fehlen des Muts zur Realität oder Wahrhaftigkeit, ein Mut, der, wie wir eingangs zeigten, in Deutschland nie sehr verbreitet war und erst recht nie gelehrt wurde. In Zeiten echter Not ging der Deutsche, anstatt nüchtern die Not zu betrachten und Stein auf Stein aufzubauen, um sie zu überwinden, bildlich gesprochen meist in seine Wälder, um die blaue Blume zu suchen . . . Solchen seltsamen Gefühlen verdankten manche Abenteurer und Unterdrücker unseres Volkes ihre Chancen. Nicht zuletzt die Nazis.

Um den jungen Freunden klarzumachen, um welche Gefühle es sich dabei handelt, gebe ich ihnen eine an der Jahreswende 1942/43 geschriebene Antwort auf die Übersendung eines Büchleins gesammelter Briefe eines Gefallenen zu lesen. Der im Osten verblutete Soldat, dessen Briefe auf schönem Büttenpapier gedruckt wurden, entstammte einer alten angesehenen oberbayerischen Beamtenfamilie; er war 44 Jahre, als er seinen seltsamen Lebenstraum für immer austräumte. Um seinen jungen Kameraden, der diese Briefe begeistert fand, vor der gefährlichen Geisteshaltung des In-die-Weite-Schweifens und vor falschen Begriffen zu warnen, erhielt er folgende Betrachtung:

„Bei den Briefen Ihres Freundes handelt es sich um ein phänomenales Dokument, das als Prototyp einer gewissen Geistesschicht gelten darf und in einer seltenen Weise entschleiern wirkt. Das Büchlein kam just im rechten Moment. Der Krieg zwingt einen jeden, seinen Standpunkt klarer zu umreißen, als es in ruhigen Zeiten notwendig ist. Man muß wissen, wo man steht, um fest zu stehen und nicht von dem gefährlichen Sturm der Zeit fortgeblasen zu werden. Bei dieser Standortfeststellung halfen mir die Briefe Ihres Freundes in ungeahnter Weise. Meine Welt wurde schärfer umrissen und klarer — dadurch, daß er mir die andere, s e i n e Welt so überdeutlich zeichnete.

Ich bin ganz abendländisch geformt. Da sucht man seine Welt in sich und richtet sie dort geistig auf. Das Allzumenschliche interessiert, und die Menschlichkeit (humanitas) steht am Anfang des Seins. Religion ist Bescheidung unter höheres Walten und damit Kraft zu sich selbst. Dank geistiger Haltung paßte man in die Zeit und in die Verhältnisse, in die man geboren wird. Man meistert beides und läßt dabei seine Gedanken auf goldenen Schwingen in seiner Welt schweben. Flaubert hat das große Wort gesprochen: *Vivre en bourgeois et penser en demi Dieu*. Für die abendländischen Menschen ist das Heim und die Familie der Ankerplatz und die Sehnsucht — nicht die grenzenlosen Steppen; man ist sesshaft und nicht Nomade.

Sie spüren wohl schon, wohin ich ziele?

Ihr Freund plädiert für die andere, mir fremde Welt. Schon im Frieden schreibt er, der Jurist, der Zivilist, anlässlich einer militärischen Übung: Du

weiß, mit welcher Leidenschaft ich Soldat bin. Ich weiß auch, daß man als Soldat seine Pflicht hart entschlossen tun kann. Aber ist man Soldat mit Leidenschaft? Und er bekennt schon 1937: Ich gehöre nicht in diese Zeit und in diese Welt, sondern auf einen starkknochigen, hochbeinigen Gaul, auf eine Höhe am Strom mit dem Blick über Kiesbänke, Altwasser, Flußarme, mit Schilf und Weidengebüsch bewachsene Inseln und einem weiten Himmel über der unabsehbaren Auenlandschaft. Und folgerichtig bekennt er sich 1941 zu dem Bewußtsein ‚des schweifenden Landsknechtums in mir‘. Dabei will er seine Frau überreden, ihm später in den Osten nachzufolgen: ‚Wenn Du das Land täglich vom Rücken eines Pferdes aus sehen könntest, würdest Du wohl gerne bleiben.‘

Aus all dem spricht für mich der Versuch, dem Mahnruf des Gewissens zu einer eigentlichen, konkreten Existenz, zu einem verantwortlichen Dasein auszuweichen in die Schwärmerei der Weite, in phantastische Möglichkeiten auf Pferderücken — was Herr Karl May auf seine Art, aber ungefährlich für die Umwelt, in der sächsischen Kleinstadt abzureagieren wußte. Ist es nicht erschütternd, daß die Granatsplitter im scharfen Schuß, wie Ihr Freund schreibt, ‚eine gewisse Befriedigung‘ in einem Menschen auslösen können? Befriedigung — überlegen Sie das Wort einmal in seiner ganzen Tiefe. So fehlt auch folgerichtig nicht die Forderung nach dem ‚klarsichtig unerbittlichen Herrentum‘. Und er ist überzeugt, daß er nichts hätte tun können, ‚was mehr meiner Förderung und Bildung gedient hätte als die Teilnahme an diesem Feldzug‘. Kein Wunder natürlich, daß für solche Menschen ‚die Religion ein Erzeugnis der Angst‘ ist. Sie leben vom ‚Zauber des Ungewöhnlichen‘, als wenn das stille Leben, der Mensch, das Kind, die Natur, die Welt auch im Aller kleinsten nicht ungewöhnlich genug sei. Deshalb geschieht auch Hölderlin unrecht, wenn er mit Nietzsche auf eine Stufe gestellt wird. Dazu braucht man nur die Briefe von Hyperion an Bellarmin zu lesen, die ein Dokument für das Menschliche und nicht das Übermenschliche sind. Einmal wird in den Briefen eine Ausnahme gemacht. Einmal wird die ‚gußeiserne‘ Linie verlassen, als der russische Winter das Nazi-Lüngengetrommel zu widerlegen beginnt und er am 1. 12. 1941 schreibt: ‚Dieser unumensliche Krieg ist für uns alle eine Schule der Menschlichkeit. Brauchen wir wirklich einen Krieg als Schule der Menschlichkeit.‘ Ist die Welt dazu da, daß die Nomaden, Freischärler oder wie Sie sie nennen wollen, ihre Ekstasik im kriegesischen Rausch und seiner Verwüstung ausleben können, um zum Schluß die Menschlichkeit zu entdecken und damit wie begossene Pudel vor sich selbst zu stehen?

So spüre ich auch die Wollust, mit der Ihr Freund das Gedicht über die Sintflut schreibt und beginnt: ‚Stürz einmal noch den Bau in Trümmer . . .‘ Immer stürzen, immer Trümmer, immer toben, immer handeln um des Handelns willen — und nur nie sich besinnen, sich bescheiden und das Gegebene meistern und formen.

Nun ja, der eine erfüllt sein Dasein mit einem Werk über das Leben der Ameisen, und der andere betrügt sich und seine Umgebung, indem er unermüdlich nach der Sintflut lechzt . . . Das wird auch Ihre Wahl sein: die innere Größe und das vollendete Maß des Ameisenstaats oder die unendliche Maßlosigkeit der Sintflut. Entscheiden Sie sich!“

# Forum der Jugend

Der Schreiber des ersten der nachstehend abgedruckten Briefe ist ein junger Offizier, der im Jahre 1944 als Major in den Generalstab berufen wurde — nach den Grundsätzen früherer Auslese aus dem Offizierkorps und nicht nach nationalsozialistischen Gesichtspunkten.

Der Schreiber des zweiten Briefes war Hauptmann in einer Panzerdivision und studiert jetzt, während der Schreiber des ersten Briefes wegen seiner Zugehörigkeit zum Generalstab noch in Kriegsgefangenschaft verbleiben muß. Wir halten es für unsere Pflicht, den Meinungen dieser jungen Menschen Gehör zu geben und sind der Ansicht, daß es sehr, sehr ernsthaft zu prüfen ist, ob man nicht so viel ehrlichem Willen, klarer, selbst erworbener Einsicht und anständiger Gesinnung, die nicht auf die Briefschreiber beschränkt sind, die Möglichkeit geben sollte, aktiv am Wiederaufbau eines freien und sauberen Deutschlands mitzuarbeiten.

*Die Schriftleitung.*

... Seit Wochen warte ich nun eigentlich schon auf mein kommendes Schicksal in Form meines Abtransportes nach B., und doch sitze ich noch immer wohlgeborgen in Holstein und warte. Ein nicht gerade schöner Zustand, aber bezeichnend für unsern derzeitigen Lebensabschnitt; man weiß nicht, woran man ist, sucht, tastet sich vorwärts, wähet sich am Ziel und weiß im nächsten Moment, daß alles ein Nichts war. Und doch fühlt man in sich die Kraft, hat sich zu einer inneren Klarheit, zu einem Standpunkt gegenüber all dem Vergangenen durchgerungen, möchte arbeiten, möchte gestalten, wieder gutmachen, aufbauen, mitarbeiten an der Gesamtheit, der Menschheit oder wie Sie es nennen wollen! Aber leider geht es uns wie einem Menschen, der durch verwirrte Umstände in ein Verbrechen verwickelt, verurteilt und zu einem Verbrecher gestempelt wird, ohne daß er etwas damit zu tun hat, ohne daß er schuldig ist — nun da er vor aller Welt zum Verbrecher gestempelt ist, glaubt ihm niemand mehr, hält ihn keiner guten Tat für fähig — er muß vor die Hunde gehen, falls ihm nicht ein Einsichtiger eine Chance gibt! Aber ich hoffe und glaube auch fest daran, daß unsere Generation der Krieg mit seinem Jöhlen, der Zusammenbruch und die bittere Erkenntnis über das grausige Ideal, dem wir Jungen in unserem Unverstand, unserer Begeisterung gefolgt sind — trotzdem glaube ich nicht, daß man uns einen Vorwurf machen kann, jeder andere junge Mensch hätte sich in unserer Lage nicht anders verhalten —, so hart gemacht haben, daß wir auch warten können, bis diese Chance kommt, und ich glaube an sie. Unsere Schuld ist eben zu groß, daß man von unseren ehemaligen Feinden nicht verlangen kann, daß sie uns sofort die Hand reichen — aber man sollte damit nicht zu lange warten, um die Schuld nicht auf unsere ehemaligen Feinde zu laden, denn so klein unser deutsches Schicksal im großen augenblicklichen Weltgeschehen ist, ich glaube, man könnte auch unsere Kräfte zu seiner Entwirrung gebrauchen. Aber all diese Probleme harren ja, um mit Ihren Worten zu sprechen, noch einer Lösung, und wir müssen abwarten, ich glaube doch, daß man auch uns noch einmal brauchen wird. Es ist nur bitter

schwer für uns, die wir bisher nichts als Arbeit kannten, ernste, zielsichere Arbeit in einem festen Gefüge, durch all diese Wirren, das erstemal auf uns selbst gestellt, zurechtzufinden. Um so wichtiger halte ich es, daß gerade wir, die wir uns aufeinander nach wie vor verlassen können, in Gedankenverbindung bleiben, ich freue mich daher, daß Sie mir immer so offen schreiben. . . Wir müssen leider noch warten, das hilft nichts, aber wir werden uns schon durchbeißen und mit Haltung ertragen, was uns auch immer angetan werden mag — wir sind geheilt innerlich, aber nicht zerbrochen, sondern gerade durch diese bittere Enttäuschung stark geworden und wir selbst geblieben.

. . . Die Universität und das Studium machen mir sehr viel Freude, die Professoren sind ausgezeichnet. Es ist erfrischend und manchmal ergreifend, mit welcher Universalität des Geistes, jenseits aller nationalen Leidenschaften diese Männer das Wort auch zu Problemen der Gegenwart, wie Kollektivschuld, Abtrennung des Ruhrgebiets usw. ergreifen, und dabei klar und sachlich unter völliger Wahrung der nationalen Würde die Probleme angehen. Der ganze Ton ist viel erfreulicher als in G., er ist nicht reaktionär, sondern hat das unbestimmte Fluidum der demokratischen Freiheit, das uns Deutschen immer gefehlt hat. Es gilt nicht Reaktion und Opposition um jeden Preis, sondern klare Erkenntnis der Dinge und ihrer Gegebenheiten, leidenschaftslose Erörterung ohne Gebrauch von Schlagwörtern, seien sie nun nationalsozialistischer oder neudemokratischer Herkunft, und Suchen nach dem Allgemeingültigen, gerade aus der tiefen Skepsis heraus, die wir Jungen uns anzueignen gezwungen waren. Dabei die Belange Deutschlands, auch eines unterworfenen, verhassten, zerrissenen Deutschlands mit Würde zu wahren und die bleibenden Werte herauszuschälen, die uns auch der gehässigste Ausländer nicht absprechen kann, und uns Jungen in unserer tiefen geistigen und seelischen Not zu helfen, das scheinen sich hier die Professoren zur Richtschnur gemacht zu haben — und nach dem, was ich bisher bemerkt habe, folgt ihnen die Studentenschaft willig. . .

Ich habe jetzt Ernst Wiechert „Das einfache Leben“ gelesen, und ich muß sagen, mich hat nach dem Zusammenbruch kaum ein Buch so beeindruckt wie dieses. Es behandelt ja das Problem, das gerade uns so maßlos angeht, den, ich möchte ihn Gesundungsprozeß nennen, nach dem Kriege. Es liegt viel tiefe Weisheit in diesem Buch, das letzten Endes aber unbefriedigt läßt, weil es keine allgemeingültigen Regeln aufstellt. Wir können nicht alle auf eine einsame Insel gehen, es muß für uns genügen, wenn wir in uns eine einsame Insel bilden, auf der versucht wird, wie im Kriege das Wesentliche zu erkennen und danach zu handeln. Es ist dies für uns viel schwerer als für Euch, da z. B. dem Helden des Buches doch noch viel geblieben ist, was er mit hinüber retten konnte an Idealen, weil Euch damals auch noch das Reich geblieben war, und das Bewußtsein, daß Ihr ehrenhaft gekämpft habt, während man bei uns auf die Frage — Was bleibt? antworten muß — Nichts. Das Reich ist zerbrochen, und wenn der Kampf, den wir an der Front geführt haben, auch ein ehrenhafter gewesen ist, so wird er doch überschattet von der furchtbaren Tragik, unter der die deutsche Wehrmacht stand, von Kämpfen einerseits für die höchsten Ideale jedes

Volkes und andererseits der Deckung der furchtbarsten Verbrechen, die seit mittelalterlichen Zeiten auf dieser Erde verübt worden sind. Da klafft bei uns der tiefe Riß, bei den meisten meiner Kameraden noch mehr als bei mir, weil ich um die Zustände hinter der Front gewußt habe, während die anderen mit reinem Gewissen und tiefer Begeisterung ihre Pflicht getan haben und jetzt plötzlich entdecken müssen, daß sie für eine Verbrecherclique im Feld gestanden haben. Daher resultiert die abgrundtiefe Skepsis der heutigen Jugend aus dem Zusammenbrechen sämtlicher Ideale, und Jugend ohne Ideale ist nicht denkbar. Deshalb auch das stoische Abwarten der heutigen Jugend, das so oft jetzt von Älteren angegriffen wird. Es ist zunächst eine tiefe Verzweiflung, resultierend daraus ein Zweifel an allem, und das ist gut. Zweifeln wir erst einmal an allem, so wird sich mit der Zeit das Wesentliche und Bleibende herausarbeiten, das aber werden wir behalten und dann mit einer unerhörten Wucht, die sich aus dieser gewissermaßen schöpferischen Pause ergibt, verfechten. Man wird allerdings noch sehr viel Geduld mit uns haben müssen, denn dieser Prozeß des Abwägens und der Umwandlung aller Werte ist langwierig, und es liegt auch nicht im Interesse des deutschen Volkes, daß er überstürzt wird. Wir können allen denen, die jetzt fragen, wo die Jugend bleibt, nur das eine zurufen, daß wir Gott sei dank noch nicht so biegsame Rückgrate haben, daß wir am Abend als überzeugte Nationalsozialisten ins Bett gehen und als hundertprozentige Demokraten aufwachen. Bei uns dauert dieser Prozeß etwas länger, er wird aber auch wertvoller und aufrichtiger sein. Wer es nicht glaubt, soll sich die leidenschaftlichen Diskussionen der Studenten anhören. Wir legen allerdings keinen Wert auf Schlagworte, die haben wir im Dritten Reich zur Genüge gehabt. Ist ein „Gesetz zum Schutz von Volk und Staat“ mit Einrichtung von Zwangsarbeitslagern, wie es gestern hier in Bayern herausgekommen ist, nicht eine bedenkliche Reminiszenz? Oder das Bedauern, daß es noch keine politische Polizei wieder gibt? Mir will es so scheinen, als ob die Deutschen zwar sich so langsam die äußeren Merkmale einer Demokratie aneignen, als da sind Wahlen, Vorparlamente usw., daß sie aber in Wirklichkeit noch genau so weit davon entfernt sind wie 1933. Und solange die deutsche Demokratie so von einem Bein auf das andere taumelt und in der Hauptsache aus Schlagwörtern und hohlen Phrasen besteht, liegt kein Anlaß vor für uns, uns einzuschalten. Wir müssen ja erst einmal überhaupt lernen, was man unter Demokratie nun wirklich versteht, wir wissen es ja noch gar nicht, und woher sollten wir es auch wissen? Wir werden abwarten, und man soll uns diese Pause gönnen, denn was wir zu verarbeiten haben, übersteigt manchmal das Menschenmaß, eines Tages werden wir schon wieder da sein, und dann mit unserer ganzen Kraft. Ich glaube, dies ist auch Euch lieber. Ich will dabei gar nicht die Sachen streifen, die uns verletzen: Der Anwurf Kriegsverlängerer, das Hetzen gegen die ehemaligen Offiziere (dieselben Thesen wie im Dritten Reich nach dem 20. 7.), die organisierte Hetze gegen die Universitäten usw. Natürlich sind Auswüchse auf den Universitäten vorhanden, man soll uns aber selber da ruhig wirken lassen, wir werden schon für Ordnung und Sauberkeit sorgen. Nebenbei erzieht man Andersdenkende nicht durch Hinausschmeißen, sondern durch Überzeugung auf geistigem Gebiet (Demokratie), und ich halte es für abwegig und sehr gefährlich, wenn man in der Jugend schon eine Opposition schafft.

# Die jungen Frauen im Garten

## Erzählung

Über die Gärten war die blaue Glocke des Sommers gestülpt, und die hohen Kiefern läuteten sie wie umgekehrte Klöppel sanft im Winde. Insekten stürzten liebessüchtig auf die funkelnde Blumenschar, und das Gelächter von Frauen und Kindern stäubte Freude über die Landschaft.

Die bunte Siedlung schien aus dem Spielzeugkasten eines heiteren Engels genommen und von ihm mit Behutsamkeit in die zierlichen Gartenbuketts gestellt. Einzelne Wohnkästchen waren noch mit besonders fröhlicher Farbe angepinselt, zart-grün und zart-gelb wie Ellens und Marions Zwillingshäuschen, die nebeneinander in trotziger Bescheidenheit den Entschluß ihrer Besitzerinnen verkündeten: das Leben zwar in Atemnähe der Großstadt zu verbringen, dennoch in ständiger Berührung mit Erde und Sonne — Wachstum- und Vergehensrausch der Pflanzen. Danach hatten sie auch ihre Berufe frei von einengenden Bürostunden gewählt. Marion war Modezeichnerin, während Ellen mit den Siedlerfrauen und ihren Kindern Gymnastik übte.

Heute aber gönnten sie sich einen Ferientag, denn sie erwarteten Gäste: zwei junge Männer, die der Erwerb nur selten aus den Fängen der Straße entließ und die jede Entzückung der Natur den bescheidenen Gärtchen ihrer Freundinnen dankten.

Ellen sonnte sich feiertäglich im Liegestuhl mit leisem Herzpochen der Vorfreude, von der trägen Wohligkeit des morgendlichen Gartens durchströmt. Eine Flocke von Staubfäden trieb vorüber, die Vögel schwatzten selbstvergnüglich im Gebüsch. Über die Gipfel der Kiefern schnurrte ein Flugzeug, ein metallenes Luftgespann: grau, hart, starr. Vielleicht dreitausend Meter höher schwebte durch das Blau des Sommers ein silberner Geschwistervogel, lautlos, winzig, sehnsuchterregend.

Die beschauliche Stille wurde jäh vom Telefon durchschirillt. Ellen sprang in langen Sätzen zum Apparat, der wie ein Hauswächter an der Schnur lag und ins Freie hinausbellte: Um sechs Uhr, nein, besser um acht Uhr, er müsse noch eine eilige Arbeit erledigen. Die Stimme des jungen Mannes klang unpersönlich und körperlos. — Spreche ich mit einem Geist oder mit einer Maschine? fragte sich die junge Frau. Es gelang ihr gerade noch, ihre aufblühende Herzlichkeit zu unterdrücken und ebenso nüchtern zu antworten: Ja — also um halb neun Uhr abends würde sie noch einmal anrufen. Damit legte sie, halb erfreut und halb enttäuscht wie stets, den Hörer nieder, schlenderte mit betontem Gleichmut zu ihrem Ruheplatz zurück und versuchte sich wieder in ihre linde Gedankenlosigkeit einzuträumen, aber die wachgerissene Sehnsucht gönnte ihr keinen Frieden mehr.

„Bist du im Garten, Ellen?“ Über das niedrige Gesträuch, das ihre Besitztümer trennte, beugte sich ein schwarzer Kopf, duckte sich und kroch durch

das sperrige Heckenloch ein. — „Ich fürchtete schon, Christian hätte wieder abgesagt.“

Ellen wollte eine kecke, zurechtweisende Antwort geben, doch erstarrte sie sogleich betroffen.

Die schmale Schwarzügige warf ihr einen hastigen, aufgestörten Blick zu. Ihre dunklen Augen, die in bläulichem Weiß schwammen, waren von Schrecken lichtblind. Sie tastete mit den Fingern an den Blusenknöpfen, legte plötzlich den Kopf in den Nacken und schluchzte. Dabei verzog sich ihr Gesicht zu einem schmerzhaften Lächeln. „Warst du schon einmal auf einer Unfallstation?“ fragte sie mit hoher, fremder Stimme, während die dünnen Finger die Knöpfe losließen und sich heftig ineinander verkrampften.

Ellen sprang auf. „Nein! Doch, einmal als Kind, ein Radfahrer hatte mich angefahren —.“

Marion maß sie mit empörter Erbitterung: „Angefahren, ja, als Kind — nicht überfahren! Komm mit —“ Sie begann den Verschuß am Rock hochzureißen, bückte sich und knüpfte die Bänder der Schuhe. Ellen sah, daß sie zweierlei Strümpfe trug, sie hatte sich wohl in der Eile vergriffen.

„Wart einen Augenblick! Ich zieh' mich rasch an, ganz rasch!“ Ellen sprang unter der Markise ins Haus, durchquerte mit fliegenden Schritten den Kaminraum und stand in der Schlafkammer, die einer riesigen kretenbezogenen Schachtel glich. Sie riß sich die geblühte Hose herunter, zerrte die Bluse über den Kopf — in sieben Minuten fuhr der Autobus zur Stadt. „Wir erreichen ihn noch“, rief sie durch das Fensterkästchen ins geöffnete Gitterfenster des Nachbarhauses, das nur durch eine Staudenreihe blauleuchtenden Ritterspornes von ihr getrennt war. Sie streifte sich ein Kleid über, ein dunkles, nach kurzem Überlegen, bürstete das Haar zurecht und drückte den Hut etwas schief in die Stirne. Handschuhe, Handtasche, Geld darin? Genügte fünf Mark? Nein, lieber mehr, ein Zwanzigmarkschein lag in der Schreibmappe, für ungewöhnliche Fälle vorgesehen. Sie steckte das raschelnde Papier ein und stob hinaus. Liegestuhl draußen stehen lassen, Markise nicht aufziehen, aber das Gitter vor die Tür zum Garten fallen lassen, vorn die Tür schließen.

Marion stand schon auf der mit Baumstecklingen bepflanzten Straße. Sie rannten wortlos zur Haltestelle, winkten, riefen. Das Untier schnaubte. Der Schaffner streckte ihnen schläfrig-hilfreich den Arm zum Aufsprung entgegen. Sie ließen sich auf die nächsten Sitze fallen.

Der Autobus war leer. Allein die Hitze füllte ihn mit wattiger Schwere, der Schweiß trat Ellen auf die Stirn. Sie zog das Fahrgeld hervor und begann sich gewohnheitsmäßig zu pudern. Halb neun anrufen, dachte sie flüchtig, vielmehr klang es in ihr von einem Gespräch nach, das lange Zeit zurücklag. Der Schrecken des Miterlebten hatte sie vom eigenen Hoffen oder Bangen losgerissen. Sie trieb im Strom eines fremden Schicksals, zitternd, aufgeführt und fast wie Marion taub und blind gegen die Umwelt.

Der Autobus schob sich wie ein Urwaldelefant durch grün verwachsene Wege. Der Schaffner döste an die Haltestange gelehnt, der Fahrer hatte die dicke Jacke geöffnet, die Mütze aus der roten schweißigen Stirn geschoben.

Die jungen Frauen sprachen nicht. Sie rührten sich auch nicht. Sie saßen etwas geduckt mit fassungslosen Gesichtern und leicht geöffneten Mündern. Kein hilfreicher Gedanke sprang durch ihre Seele — keine Hoffnung auf Rettung belebte sie. Der Rammbock einer bösen Überraschung hatte ihre tapferen, kleinen Existenzen gegen ein düsteres ungewisses Etwas gedrückt, und sie erwarteten wehrlos den letzten vernichtenden Schlag. Marions Kinderhände mit den mondänen blutroten Nägeln ruhten krampfhaft gefaltet im Schoß. Ellen legte ihre feste frauliche Rechte lindernd darüber.

„Wohin fahren wir?“ wollte Ellen wissen, es fiel ihr schwer, das Zentnergewicht der Frage über die trockenen Lippen zu fördern.

Marion schreckte zusammen und senkte den Kopf. „Zur Charité — wenn wir ein Taxi nehmen könnten.“ Gleichzeitig bemerkte sie ihre leeren Hände, sie hatte die Tasche vergessen. Ellen stand sofort auf, froh, der Bedrückung, wenn auch nur durch eine geringfügige Handlung, zu entfliehen. „Wo ist der nächste Taxistand?“ fragte sie mit ihrer tiefen Stimme den Schaffner. Der schreckte leicht auf aus seinem Hitzedämmern, verwundert, daß ein so dunkler Klang aus einem so blonden Gesicht stieg: „Fahren Sie am besten mit bis zur Heerstraße. Schneller geht es doch nicht, der Weg ist der gleiche.“

„An der Heerstraße steigen wir aus und nehmen einen Wagen.“ Ellen strich tröstend über Marions Arm. „Wer hat dich denn benachrichtigt?“ fügte sie hastig hinzu, als wollte sie ihren Worten mit der Schnelligkeit des Atems das Gewicht nehmen.

„Eine Schwester — und dann habe ich auch mit dem Arzt gesprochen.“ Marion zuckte mit den Schultern. Ihre Stimme verkroch sich: „Will hatte einen Zusammenstoß. Werden sie mich überhaupt vorlassen? Wir sind doch nicht einmal verlobt —“

Ellen stürzte das Blut zum Herzen. „Natürlich werden sie dich zu ihm lassen. Sie hätten dich ja sonst nicht gerufen. Woher wußten sie denn deine Nummer?“

Marion hob den Blick und sah die Freundin mit so verzweifelter, gläubiger Inbrunst an, daß Ellen der Atem wie abgeschnürt war und sie sich mit zitternder Hand an die Kehle faßte.

\*

Das Zimmer schloß sich mit weißer Kühle um den Gestürzten. Wenn ihm die Schlacht der Schmerzen, die in seinem Körper tobte, Sekunden eines flüchtigen Stillstandes schenkte, erfüllte ihn ein unsäglich heiteres Glück. Er schwebte im Kern einer Pustebume, deren flaumige Flugsamen ihn gleich winzigen Schirmchen hochhoben und davontrugen. Durch den rohen Zustoß des Lastwagens, der in einer unübersichtlichen Wegbiegung ihn und sein leichtes Wägelchen mit furchtbarem, unausweichlichem Schwung überfahren und unter seiner Wucht und Masse zerdrückt hatte, war er ruckartig aus dem Zusammenhang seines mühsamen Lebens in die selige Traumwelt der längst vergessenen, ländlichen Kindheit zurückgeschneilt worden. Nicht die leiseste Erinnerung band ihn noch an die zermarternde Drangsal des Alltags, an das qualvolle Zerstampfen von Stunden, Sonnenaufgängen und blassen Mond-

abenden in boshafter Arbeitshast. Er fühlte sich frei, entronnen. Ein hufeisenförmiges Grasstück weitete sich um ihn, eine Amsel mit schwarz glänzendem Gefieder saß unbeweglich zwischen den Buschrosen, hob jetzt äugend den Kopf und flog auf, wobei sie im Flügelschlag eine volle Blüte entblätterte. Die Erinnerung streifte ihn zart — da brachen mit grellen Kampfsignalen die Heere der Schmerzen mit frisch gesammelter Kraft wieder gegeneinander vor.

„Hat sie versprochen, sofort zu kommen? Es ist schon eine dreivierteil Stunde her. Ist es eigentlich seine Frau oder seine Braut?“

Der Arzt füllte die Spritze aus einer gläsernen Ampulle, die ihm die Schwester reichte.

Der tödlich Verunglückte stöhnte schwach, der Arzt deckte die zerschmetterten Glieder behutsam wieder zu. „Das Herz ist stark; trotzdem, wenn sie sich nicht sehr beeilt —“

Die Schwester konnte einen leichten Tadel über die Empfindsamkeit des Assistenten nicht unterdrücken. „Der Weg ist weit“, erklärte sie sachlich, „die junge Dame wohnt in einer Siedlung bei Glienicke.“

„Entsetzlich“, murmelte der Arzt. „Und dem Lastwagenfahrer ist nichts geschehen. Er hatte sich durch eine Panne verspätet und wollte den Zeitverlust wieder einholen.“

Die Schwester sah ins Leere.

Da hob der Sterbende seinen Gesang an mit einem undeutlichen Gesumm, das jäh zu aufbrausender Gewalt answoll. Den jungen Assistenzarzt und die ergraute Pflegerin ergriff eisige Lähmung. Der Arzt besann sich bestürzt, daß der zerstörte Körper erfahrungsgemäß nicht mehr die Kraft haben sollte zu solch tönendem Ausbruch. Und die Schwester gestand sich betroffen, noch nie einen ähnlich jubeldurchbehten Abgesang vernommen zu haben. Sie erzitterte, und Unsicherheit über die stets anerkannte Zweckmäßigkeit des Todes befahl ihr hornhäutiges Herz.

„Vierundachtzig“, sang der Sterbende, und die Lust bald erfüllter Sehnsucht überwehte seine Züge. „Dreizehn — neunundsechzig“, er strömte in diese Zahlen den letzten todesgeschwellten Triumph seines irdischen Daseins. Er hauchte Silbe nach Silbe in zärtlichem Liebesbemühen, er wartete mit hochgespannten Brauen, um dann, als hätte er eine Antwort erhalten, in ein sieghaftes Gedröhn auszubrechen. Er sang mit den Zahlen die rührende Gnade, die ein bescheidener Grasfleck einem ausgedörrten Stadtgeschöpf schenken kann. Er verkündete schluchzend vor Dankbarkeit den schmeichelnden Duft der purpurnen, veredelten Wildrosen bei Nacht. Er pries die Traulichkeit glühender Fichtenkloben im Kamin, wenn der Regen abkühlend auf Rasen, Amseln und Rosen-gerank herabbrach.

Das Lied riß ab, Arzt und Schwester blickten sich unsicher an. „Es ist die Glienicker Nummer“, flüsterte die Schwester mit rauher Stimme. —

„Wenn sie nur bald hier wäre.“ Dem jungen Arzt war todestraurig zumute; Er wagte nicht, nach dem Patienten hinzusehen.

Der junge Sterbende, dessen Stirn von Blut und Schweiß überronnen war, lauschte mit angespannten Sinnen. Unruhe flüchtete über sein verklärtes Ge-

sicht, dann beugte sich ein Lächeln gütig zu seinem Mund herab, etwas Dunkles, Warmes huschte zu ihm heran, legte sich ihm wie eine zarte Wolke auf die Brust, schmiegte sich mit sanftem Ersticken um seinen Hals. Er war sicher, wenn er die Augen öffnen würde, müßte er das Liebliche, das sich ihm lindernd zudrängte, erkennen. Aber er war von einem nie gekannten Glück so erfüllt, daß er sich nicht zu rühren wagte, aus Furcht, er könnte es durch eine unvorsichtige Bewegung verscheuchen. In sein wattiges Inneres drängte die Strahlenkraft schwarzer liebeserfüllter Augen, die in bläulichem Weiß schwammen und ihm wie dunkle Sonnen leuchteten.

Das Lächeln zögerte noch eine Weile in den Mundwinkeln, dann glitt es über das Kinn hinab. — —

Vor der Unfallstation der Charité hielt ächzend ein Taxi. Zwei junge Frauen sprangen heraus. Die größere, ältere zahlte, während die zierlichere mit angestelltem Gesicht durch die schwere Pforte eilte.

Die Empfangsschwester führte Marion mit besessenem Mitleid an die Tür eines abseits gelegenen Zimmers und klopfte behutsam. Eine mächtige Frau mit massigen, starren Zügen öffnete. „Vierundachtzig-dreizehn-neunund-sechzig?“ fragte sie und trat zurück.

Marion versuchte ein Zeichen der Zustimmung zu geben, da erblickte sie in den Kissen des weißen Metallbettes ein hoheitsvolles junges Gesicht. Aber das ist er doch gar nicht, wollte sie erlöst rufen, da erfaßte sie die jähe Gewißheit von der schöpferischen Gewalt des Todes, die selbst dem noch unfertigen Geschick den meisterlichen Ausdruck der Vollendung leiht.

Der Arzt wartete angstvoll, daß sie zusammenbrechen würde; aber die junge Frau ging mit vogelleichten Schritten zu dem Toten, beugte sich über ihn und schaute ihn unverwandt an. „Das bist du? Aber ich erkenne dich ja nicht wieder!“ — Ein maßloses Staunen ergriff sie und trug sie über die Entsetzenssekunde hinweg. Sie wollte seine Hand fassen, wagte aber nicht, die schützende Decke aufzuheben.

Als Ellen den weißen Raum betrat, fand sie Marion immer noch über Wills edles Totengesicht gebeugt. — So sehen sie also aus, wenn sie die Drangsal hinter sich haben, dachte Ellen unwillkürlich, und die Vorstellung durchschloß sie, welches Gesicht wohl ihr Geliebter offenbaren würde . . . Hastig trat sie zu Marion, umschlang die dünne Gestalt. Ihre Berührung weckte die Freundin, sie schnellte zurück und fiel wie Asche zusammen.

Der Arzt und die Schwester empfanden beinahe eine befriedigende Erlösung bei ihrem natürlichen Zusammenbruch. Die blonde junge Frau hingegen schien widerstandsfähig genug zu sein, um die sachlichen Notwendigkeiten eines Sterbefalles ordnen zu können. Gut, daß sie mitgekommen war.

\*

Am Abend schwelte trüber, rosa Dunst aus den Schluchten der Stadt. Die Menschen zogen, klebrig von Schweiß und Widerwillen gegen ihr versteinertes, auswegloses Dasein dahin. Trotz künstlichen Aufputzes glichen die Frauengesichter welkenden Rosenblättern. — Die Autobusse, die in die Vororte, bis hinaus in den grünen Ring der Siedlungen ratterten, waren noch bis Mitter-

nacht überfüllt. Die Strandbäder schwärmten über von Erholungssüchtigen, die sich mit den Arbeitskleidern die Alltagschülle von der Seele zogen. Aus Wäldern, vom Uferrand stiegen trunkene Schreie der Befreiung, und ein erregtes Geflüster durchschlang das Gebüsch mit Girlanden einer hitzig aufblühenden Lust.

Der Schaffner riß die Scheine ab und ließ sich die Münzen wie zum Spaß aus der metallenen Hülse in die Handfläche springen; als er der Blonde den Rest zurückgab, stutzte er. Das Tausend-Gesichter-Kaleidoskop, das sich von morgens bis nachts um ihn drehte, stockte einen Augenblick: er erkannte sie. Sie war heute Mittag in der sengendsten Stunde mit ihm zur Stadt gefahren in Begleitung einer zierlichen Schwarzköpfigen. Jetzt kehrte sie allein zurück, falls sich das leblose Menschenbündel in der Ecke des Wagens nicht doch noch als die dunkle Gefährtin zu erkennen gab. Er war ein teilnehmender Mann, und die Not der beiden jungen Frauen, die nach seinem schlichten Begreifen ungetrübt in ihren verwünschten Häuschen wohnen sollten, stimmte ihn traurig. Er hätte gern ein beruhigendes Wort gewagt, als er die Haltestelle ausrief und die tatkräftige Blonde mit der tiefen Stimme ihre zarte Freundin aus dem Innern des Wagens mehr schleppte, als daß die Erkrankte selbständig gegangen wäre — aber es blieb ihm nur so viel Zeit, ihnen fürsorglich beim Aussteigen behilflich zu sein.

Marions Knie waren aus Watte, die Beine aus Werg; sie baumelten hin und her, während ihr Oberkörper schlenkernde Bewegungen vollführte und der Kopf im Kreise taumelte. Sie gab sich Mühe, ernsthaft geradeaus zu gehen, aber es gelang ihr doch nur, verzweifelt an Ellens hohe Gestalt geklammert, mitzuschlüpfen, viele Schritte sogar von ihr in der Hüfte umgefaßt über dem ausweichenden Boden zu schweben.

„Du wirst bald schlafen“, tröstete Ellen sie, „ich bringe dich gleich zu Bett.“ Sie hob sie mit dem rechten Arm immer wieder halb in die Höhe, während sie mit dem linken Arm den zuckenden Oberkörper an ihre Brust drückte. So schritten sie mühselig durch die hitzeverqualmte Nacht. Die Kühle, die schüchtern aus den Wiesen wogte, der kräftige Duft des Gesträuchs hatte den Brodem des Tages noch nicht überwunden. Es war gegen zehn Uhr, und erst einige matte Sterne glitzerten verloren im tönenden Blau des Abendhimmels.

„Wenn du mich allein läßt, werde ich gleich wieder ganz wach sein“, flüsterte Marion angstvoll und stolperte. „Du mußt bei mir bleiben, die ganze Nacht, — ich habe Angst.“ Sie begann leise zu weinen.

„Ja, ja“, sagte Ellen beruhigend, „lieg nur erst im Bett, dann gebe ich dir ein Pulver, und du wachst erst auf, wenn ich dich wecke.“ Sie lehnte Marion vorsichtig gegen die niedrige Hauswand und holte aus ihrer Handtasche den fremden Schlüssel. Wie gut, daß ich ihn immer an meinem Bunde trage, stellte sie befriedigt fest. Dann führte sie Marion geradeswegs in die Schlafkammer, die ihrer eigenen wie einem Spiegelbild glich, legte die Freundin auf das Bett, ging zurück und schloß die Haustür.

\*

Im Liegestuhl des Nachbargärtchens rührte sich ein Schläfer bei dem dumpfen Schlag. Er blinzelte in die Dunkelheit und sog mit wollüstiger Zufriedenheit

den Geruch des Grases ein. Erst allmählich besann er sich, wie er hierher gekommen war und zu welchem Zweck. Er erhob sich in ärgerlicher Verwunderung, daß Ellen noch immer nicht heimgekehrt war, sondern nur Marion, wie er jetzt an ihrem hell erleuchteten Fenster erkannte. Wenn er nicht fürchten müßte, ein zärtliches Zusammensein mit Will zu stören, würde er sie fragen, ob sie nichts von der Freundin wisse, mit der er sich doch um halb neun verabredet hatte.

Der junge Mann reckte die schlaksigen Glieder und schob sich ordnend die blonde Haarwelle aus der Stirn. Das Heckenloch, durch das heute vormittag Marion geschlüpft war, überstieg er mit seinen langen Beinen. Er machte ein paar behutsame Schritte über den Rasen, dessen Nachgiebigkeit er trotz des Leders in der nackten Sohle zu spüren glaubte.

Überrascht hielt er inne. Er blickte durch das Fenster in die erleuchtete Kretonschachtel und erkannte Ellen, die auf die weinende Marion tröstend einzusprechen schien. Ein dumpfes Wortgeräusch drang zu ihm, doch verstand er nichts. Marion mußte krank sein. Er spürte es an ihrer hilflosen Haltung und an dem von sachlicher Güte beherrschten Gesicht Ellens. Darum, also hatte sie ihn nicht angerufen; er grollte nicht mehr, als er beobachtete, wie sie sich zu der halb liegenden Marion hinabbückte und ihr Schuhe und Strümpfe auszog. Eine eigentümlich beklemmende Zärtlichkeit erfaßte ihn. So hatte seine Mutter die jüngere Schwester an Wintermorgen geweckt, wenn die Schulzeit drängte. Der Ausdruck mütterlicher Hilfe war der gleiche.

Seine Aufmerksamkeit verdichtete sich. Er war begierig, wie das Mutter-Schwesterspiel weiterginge. Würde Ellen der Freundin das Nachthemdchen vom schlafwarmen Körper ziehen, sie sacht mit Hemdchen und Höschen bekleiden, das kleine Tagscheue dann mit ermunterndem Zuspruch zum Wasserbecken führen, ihr mit dem Schwamm über das Gesicht, das dünne Hälschen fahren, mit weichem Läppchen ins Gehäuse der Ohrmuschel eindringen, um sie dann mit kräftigem Abrubbeln fröhlich aufzuwecken?

Der Zuschauer erlebte das Erinnerungsgesicht mit solcher Intensität, daß er fast erschrak, als Ellen der kranken Marion jetzt behutsam das Kleid von dem zarten Körper zog, sie zum Waschbecken führte, ihr mit dem bunten Läppchen über das Gesicht und den dünnen Hals strich, sie dann mit aufmunternder Heftigkeit abrieb. Sie schlug die leichte Decke zurück, holte das blumige Nachthemd hervor — Christian sah zur Seite und lächelte schamvoll. Er wußte genau, mit welcher weichen, mütterlicher Gebärde seine Geliebte nun die Tageswäsche vom Körper der Freundin streifen würde und wie sorglich sie der leise Taumelnden das Nachtkleid überziehen würde. Eine süße, nie erlebte Sehnsucht stieg in ihm auf. Mutter und Geliebte gingen ineinander über zu einer Gestalt warmer behütender Vertrautheit. — Als er den Blick wieder zurückwandte, war Marion schon hintenüber gesunken, das Zimmer verdunkelte sich.

Der junge Mann hatte ohne Ungeduld gewartet. Er hätte Ellen gern so gleich eine innige Liebkosung gesagt, aber als sie jetzt in den Garten hinaustrat und vor glücklicher Betroffenheit über seine unerwartete Erscheinung stehen

blieb, vermochte er ihrer beider Erregung nur mit einer längst überflüssig gewordenen, törichten Bemerkung zu überspringen.

„Du hast mich hübsch lange warten lassen“, begann er zur Begrüßung und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Du bist es?“ Ellen sah ihn an, als wollte sie in weiter Ferne eine Gestalt erkennen. Plötzlich aber rückte das ferne Bild heran, stand greifbar vor ihr. „Christel“ — sie lehnte den Kopf zur Seite, daß ihre Wange seinen Handrücken streichelte.

„Da bin ich herausgefahren — warte schon eine Stunde. Aber es ist schön kühl hier —“ Er wurde verlegen. Den kurzen Erschöpfungsschlaf, in den er wie in einen Schacht gestürzt war, mochte er ihr nicht eingestehen.

„Hast du schon Abendbrot gegessen?“ fragte sie mechanisch. Seine unerwartete Nähe begann sie mit sanftem Schwindel zu erfüllen.

„Laß nur, ich hab gar keinen Hunger.“ Er log, und sie war ihm dankbar dafür. — Sie standen dicht beieinander und hielten im Sprechen inne. Er hätte sie gern geküßt, aber er fühlte sich schuldbewußt, daß er nicht die Nacht über bleiben konnte, sondern mit dem letzten Autobus zurückfahren mußte. Er hielt es für anständiger, ihr diese Enttäuschung zuerst zu bereiten, vielleicht überwand sie sie rasch.

Ellen entgegnete nur: „Also knapp zwei Stunden“, ging an ihm vorbei in den eigenen Garten und ließ das Gitter vom Wohnzimmer hochschnappen. „Einen Augenblick —“ Sie trat ein, knipste Licht an. Der Raum erschien ihr sinnlos mit seiner intimen Behaglichkeit. Die Uhr auf dem Kamin zeigte unerbittlich die drohende Abfahrtszeit. Kaum eine Stunde — so ging das seit Jahren; sie preßte die Zähne zusammen. Und in einem Anfall von Rachsucht wandte sie sich mit einem Ruck zu ihm zurück — während er unschlüssig auf den Steinen vor dem Eingang stehengeblieben war: „Will ist tödlich verunglückt. Ein Lastwagen hat ihn überrannt.“ Dann durchquerte sie das Zimmer festen Schrittes und schloß die Schlafschachtel hinter sich. Sie nahm den Hut ab und strich leicht massierend über die rote Druckstelle schräg auf der Stirn. Sie ließ sich das kühlende Wasser über die heißen Hände rinnen, darauf zog sie die Schuhe aus und streckte die Füße in Sandalen. Einen Moment sah sie zum Bett hinüber in einer aufquellenden Müdigkeitswelle, dann riß sie sich zusammen, öffnete den Schrank und nahm ihr schwarzes Kleid heraus. Es würde leicht zu ändern sein: kürzen, Taille und Schultern schmälern, vor allem die weißen Spitzen abtrennen. Sie legte es sich über den Arm, kramte das Nähzeug hervor und trat in das große Zimmer zurück. Ich werde einen starken Mokka brauen, sonst schlafe ich ein, und morgen braucht sie doch das Kleid. — Sie schien den nächtlichen Gast vergessen zu haben.

Christian war vor der Grausamkeit ihrer Mitteilung zurückgewichen. Zuflucht suchend trat er auf das Gras, tiefer aus dem Lichtschein des Hauses. Er wollte einen Zweifel äußern, wenn nicht zu Ellen, so doch zu sich selbst, aber es gelang ihm nicht. Will lebte nicht mehr. — Ein würgender Schmerz befahl ihm, er setzte sich auf den Rasen, dann, in einer jähen Gebärde der Verzweif-

lung, warf er den Kopf gegen den duftenden Boden, der ihn mit feinen Halmen streichelte. Er spürte, daß der andere nur durch blinden Zufall gefallen war, daß ebensogut er selbst es hätte sein können oder ein anderer eilender junger Mann. Er bejammerte seinen eigenen, so nahe gebrachten Tod, beklagte sich selbst in dem Verunglückten und schämte sich im gleichen Augenblick seiner selbstsüchtigen Regung. Er hatte weder an Will noch an Marion oder an Ellen gedacht. Die Furcht vor einem unerwarteten Gericht hatte sein anerzogenes Mitleid überrumpelt und sich vordringlich an dessen Stelle gesetzt. Plötzlich befahl ihn die erschreckende Erkenntnis von der verwehenden Nichtigkeit des eben verloschenen Daseins und daß auch er wie Will ohne Widerhall vergehen müßte, wenn er kein Kind zurückließe.

Die Vorstellung eines, seines Kindes, war so überwältigend und neu für ihn, daß er errötete. Er drückte sein Gesicht tiefer in das erquickende Gras. Das Kind würde im Garten spielen, auf dem nachgiebigen Boden die ersten Schritte tun, und Ellen, die Wunderbare, Tüchtige, vor der er stets nur ein Arbeitsvagabund blieb, würde nicht mehr so heimatlose und krampfhaft tapfere Augen haben. Er aber würde einmal mehr hinterlassen als eine verzweifelte Geliebte und verblassende Erinnerungen. Ein sinnlich reines Glück, wie es nur von Kinderkörpern ausstrahlt, erfüllte ihn mit Wärme und Zärtlichkeit. Mit einem Ruck erhob er sich. Sein Gesicht schimmerte blank, als ihn der äußerste Lichtschein erreichte. Je stärker ihn jedoch die Lampenhelligkeit aufnahm, desto beschleunigter, ja, verschämt, wich das Verlangen nach natürlicher Erfüllung von ihm. Der Jüngling, der eben noch Kraft und Willen in sich gefühlt hatte, den Tod mit neuem Leben zu übertrumpfen, verwandelte sich mit Geschwindigkeit in einen der gewöhnlichen behenden Schicksalsmeister, die einen kaum gespürten Schmerz mit scheinbar kräftiger Beherrschung hinter gewaltsamer Kälte verbergen, denen aber in Wahrheit neben dem Kamerad der Motor mindestens gleich wichtig erscheint.

Ihm war das Auto eingefallen; ob es ganz zertrümmert war? „Ellen“, er trat unbeholfen zu ihr ins Zimmer. Sie saß bei der Stehlampe und nähte an einem schwarzen Kleid. Neben ihr auf dem Tischchen brodelte die Kaffeemaschine, er spürte sogleich unwiderstehlichen Hunger.

Der blonde Kopf hob sich.

„Wie ist denn das Unglück geschehen? Will fuhr doch immer so vorsichtig.“ Er wagte sich näher in den Lichtschein. „Oder hat er wieder gesungen?“

„Ob er beim Fahren gesungen hat, weiß ich nicht. Aber im Sterben hat er Marions Telephonnummer gesungen.“ Das ist zuletzt alles, was bleibt, dachte sie mit Erbitterung, die Telephonnummer als Liebesruf des Mannes und für die Frau die Sehnsucht, ihre entsetzliche Sehnsucht. — Sie betrachtete den Geliebten mit heftiger Abneigung. Er könnte ein Bruder von Will sein: die gleiche jugenhafte Gestalt, das offene, ein wenig leere Gesicht, das in der ewigen Hast vom Geschick nur äußerlich zu einer Jungmännernorm geprägt war, nicht von innen her als Charakter geformt wurde. So treiben sie durch die Straßen wie Weizen, den der Wind von der abschätzenden Hand des

Landmannes bläst, kaum ein Korn fällt dabei in trächtigen Boden. In schmerzlicher Unzufriedenheit grübelte sie: warum liebe ich gerade ihn? Aber darauf gab es keine Antwort.

Christian griff, Ausweg suchend, in die Jackentasche und zog eine verkniterte Zigarettenschachtel hervor. Aber als er die Zigarette zum Munde führte, hielt er inne, steckte sie wieder ein. Armer Teufel, der Will — Marions Namen hat er wohl nicht mehr zusammengebracht.

Ellen war aufgestanden und hatte Butter, Brot und kaltes Fleisch aus dem Eisschrank geholt. Wortlos machte sie ihm Schnitten zurecht, teilte sie in Streifen, daß er sie nur in den Mund zu schieben brauchte. Gierig langte er zu. — „Und der Wagen?“ fragte er gestärkt. Ellen nähte schon wieder und zuckte die Achseln. Christian schämte sich und kaute kräftiger.

„Was würdest du tun, wenn es mir passiert wäre?“ fragte er, sich selbst zur Überraschung.

„Mir kein Trauerkleid nähen“, erklärte sie entschieden.

Er leerte das Täschchen mit einem Ruck. „Hast recht, habe es auch nicht verdient.“

Sein knabenhaftes, reuiges Nachgeben überwältigte Ellen wie stets. Sie sah ihn schuldbewußt über seine Unzulänglichkeit, todmüde vom verhetzten Tagewerk, das ihm keinen Überschuß an Seelenkraft für unvorhergesehene Freuden oder Schmerzen ließ. Kaum noch für seine Liebe zu ihr. Er tat ihr im Augenblick bitter leid.

Sie trat zu ihm, strich ihm über die Stirn. Er seufzte wie ein beglücktes Kind im Schlaf: „Ellen, wenn ich dich nicht hätte, wär' ich ein Stück Stroh. Nicht mal wert, angezündet zu werden — feuchtes Stroh“, fügte er zerknirscht hinzu. Sie neigte sich über ihn und betupfte liebkosend mit den Lippen Nase und Wangen. Er lebt, dachte sie mit inbrünstiger Dankbarkeit, er lebt und ich darf ihn umarmen? Christian hob die Arme und zog sie tiefer herab, jeder kleinliche Vorwurf war vergessen. Jede Qual, die ihnen die harten Umstände des Daseins zufügten, versuchten sie mit einem Übermaß an Liebe auszugleichen.

Als sie sich wieder wahrzunehmen begannen, fanden sie sich nebeneinander hingestreckt im weichen Gras. Durch den grünbegrastem Leib der Erde glaubten sie das mütterliche, fruchtbare Herz schlagen zu fühlen, während die tausendfältigen Düfte des Sommerhimmels sanft aus der Nacht über sie hinwegtoben. Ein leiser Aufruhr senkte sich von den Wipfeln der vereinsamten Kiefern, rührte ihre püschligen Kronen wie Wolkenwedel, daß die hochgeschossenen Stämme schwankten und knarrten.

Es muß spät sein, zu spät, um noch in die Stadt zurückzufahren. Christian bettete seinen Kopf in Ellens Schoß und schlief sogleich erschöpft von der Überfülle des Segens ein. Die junge Frau wagte nicht, sich zu rühren. Ihre Hände ruhten still auf seinem Haar. Durch die Schlafgespinste, die auch sie immer tiefer umzogen, drängte siegreich die Gewißheit der eigenen unerschöpfbaren nehmenden und schenkenden Kraft. Ihren halbgeöffneten Mund überglänzte der sacht dahingleitende Mond. —

# R u n s i c h a u

**Der rote Winkel.** Bekanntlich trugen in den Konzentrationslagern des Hitler-Regimes die politischen Häftlinge einen roten Winkel, die Berufsverbrecher einen grünen, die Asozialen einen schwarzen, die Bibelforscher einen lila Winkel; und dann gab es noch einige Spielarten für andere Kategorien der Häftlinge. Nun sitzen auf der Anklagebank in Nürnberg seit Monaten prominente Vertreter der Nazi-Regierung und werden als politische Häftlinge behandelt. Dabei finden sich in der Anklage gegen die meisten von ihnen Punkte, die sie gemeiner Verbrechen bezichtigen und sie der Ehre, als politische Häftlinge behandelt zu werden, als unwürdig erscheinen lassen. Wo ist denn der Unterschied zwischen den Lumpen, die sich nicht scheuten, die Leichen unseres in ganz Deutschland beliebten und verehrten Schauspielers Karl Ettlinger und seiner Frau zu fleddern und denen, die den ermordeten Häftlingen der Konzentrationslager die Goldzähne ausbrachen, sowie denen, die diese Schandtaten befohlen haben, und ihren Hehlern in der Reichsbank? Immerhin mag bei den widerlichen Menschen, die vor Leichenschändung nicht zurückschrecken, als Milderungsgrund Not zugebilligt werden, ein Milderungsgrund, der den Nazis nicht als Entschuldigung gelten kann. Es ist ja nicht so, daß es in Nürnberg allein um die Taten geht, sondern hier steht eine Gesinnung vor Gericht, eine Gesinnung, der Menschen mit normalem Empfinden schlechterdings ohne jedes Begreifen gegenübertreten. Eine Gesinnung, die heute so lebendig ist, wie sie es in den ganzen grauenvollen Jahren war. Wäre sie nicht auch heute noch vorherrschend, so ließe sich nicht erklären, daß die Nazis Tag für Tag beweisen, daß sie noch in keiner Weise belehrt sind. Gräberschändung auf jüdischen Friedhöfen, wohl das niedrigste Verbrechen, das man sich vorstellen kann, Sabotageakte, die das Leben anderer Menschen gefährden, und sogar Versuche zu aktivem Widerstand kommen täglich in den Zeitungen zur Kenntnis der Welt. In Nürnberg aber haben wir bisher bei keinem der Angeklagten eine wirkliche Reue feststellen können, höchstens ein Jammern und ein verlegenes Herumreden um die Verbrechen, diktiert von der Todesangst und der Hoffnung auf Milderung des zu erwartenden Urteils, aber keine innere Umkehr. Wie wenig eine solche bisher Platz gegriffen hat, beweist auch das Beispiel von Frau Emmi Göring, die heute in der gleichen Gepflegtheit ihr Leben weiterführt und der erstaunten Welt sich noch im Bilde zeigt, wo sie, wie früher, sich leutselig herabläßt zu Bajuwaren in Lakaiehaltung. Wir gönnen ihr neidlos ein sorgenfreies Leben und bewundern nur die Standfestigkeit ihres Gewissens — und die Naivität der „hohen Frau“, vor die Kamera zu treten. Sie interessiert uns nur als Symptomträgerin. Die Berliner Zeitschrift „sie“ kontrastierte diese Bilder höchst wirkungsvoll mit dem typischen Bild einer deutschen Arbeiterin mit dem deutschen Elendsgesicht beim Verzehren ihrer trockenen Brotscheibe als Mittagsmahlzeit. Wir erleben weiter, daß eifrige politische Geschäftshuber sich bemühen, vor dem Gericht in Nürnberg und durch Buch und Broschüren Herrn Hjalmar Schacht einen Kranz auf-

zusetzen, der ihn in die Rolle eines der Hauptträger der Widerstandsbewegung, ja vielleicht des entscheidenden Drahtziehers, hinstellen soll. Ohne seine entscheidende Rolle bei der Ermöglichung der Nazi-Regierung und in der ersten Halbzeit des Tausendjährigen Reiches untersuchen zu wollen, was ja ausschließlich Sache des Gerichts ist, sei doch angemerkt, daß alle ernsthaften Vertreter der Widerstandsbewegung von einem abgrundtiefen Mißtrauen gegen Schacht erfüllt waren und daß Goerdeler und den Generälen es unmißverständlich zum Ausdruck gebracht wurde, daß weite Kreise der Widerstandsbewegung, im Falle man nach geglücktem Umsturz Schacht präsentieren wollte, auf die Gegenseite der Barrikade gehen würden. Ob solche Versuche, Schacht zu glorifizieren, lediglich aus Fürsorge für ihn unternommen werden oder ob dabei Gründe mitspielen, sich selber als eindeutig hinzustellen und durch die Nähe zu den Männern des 20. Juli — die vorgebliche oder die wirkliche — sich vor der Weltöffentlichkeit in den Vordergrund zu spielen, um sich als „letzte prominente Vertreter des 20. Juli“ in der Schweizer Presse feiern zu lassen, interessiert dabei nicht. Die Zeit wird schon die richtige Korrektur in der wahren Stellung der einzelnen Hintergrundfiguren mit Karl-May-Phantasie, die in ihren in schlechtem Deutsch geschriebenen Erzählungen aus der Garküche des III. Reiches ihr liebes Ich sehr viel wichtiger nehmen, als es verdient, und redegewandten Vorzimmererscheinungen in der Widerstandsbewegung vornehmen. Aber auch in diesen Versuchen wird erneut der Beweis erbracht, daß es überall noch an der richtigen Einsicht in die Folgen der Nazi-verbrechen fehlt.

Durch solches Verhalten wird natürlich auch die Frage der Behandlung ehemaliger Pg. in ein neues Licht gerückt. Sicher ist jeder von uns willens, die Nur-Mitläufer oder gezwungenen Pg. nicht aus der Gemeinschaft auszuschließen und ihnen eine faire Chance für ihre Wiedereingliederung und ihre Mitarbeit zu gewähren. Aber die Gesinnungserforschung ist eine schwierige Angelegenheit, und wenn wir tagtäglich erfahren, daß in weiten Nazikreisen von innerer Einkehr nichts zu spüren ist, so erscheint äußerstes Mißtrauen gerechtfertigt. In dem alten römischen Rechte hieß es: *quivis bonus habetur donec malus probetur*. Also: es soll jeder als ein guter Mensch gelten, bis er als ein schlechter erwiesen wird. Wir verändern heute den Spruch dahin: *quivis malus habetur donec bonus probetur*, oder auf deutsch: jeder soll solange als Lump gelten, bis er den Beweis des Gegenteils erbracht hat — und dieser Beweis soll ihm nicht leicht gemacht werden.

Wir haben in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung in den zwölf Jahren des Hitler-Regimes immer wieder mit innerem Grauen festgestellt, daß es eine Brücke zwischen diesen Menschen und uns überhaupt nicht gab. Daß wir mit jedem Angehörigen eines fremden Volkes oder anderer Rasse eine innere Verbindung auf der menschlichen Ebene hatten, mit den Nazis und ihren Helfershelfern aber nicht. Sie dachten, sie denken und fühlen auch heute in anderen Kategorien als wir, und es ist gut so, denn die Scheidung zwischen uns und ihnen soll für immer bleiben. Wir würden es daher begrüßen, wenn man einmal prüfen wollte, ob nicht einer ganzen Reihe der Nazi-Angeklagten auf Grund ihrer Taten statt des roten Winkels der grüne angeheftet und ihre Behandlung entsprechend eingerichtet würde.

**Das „einfache Leben“?** Wer heute zum „fünften Stande“ der Evakuierten und Flüchtlinge gehört, pflegt sehr bescheiden geworden zu sein. Es geht da nicht um Probleme, wie sie früher bei uns die „armen Leute“ bewegten, es geht noch weniger um den Lebensstandard des sogenannten „Proletariats“, es geht viel eher um Aufgaben und Nöte, wie sie Robinson Crusoe zu bewältigen hatte. Ein chinesisches Weisheitswort sagt: „Sei zehn Jahre arm, und niemand kennt Dich“. In der Tat, Armut isoliert, das wird mancher in dieser Epoche schmerzlich erfahren haben. Er wird aber andererseits oftmals auch eine fruchtbare Bekanntschaft mit dem „einfachen Leben“ gemacht haben. Ernst Wiechert hat einmal ein Buch unter diesem Titel geschrieben und darin diesen uns heute so aktuell gewordenen Begriff als ein Ideal aufgestellt. Mit diesem Ideal hat es freilich seine Problematik. Es ist damit ähnlich wie mit den pädagogischen Werten des Kommis<sup>3</sup>. Wer ihn hinter sich hat, möchte die Erfahrungen nicht missen; sie selbst aber als Zustand sind ja keineswegs als Ideal zu bezeichnen. Ähnlich möchte es uns nun auch mit dem „einfachen Leben“ erscheinen. Unser gesamtes Leben ist nach der einmaligen Katastrophe auf ein früheren Vorstellungen unausdenkbares Vegetierensniveau reduziert worden. Wir sind nicht nur der Zivilisationsgüter, die uns das laufende Jahrhundert gebracht hat, verlustig gegangen, wir existieren überhaupt in einem nahezu zivilisationslosen oder doch unvorstellbar zivilisationsarmen Zustand, der sein seltsam scheckiges Antlitz daraus gewinnt, daß einerseits hier und da noch die entwickelten Formen der Hochzivilisation, Eisenbahn, Post, Elektrizität usw., in stark beschädigter Form in ihn hineinragen, andererseits aber wahrhaftig Robinson, d. h. der auf Grund seiner Isolation noch hinter die Steinzeit rangierende „erste Mensch“ tausendfältig in ihm dargestellt wird. Bis zu welchem Maße die Welt ruiniert werden kann, während das Leben „doch noch weiter geht“, haben wir in diesem Prozeß erfahren. Es scheint nun eine Gefahr gerade bei deutschen Menschen zu sein, daß ihn die Neuigkeit solcher Erfahrungen eigentümlich paralyisiert, um nicht zu sagen fasziniert. Dies hat dann zur Folge, daß er das Negative darin nicht mehr mit der Intensität spürt, die sich eigentlich für einen Menschen gehört. Das aber wäre die wirkliche Gefahr, die unser Leben bedroht, die Aufgabe für immer alles dessen, was einmal unsern Lebensstandard in einem mehr als nur ökonomischen, in einem durchaus auch geistigen Sinne ausgemacht hat. Man lasse doch die gedankenlose Trennung von Kultur und Zivilisation beiseite; Goethe ist nicht gustaf nagel oder Arthur Gräser, weil er den Geist und die wirkliche Kultur eben auch im „äußeren“ Leben repräsentierte, während der härene Prophet des „einfachen Lebens“ nichts weiter als eine im Grunde intensitäts- und geistlose Abstraktion von Innerlichkeit zu karikaturistischer Existenz bringt. Es mag kraß klingen; aber unser „Aufbau“ hätte in erster Linie nicht „Kulturaufbau“ (wie es so pathetisch heißt), sondern Zivilisationsaufbau zu sein. Die „Kultur“ folgt dann von selbst in einem Kausalitätsverhältnis, wie es Goethe einmal über den Zusammenhang von Arbeit und Freude formuliert hat: „Arbeite nur, die Freude kommt von selbst.“ Es ist noch lange nicht wieder so weit, daß jeder Einzelne bei uns und jedes Ressort unserer Zivilisation und Kultur auf seinem Felde ein Optimum an Leistung erstrebte, gleichgültig, wie es in anderen Bezirken noch aussehen mag, welche Schwierigkeiten im Ganzen noch bestehen. Die Lähmungen, die

im Großen ohne Frage noch da sind und auf lange Sicht unser Schicksal sein werden, bewirken auch Lähmungen oder doch Retardierungen in Bezirken oder an Gliedern des Gesamtorganismus, die an sich voll gesund und funktionsfähig sein könnten. Das zeigt sich in hundert Fällen des täglichen Lebens: welches einfache Holzgerät, welches Spielzeug, welcher Nagel, welches einfache Druckwerk, ja oftmals sogar welches Brot und Lebensmittel wird schon so gut hergestellt, nicht wie es einmal war — beileibe nicht, wir wollen nichts Unmögliches verlangen — sondern nur so gut, wie es den Mitteln nach geschehen könnte, wenn der Antrieb zur bestmöglichen Leistung in ihren Trägern schon wirklich lebendig wäre. Einfaches Leben, ja; es wird noch auf lange Sicht unser Zustand sein, wir wollen aber keineswegs, daß es in diesem schlechten Sinne auch noch unser Ideal werde. Der Deutsche ist nun einmal auf Grund seines Charakters und seines gesamten geographischen Schicksals nur als homo laborans gut anzusehen, im dolce far niente wird er im Gegensatz zum Mediterranen nie eine angenehme Figur abgeben. Gerade für die Älteren und Anspruchsvolleren, die eine richtige Menschenwelt noch gekannt haben, wird es daher heute mehr denn je darauf ankommen, nicht in den allgemeinen Zustand mit hineinzugleiten, sondern die Anspannung von ihm fort und über seine schwachen Idealbildungen hinweg lebendig zu erhalten.

**O du mein Österreich.** Der Staat Österreich will, Zeitungsmeldungen zufolge, nun wirklich Reparations- und Gebietsforderungen gegen Deutschland anmelden. Selbst ein solches — gelinde gesagt — unverständliches Verhalten kann unsere tiefe Sympathie und unser Verständnis für die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen Österreich zu kämpfen hat und zu kämpfen haben wird, nicht vermindern. Madame de Staël hat einmal mit gutem Grund von Österreich geschrieben: „Il est ici comme une isle française dans la mer germanique.“ Und in Deutschland gab und gibt es viele, die den Österreicher als einen wirklich guten Typ des Deutschtums schätzen. Das beruhte im wesentlichen darauf, daß dank einer anderen soziologischen Struktur Österreichs und der feinen, auf den ganzen Staat wirkenden Kultur Wiens und einer Agrarpolitik, die auf Stärkung der Bauern gegenüber dem Adel eingestellt war, die Entwicklung in Österreich ganz andere Wege als in Preußen gegangen ist. Freilich zeigte es sich, daß die schlechten Volkseigenschaften das Hauptbindeglied der Reichsdeutschen wie mit allen Deutschen draußen auch mit denen in Österreich bildeten. Der abscheuliche österreichische Antisemitismus, der wilde Pan-Germanismus z. B. trat in Österreich krasser als in Deutschland in Erscheinung. Aber der Humor, das goldne Wiener Herz, die Musik und Theaterkultur — und der Heurige bleiben neben einer europäischen Haltung starke Aktiva. Wir haben aber nicht vergessen — und das sollte man sich in Wien auch ins Gedächtnis zurückrufen gegenüber Bestrebungen, sich aus der gesamtdeutschen Verantwortung auf Kosten von Rest-Deutschland herauszuziehen und einem zügellosen Hasse gegen Deutschland freie Bahn zu lassen — daß zu den wüstesten Nazis gerade Österreicher gehörten. Daß zu den rohesten SS-Leuten, die wir unter den Bewachungsmannschaften der Konzentrationslager zu erleiden hatten, und unter den gemeinsten und grausamsten Typen der Nazis im Reichssicherheits-

hauptamt und in der Gestapo gerade Österreicher und Bayern zählten. Und das in einer Fülle, daß ein unausdenkbarer Haß gerade in Berlin und Norddeutschland dank dieser Vertreter Bayerns und Österreichs verständlich gewesen wäre. Wir haben uns davon freigehalten und wollen uns auch durch offiziöse Entgleisungen jetzt nicht irre machen lassen. Aber was würden die Österreicher sagen, wenn wir jetzt ihrer Forderung auf Reparationen zustimmen und unsererseits eine Gegenrechnung anmelden würden für die Schäden, die uns die Österreicher Hitler, Kaltenbrunner, Seiß-Inquart und wie die anderen alle heißen, zugefügt haben, und wenn wir unterstellten, daß der Gebietsanspruch auf den Zipfel, in dem der Obersalzberg liegt, von Österreichs Pietät gegenüber „dem größten Sohne der Ostmark“ bedingt wäre? Aber wir haben den besseren Humor und lassen uns selbst in Zeiten größter Schwierigkeiten, deren Last für die Österreicher wir durchaus würdigen, nicht beirren, trotzdem ein geistreicher Franzose kürzlich über diese österreichische Haltung sagte unter Abwandlung eines alten Spruches: „Grattez l'Autrichien et vous trouverez le boche.“ Die österreichische Insel sollte sich gerade in solchen Konfliktzeiten darauf besinnen, was einer ihrer edelsten Söhne, Hugo von Hofmannsthal, dem gesamtdeutschen Volke gegeben und was er in hohem Ethos uns und auch seinen engeren Landsleuten gelehrt hat. Zahlreiche Äußerungen von guten Östreichern, die uns zugängen, beweisen, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht hinter den unwürdigen Forderungen steht.

**Horaz im Wandel.** Als Marcus Brutus im Jahre 44 v. Ch. nach Athen kam und die dort in den Laubengängen der Akademie nach geistigem Gewinn strebenden jungen Römer umwarb, traf er da auf den damals einundzwanzigjährigen Quintus Horatius, der sich, begeistert von den Zielen des letzten Republikaners, ihm anschloß. Brutus steckte den jungen Mann in seine SS und machte ihn dann bald zum Sturmbannführer — nein doch —, zum Kriegstribun einer Legion. Aber Quintus Horatius Flaccus war im Grunde doch kein richtiger Schlagetot — und in der Ode II, 7 erzählt er mit bemerkenswerter Selbstironie, wie er zwei Jahre später bei Philippi „relicta non bene parmula“ — unter ruhmloser Zurücklassung seines Schildes — vor den Truppen des Octavianus davongelaufen ist. Er ist inzwischen Defaitist geworden, und als Iccius, der bis dahin Anhänger der Lehren der mittleren Stoa und des von Panaitios geschaffenen Begriffes der Humanität gewesen war, zum Krieger werden will, ruft er ihn in der Ode I, 29 („Icci, beatis nunc Arabum invides“) klagend an. Wir übersetzen frei: „Arabien's Schätze weckten dein Begehren / Und gierig rücktest du, sie zu erringen, / Willst Saba's Glanz im Siegeszug verheeren, / Den nie besieigten Parther niederzwingen. / Die Jungfrau, der den Liebsten du erschlagen, / Sie soll dir dann dein Liebesbett bekränzen. / Der Jüngling, kaum erstarkt, das Schwert zu tragen. / Soll dienend dir den Becher dann kredenzen. / Wenn solche Träume deinen Geist befallen, / Dann können auch der Tiber wilde Wogen / Die steilen Berge brausend aufwärts wallen, / So, wie sie bisher niederwärts gezogen. / Wie kann es sein, daß des Panaitios Lehre, / — Zu deren treuen Jüngern du einst zähltest, — / Daß Sokrates dir Wahn sind und Schimäre. / Daß du statt Weisheit nun das Schwert erwähltest!?“

# Literarische Rundschau

## Rechtsprechung in England

Der völlige Zusammenbruch des Rechtsgedankens in Deutschland und die Prozeßordnung in Nürnberg sollten allein schon ein brennendes Interesse in Deutschland erwecken für die Frage, wie bei glücklicheren Völkern Recht gesprochen wird. Antwort darauf erteilt eine Schriftenreihe „Geist und Gesetz der Völker und Länder“ (Zürich, Scientia-Verlag), als deren 1. Heft erschienen ist „Wie man in England Recht spricht“ von His Honour Judge Mc. Cleary. Der Verfasser ist ein englischer Grafschaftsrichter. Er spricht in klarer, unlehnhafter, lebendiger, aus der Fülle praktischer Erfahrung schöpfender Form mit dem so sympathischen echt englischen Humor über die Rechtsprechung in England. In einzelnen Abschnitten hat man das Gefühl, einer geistreichen Plauderei zuzuhören, die den einigermaßen verwickelten Stoff auch dem kontinental Denkenden völlig verständlich macht. Es ist zunächst überraschend, daß in einem so geschulten Volke wie dem englischen es für notwendig angesehen wird, selbst englische Leser über die Rechtsprechung in ihrem Lande zu unterrichten. Aber es ist eine Tatsache, daß diese Notwendigkeit bejaht wird. Wohl in keinem Lande der Welt genießt der Richter eine so unbegrenzte Hochachtung, der übrigens sehr hohe Gehälter entsprechen, die notfalls eine absolute Garantie gegen jede Korruptionsmöglichkeit bieten. Auffallend für uns ist auch die sehr geringe Zahl englischer Berufsrichter in der unteren Instanz, der sogenannten County Court-Richter, wodurch allein schon die Bedeutung des einzelnen gesteigert wird. Der Richter in England ist ein kleiner König, denn trotz der Bindung an die Präjudizien, die er in keiner Weise mechanisch anwendet, sondern aus dem eigenen Rechtsbewußtsein und höchstem Verantwortungsgefühl interpretiert, ist er im Grunde ein Rechtsschöpfer. Die Grundlage des englischen Rechts, des Common Law, ist kein geschriebener Kodex, sondern ein Gewohnheitsrecht, während das

Statute Law geschriebenes Recht, beruhend im wesentlichen auf Parlamentsbeschlüssen, aber verhältnismäßig wenig umfangreich ist. Das englische Recht ist in keiner Weise starr, sondern biegsam, was im Hinblick auf das Empire besonders wichtig ist. Die Grundanschauung des englischen Rechts besagt, daß die Rechte des einzelnen seiner staatlichen Bewährung entsprechen sollen, unbeschadet dessen, daß jeder englische Bürger die subjektiven Rechte besitzt, die für ein wahrhaft demokratisches Staatswesen selbstverständlich sind. Die meisten der englischen Richter, die zu ihrem Amte nur berufen werden können nach einer langjährigen Praxis als Anwalt, stammen aus der englischen Oberschicht. Aber die Gefahr einer Klassenjustiz ist in keiner Weise gegeben. Der Engländer hat eine so große Achtung vor der Freiheit jedes andern, daß bei ihm persönliche Freiheit und Gemeinschaft untrennbar verbunden sind. Irrigerweise glaubt man vielfach im Auslande, daß der Engländer ein so starkes Freiheitsgefühl habe, daß er sein Interesse den Gemeinschaftsinteressen voranstelle. Das wird allein schon durch die grundlegenden Gesichtspunkte widerlegt, daß die Rechte des einzelnen sich nach seinem Werte für die Gemeinschaft bemessen. Nebenbei gehört zu den englischen Wesenszügen eine Neigung zur Rebellion. Auch das schützt vor der Möglichkeit der Klassenjustiz. Zu den Berufsrichtern tritt in starkem Umfang das Laienelement, das ebenso wie in Strafsachen auch in Zivilsachen sein gewichtiges Wort mitzureden hat. Endlich ist es wichtig, zu wissen, daß das sogenannte Billigkeitsrecht, die Equity, neben dem Common Law in Kraft ist. Ursprünglich ein Recht der Krone, das ausgesprochen den König zum Organ der Milde und des Fortschritts machte. Das Nebeneinander dieser Institutionen bewirkte einen Wirrwar, der dann durch einen gesetzgeberischen Akt im Jahre 1873 beseitigt wurde, durch den das Kanzlergericht, das Organ der Equity, als besondere Abteilung des Obergerichts eine genau umschriebene Zuständigkeit erhielt. Auch in der Frage der englischen

Patentverwertungen  
Finanzierungen  
Fertigungslizenzen  
Kreditvermittlungen

MARTIN  
JUNG

BERLIN W30

Regensburger Straße 5a

Rechtsprechung tritt die staatsmännische Weisheit zutage, daß die Synthese zwischen Radikalismus und Konservatismus, um die in allen andern Ländern gerungen wird, vollzogen ist. His Honour Judge Mc. Cleary eröffnet seine Darlegungen über die Rechtsprechung in England mit folgenden Worten: „Für jedes Land sind wenige Gebiete wichtiger als die Rechtsprechung. Die Idee des Rechts ist das Fundament jeder Kultur-gemeinschaft. Sie ist der Grundpfeiler aller Sicherheit. Von der richtigen Rechtsprechung hängt jene Achtung vor dem Gesetz ab, ohne die notwendig ein Element der Gesetzlosigkeit bestehen muß. Es genügt nicht, daß die Gesetze eines Landes weise, billig und für die sozialen und wirtschaftlichen Zwecke ausreichend sind. Darüber hinaus müssen sie auch in einer Weise gehandhabt werden, die die Achtung aller Rechtsgesinnten verdient. Es ist nicht nur nötig, daß Recht gesprochen wird, sondern auch, daß man allgemein den Eindruck hat, daß es wirksam geschieht. Gerade das Wissen, es wird Recht gesprochen, auch wenn der Himmel einstürzt, ist wesentlich für das Wohl eines Landes. Selbstverständlich sollte der Gerichtshof unvoreingenommen und unbestechlich sein, aber er muß auch im Volke so eingeschätzt werden.“

Das Heft wird mit einer grundgescheiten Einführung des Herausgebers, Dr. Adolf Grabowsky, eingeleitet, der die englische Rechtsprechung in den großen Rahmen der Rechtsprechung in der Welt überhaupt setzt und ihr den ihr zukommenden Platz anweist. Wir freuen uns, als erstes Zeugnis des früheren Herausgebers der „Zeitschrift für Politik“ nun diese seine Worte in Händen zu haben.

D. R.

### „Lotte in Weimar“

Im September 1816 stieg im Gasthof „Zum Elephanten“ in Weimar, dessen Wirtin Frau Elmenreich, „einen Pfeil in der Frisur, die hochgegrütete Büste wegen der Nähe der Haustür von einer Strickjacke umhüllt, bei Federn, Streusand und einer Rechenmaschine hinter einer Art von Ladentisch“ thronte, die „Hofrätthin Witwe Charlotte Kestner, geb. Buff von Hannover“ ab. Es ist, kurz gesagt, Wethers Lotte oder vielmehr deren Vorbild, denn die wirkliche unterscheidet sich von der dichterischen nicht nur durch die

EBEL

VERSTEIGERER UND  
SACHVERSTÄNDIGER  
FÜR BRIEFMARKEN  
EINLIEFERUNGEN  
ZUR NÄCHSTEN  
AUKTION

ERBETEN + ANKAUF  
GROSSER SAMMLUN-  
GEN, RARITÄTEN USW.  
— A. EBEL — BERLIN —  
CHARLOTTENBURG 9  
OLDENBURGALLEE 21  
S-BAHN HEERSTRASSE  
U-BAHN NEU-WESTEND

blauen oder schwarzen Augen. Sie kommt mit ihrer Tochter, offiziell um ihrer jüngsten Schwester, der Frau Kammer-rätin Riedel, einen Besuch abzustatten, in Wirklichkeit jedoch, um die seit vier- undvierzig Jahren herbeigesehnte neue Begegnung mit Goethe zu ermöglichen. Der „Werther“ war damals der europäische „bestseller“, und bei dem Namen Lotte wurden manche Augen vor Rührung feucht. Kein Wunder also, daß sich die Ankunft des Vorbilds wie ein Lauf-feuer in Weimar verbreitete, „dessen Fama eine leichtgeschürzte Göttin“ war. Sogleich stellen sich Besucher ein, so- dann findet ein verspätetes Essen bei den Verwandten statt, drei Tage später ein förmliches Mittagessen bei Goethe und am gleichen Tage ein einsamer Theaterbesuch der Witwe Kestner in Goethes Loge.

Damit wäre die Handlung des Romans von Thomas Mann, der 1939 im Bermann-Fischer-Verlag in Stockholm er- schien, wiedergegeben. Und rückschau- end, denn beim Lesen wird man es nicht gewahr, stellt man fest, daß es eigentlich gar kein Roman ist. Es ist eher eine Erz- zählung aus Monologen und Dialogen. Und doch ist es ein Roman in höherem Sinne, der getragen wird von den Be- suchern der Lotte, dem „Sekretär und vertrauten Reisebegleiter seiner Excellenz des Herrn Geheimen Rates“, Herrn Dr. Riemer, von Adele Schopenhauer, der Tochter der Johanna Schopenhauer, die „recht unschönen aber intelligenten Aus- sehens“ war und von August Goethe (mit den „Augen eines Kindes der Liebe“), dessen Schicksal es war, Sohn zu sein. Nicht zu vergessen noch ein morgendlicher Monolog Goethes im Bett — eine hinreißende dichterische Leistung Thomas Manns.

Alles wird diskutiert, Großes und Klei- nes, sogar der Klatsch. Von der ver- bliebenen Geheimen Rätin Goethe er- fahren wir, daß sie „ordinär in hohem Grade war, gefräßig und plusterig mit hochroten Backen und tanzwützig und liebte auch die Bouteille über Gebühr — immer mit Komödiantenvolk und jungen Leuten“. Das Verhältnis August und Ottilie wird gegenständlich, wie alles, was um den Geheimen Rat herum ist. Goethes Familiengeschichte nimmt einen breiten Raum ein, seine Empfindlichkeit, die „alles düstere und verstörende zu meiden genötigt ist“, woraus sich sein merkwürdiges Verhältnis zu seiner Mut-



## Paul R. Schwerdtner

Intern. Handelshaus für Briefmarken

Gegründet 1903

BERLIN W 15, FASANENSTRASSE 42

Ständiger Ankauf:

*Deutsche  
und ausländische  
Neuheiten  
Seltenheiten  
Groß-Sammlungen*

Täglich außer Mittwoch und Sonnabend:  
10 bis 13 und 15 bis 17 Uhr

Angebote nur an Wiederverkäufer

*Georg A. Samter*

INH. LUCIE SAMTER

BERLIN W 15

KURFÜRSTENDAMM 167/168

übernimmt

## VERSTEIGERUNGEN

von Antiquitäten, Perserleppichen  
und -Brücken

Wohnungs-Einrichtungen

Porzellan, Glas, Silber, Gemälden  
usw.

ANNAHME VON 13 BIS 19 UHR

ter und seine Flucht vor dem Sterbebette seiner Frau oder Schillers erklären mag. Mit der unübertroffenen Akrilie der Detailschilderung projiziert Thomas Mann auch hier wieder aus dem scheinbar Nebensächlichen auf das Wesende. Vielleicht wird in keinem seiner Werke deutlicher, wie sehr für ihn die Wirklichkeit, obwohl er ihr fanatisch verhaftet ist, nur ein Mittel zum Erfassen des Höheren, Überirdischen, ja Metaphysischen ist. Das gilt, obwohl für ihn, wie er Goethe sagen läßt, „der Geist das obere Leitende ist, das in Kunst und Leben die Dinge sinnvoll fügt und uns anhängt, in allem Sinnlichen nur die Vermummung höherer Bezüge zu sehen“.

Die alternde Lotte, mit allem Peinlichen einer Kammerrätin, die das Zeitrad um vierundvierzig Jahre zurückdrehen möchte, tritt völlig in den Hintergrund, und ohne Pathos, geradezu geräuschlos, steigt Goethe in den Vordergrund, ganz neu, gewaltiger als wir ihn je sahen, sublimierter: „als göttliches Wesen. Dazu wird er von dem efeumrankten Podest, auf das ihn die internationale Mittelmäßigkeit setzte, heruntergeholt und dem Menschlich-Allzumenschlichen zurückgegeben; sodann steigt die höhere Dimension empor, das Schöpferische wird zur Person, „das traulich geschwisterliche Element, das Geist und Natur verbindet und worin sie eines sind“.

Thomas Mann mag an das Goethewort „Mein Acker ist die Zeit“ gedacht haben, als er ihn sagen läßt: „Zeit muß man haben. Zeit ist Gnade, unheroisch und gütig, wenn man sie nur ehrt und sie emsig erfüllt; sie besorgt es im stillen, sie bringt die dämonische Intervention.“ Das Alter ist kein Hinderungsgrund. „Solange man wächst und die Krone breitet, ist man jung.“ „Die Existenz aufgeben, um zu existieren, das Kunststück will freilich gekonnt sein; gehört mehr dazu als ‚Charakter‘, gehört Geist dazu und die Gabe der Lebenserneuerung aus dem Geist.“

Die meisterhafte Schilderung der Tischgesellschaft bei Goethe, seiner Konversation, Höflichkeit, Gesten und Förmlichkeit ist ebenso einer der Höhepunkte des Buches wie die letzte, leicht unheimliche Szene als Lotte, nach dem Theater von Goethes Equipage abgeholt; ihr Idol neben sich sitzend glaubt und nun fast ohne beklemmende Zurückhaltung ein vertrautes Zwiegespräch mit ihm hält —

mit dem anderen Goethe, dem ewig unsterblichen.

Dieses Buch durften wir bisher nicht lesen, die Welt aber las es, trotz Krieg, und begriff es als eine symphonische Dichtung auf jenen universalen deutschen Geist, der über alle Systeme und Grenzen hinausstrahlt. In einer furchtbaren Zeit war es ein machtvolles Plädoyer für das andere Deutschland — dem unsere ganze Hoffnung gehört.

Hanns-Erich Haack.

### „Auf der bewegten Erde“

Unter diesem Titel ist ein schmales, geschmackvoll ausgestattetes Bändchen von Wolfgang Weyrauch erschienen (Berlin-Grünwald, F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung — Walter Kahnert — Preis RM 3,20). Man beginnt zu lesen und ist zunächst etwas bestürzt über den hastigen, mit ständigen Wiederholungen des vorausgehenden Satzes im nächsten arbeitenden Stil, bis man das anfängliche Widerstreben, völlig gepackt von dem Stoff, überwindet. Weyrauch läßt in einer Tanzdielen zwei Soldaten einander wie in einer Vision erkennen, so wie die Bienen eines Bienenstaates einander oder ein Vogel eines Vogelfluges seinen Nachbarvogel erkennt, als die Glieder einer Gemeinschaft, über der eine bedrückende Uniformität liegt, und plötzlich sind beide nicht mehr auf der Tanzdielen, sondern marschieren wieder in der grauen Masse auf all den Straßen des Krieges durch Not, Dreck und Elend, ohne daß sie ein Wort miteinander wechseln. Und nun erkennt man den Grund für den gewählten Stil, der eine künstlerische Notwendigkeit ist. Aus dem atemberaubenden Tempo, dem scheinbaren Wirrwarr der Gedanken, die sich jagen, in denen sich Höheres mit Alltäglichem, Erhabenes mit Gemeinem mischt, erwächst mit suggestiver Kraft das Bild der Gedankenjagd in müden, überreizten Hirnen, des Ablaufens von Gehirnplatten in peinigendem Zwang unter Ausschaltung des eigenen Willens, ein Zustand, den jeder kennt, der gleiches bestanden hat. So werten wir Weyrauchs Werk als einen ersten Beitrag, in dem in durchaus eigener Form das schwere Erleben gestaltet worden ist, zu dem die Dichter — ganz anders als nach 1918 — überraschend schnell Distanz gewonnen haben. D.R.

## Das Kommunistische Manifest

Als erste Veröffentlichung der Sozialistischen Kulturzentrale der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, die wohl inzwischen auch in der Sozialistischen Einheitspartei aufgegangen sein dürfte, ist erschienen „Das Kommunistische Manifest“ (Berlin, Vorwärts-Verlag, RM 1,20). Es wird eingeleitet von Dr. Rudolf Hoecker nach einem Grußwort von Otto Grotewohl. Dann folgen kurze Lebensabrisse von Karl Marx und Friedrich Engels, und dann kommt das Manifest mit den verschiedenen Vorreden von Engels selber. Es wird sehr nützlich sein, in allen Kreisen sich mit dem „Kommunistischen Manifest“ selber zu beschäftigen und zu prüfen, ob und wie weit sich heute verkündete kommunistische Grundsätze von dem ursprünglichen Programm entfernen und ob Forderungen des Manifestes, die als unumstößliches Dogma galten, inzwischen in der Praxis an Leuchtkraft verloren haben. Wiederum wird es bei der politischen Gleichgültigkeit der Deutschen so sein, daß durch eine solche Veröffentlichung weite deutsche Kreise, auch politische, das „Kommunistische Manifest“ zum erstenmal lesen werden, und es steht zu hoffen, daß es recht viele tun. Einmal schon wegen der starken geistigen Energien, die gerade hierin von Marx und Engels ausgehen, zum andern aber, um den tiefsten Kern der kommunistischen

Bewegung klar und eindeutig zu begreifen. Das „Kommunistische Manifest“ sagt bekanntlich am Schluß: daß bei einer kommunistischen Revolution die Proletarier in ihr nichts zu verlieren haben als ihre Ketten, aber eine Welt zu gewinnen hätten. Haben sie heute wirklich nur ihre Ketten zu verlieren?

Es ist schade, daß der Satz nicht mit der nötigen Sorgfalt durchgeführt ist. So fehlt auf Seite 46 mindestens eine ganze Zeile.

Im gleichen Verlage ist eine Schrift von Max Fechner erschienen „Jugend und Politik“ (RM 0,40), in der er um die Jugend als junge Garde des Proletariats wirbt in ausgesprochen propagandistischer Absicht mit reichlich vereinfachenden Urteilen über die innere Verfassung der heutigen Jugend und über die Wandervogelbewegung, die weder die heutigen noch die früheren Probleme der Jugend erschöpfen.

Nicht uninteressant ist auch ein kleines Heftchen „Unsere führenden Genossen“, in dem Bilder und kurze Lebensabrisse von Pieck, Grotewohl, Ulbricht, Fechner, Ackermann, Gniffke, Dahlem und Helmut Lehmann enthalten sind. Solche Heftchen mögen ganz wirkungsvoll sein. Irgendwie erinnern sie aber an nationalsozialistische Propagandabücher, in denen die „führenden Persönlichkeiten“ der NSDAP in Bild (sogar manchmal, z. B. Darré im Kinderkleidchen) und Wort verherrlicht wurden.

D. R.

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Alfred Gerigk, Berlin-Zehlendorf, Loebell-Str. 16. — Dr. Ernst Samhaber, Hamburg 1, Curienstr. 1. — Dr. Klaus-Peter Schulz, Berlin-Grunewald, Eichenkampstr. 16. — Dr. Otto Heinrich v. d. Gablentz, Berlin-Frohnau. — Dr. Friedrich Schulze-Maizier, Schloß Donaumünster bei Donauwörth. — Dr. Hanns-Erich Haack, Dießen/Ammersee, Haus 300. — Ilse Langner, Berlin-Wilmersdorf, Kaubstr. 7 a.

# Archäologe

DR. PHIL.

Spezialist für antike Kleinkunst, mit langjähriger Erfahrung in allen Zweiggebieten antiker Kunst sucht entsprechenden selbständigen Wirkungskreis in größerer Kunsthandlung des In- oder Auslandes. Englische, französische, italienische Sprachkenntnisse. Politisch unbelastet. Zuschr. unter Nr. 3518 an Berliner Annoncen-Expedition, Berlin W15, Kurfürstendamm 186

Buchhandlung  
am  
Prager Platz

HELENE FLOHR

● *jetzt Nürnberger Str. 14/15, hpt.  
an der Tauentzienstraße*

Antiquariat  
Leihbücherei  
Sortiment

*Ankauf von Bibliotheken  
und Einzelwerken*

*Internationales Fremdsprachliches*

## ÜBERSETZUNGSINSTITUT

O. MARTIN, Berlin SW 29, Blücherstraße 26 III (Eingang Baerwaldstraße)

*Übersetzungen in Englisch, Russisch, Französisch, Spanisch, Tschechisch, Polnisch,  
Deutsch und allen anderen Sprachen für Behörden und Privatpersonen*

*Vervielfältigungen Anfertigung von Schriftsätzen und Gesuchen*

*Gestellung von Dolmetschern (stunden- und tageweise)*

PELZHAUS.  
FRANZ GÜHLOFF

*jetzt*

MODENHAUS  
OTTO ZENTLER

vorm. CLARA SCHULTZ

*seit 25 Jahren führend in der Mode*

KLEIDER / KOSTÜME / MÄNTEL

BERLIN W15 / KURFÜRSTENDAMM 62 / I. ETAGE

## Der 20. Juli

Der Tag, an dem die letzte Hoffnung auf eine deutsche Selbstbefreiung zerschanden wurde, und der wertvollste Männer und Frauen dem Hitlerschen Blutgericht überlieferte, jährt sich jetzt zum zweiten Male.

Die Not Deutschlands und die drängenden Probleme der politischen Entwicklung in der Welt haben es bisher nicht gestattet, eine vollständige und objektive Würdigung des 20. Juli und seiner Träger zu geben.

Das ist auch gut so. Denn niemand drinnen und draußen hat bisher den richtigen Abstand gewinnen können, um ohne inneres Beteiligtsein und frei von Ressentiment die Bestrebungen, die zum 20. Juli führten, in den geschichtlichen Zusammenhang an dem ihnen gebührenden Platz einzuordnen.

Aber wir können — und wir haben die Pflicht dazu — heute schon feststellen, daß die deutsche Widerstandsbewegung, die am 20. Juli 1944 ihren Gipfel und zugleich auf ihm ihr Ende fand, nicht, wie manche ausländischen Beobachter annehmen zu können meinten, im Jahre 1942 begonnen hat, als die militärische Niederlage deutlich wurde, sondern schon im Jahre 1932. Zu einer Zeit, als den einsichtigen deutschen Männern klar wurde, daß dieses Volk verblendet genug war, daß es einen Hitler an die Macht kommen lassen könnte. Denn das war der tiefere Sinn der Gründung der sogenannten Habsburger Front, über deren Konsequenzen sich vielleicht einige Teilnehmer an dieser Front nicht völlig klar gewesen sind.

Die 1932 begonnene Widerstandsbewegung, die, wie jede revolutionäre Arbeit, der öffentlichen Kenntnis entzogen war, geht in geraden, parallelen Linien, da sie von Männern und Frauen aus allen Schichten getragen wurde, zum 20. Juli. Unterbrechungen dieser Linien kamen häufig vor, weil immer wieder durch die Zugriffe der Gestapo die eine oder andere Gruppe durch Verhaftung einzelner Mitglieder gesprengt wurde und es einer gewissen Zeit bedurfte, bis die übriggebliebenen Mitglieder den Anschluß an andere Gruppen gefunden hatten. Es liegt in der Natur jeder solchen Bewegung, daß es bei dem herrschenden Terror geraume Zeit dauert, bis alle Gruppen eine gemeinsame Spitze finden, die der Bewegung ihre letzte Stosskraft gibt.

Von Anfang an waren in den militärischen Kreisen Männer vorhanden, wie Generaloberst von Hammerstein, Generaloberst Beck, General Olbricht und seine Mitarbeiter, die eine gewaltsame Beendigung des Hitler-Regimes als Notwendigkeit erkannten. Im zivilen Sektor gab es in allen Schichten der Bevölkerung stärkere und kleinere Gruppen, die aus derselben Erkenntnis heraus ihre

Arbeit begonnen. Der Nachweis über die Arbeit der verschiedenen Gruppen wird erbracht werden.

Es wird auch nachgewiesen werden, daß in allen Lagern der deutschen Bevölkerung und in allen Ständen Männer und Frauen am Werke waren, die ohne das Suchen nach irgendeinem persönlichen Vorteil aus den edelsten Motiven, die überhaupt Menschenherzen bewegen können, zum aktiven Widerstand übergegangen sind. Auch die Männer des 20. Juli haben, von ganz wenigen Opportunisten abgesehen, den vollen Anspruch darauf, als Träger der höchsten Menschheitswerte, als Träger der Freiheit, des Rechts und der Humanität angesprochen zu werden.

Es wird weiter der Nachweis erbracht werden, daß der Versuch des 20. Juli weder militärisch noch politisch ein dilettantischer war, sondern daß in nüchterner, sachlicher Prüfung der Gegebenheiten ein Plan ausgearbeitet war, der bei seinem Gelingen nicht nur eine endgültige Liquidierung der Nazi-Herrschaft, sondern auch die Möglichkeit zu einer reibungslosen Engliederung Deutschlands in die Völkerfamilie geschaffen und Garantien für eine wahrhafte Befriedung der Welt gebracht hätte.

Die militärischen Pläne, die eine exakte Generalstabsarbeit darstellten, sind dadurch zum Scheitern verurteilt worden, daß der Verrat bereits in der Nachrichtenzentrale des Reichskriegsministeriums begann und keiner der entscheidenden Befehle der Offiziere, die die Befehlsgewalt übernommen hatten, mehr zu den bereitgestellten und zum Teil schon in Marsch befindlichen Truppen gelangte.

Im zivilen Sektor lagen durch die Arbeit Carl Friedrich Goerdelers, Leuschners und seiner Mitarbeiter sowie besonders auch durch die Vorarbeiten des Kreises um den Grafen Hellmut von Moltke, Pläne vor, deren Durchführung Deutschland aus eigener Kraft eine wahrhaft demokratische Verfassung und einen neuen Geist, wie er heute verlangt wird, gegeben hätten.

Die Darlegung dieser Tatbestände wird schnell die schädlichen Folgen beseitigen, die voreilige Veröffentlichungen von Hintergrund- und Vorzimmerfiguren angerichtet haben.

Wir sind es dem Andenken der Opfer des 20. Juli schuldig und aller der vielen Toten aus der deutschen Widerstandsbewegung, deren Zahl in die Hunderttausende geht, eine wahrheitsgetreue, objektive Darstellung der deutschen Widerstandsbewegung zu geben, weil nur dann der Tod so vieler bester deutscher Männer und Frauen nicht vergebens gewesen sein wird und zum Segen unseres unglücklichen Volkes und der Welt ausschlagen kann.

Um der Toten und um derer willen, die nach uns kommen, müssen wir die Wahrheit künden und das harte Leben weiter mit mannhaftem Entschluß ertragen.

## Über den Diensteid

Den Anlaß zu dieser Betrachtung hat die Behandlung des Fahneneides in der jüngeren Vergangenheit gegeben. Doch ist zu bemerken, daß dem Wesen nach der Fahneneid nichts anderes ist als jeder sonstige Diensteid; er ist nur der Diensteid eines bestimmten Standes — des Soldatenstandes — und unterscheidet sich, oberflächlich betrachtet, von anderen Diensteiden nur durch die Schwere des Einsatzes, der vom schwörenden Soldaten gefordert wird, des Einsatzes des Lebens. Genau genommen aber verpflichtet sich auch jeder andere, der einen Diensteid leistet, zu diesem Einsatz. Der Magistratsbeamte, dem ein Haufen von Revolutionären die Stadtkasse entreißen will, hat sie auf Grund seines Beamteneides unter Einsatz seines Lebens zu schützen; der Richter, dem sein Herrscher einen Justizmord befiehlt, muß bereit sein, zur Wahrung des Richtereides das Schaffott zu besteigen. Der Unterschied zwischen Fahneneid und sonstigen Diensteiden besteht also nur darin, daß der Lebenseinsatz bei dem Soldaten zu den vom Eide geforderten regelmäßigen Berufspflichten gehört, bei anderen Eidleistenden aber nur in außerordentlichen Fällen Ereignis werden dürfte, also in der Eidesformel unerwähnt bleibt, wiewohl er als selbstverständliche Pflicht in Fällen, die ihn erheischen, mitverstanden wird. Der Unterschied ist demnach, wie schon zuvor behauptet wurde, unwesentlich. Mit anderen Worten: Was von dem Fahneneide gilt, gilt auch von jedem anderen Diensteid, und was von Diensteiden gilt, die keine Fahneneide sind, gilt auch vom Fahneneide.

### Wem wird der Eid geleistet?

In den erblichen Monarchien scheint das sehr klar zu sein, jedenfalls ist es für unsere Betrachtung geeignet, vom Diensteid unter ihnen auszugehen. Er wird dem Kaiser, König oder welchen Titel der Fürst nun gerade führt, geleistet, und zwar unter Nennung des Namens: z. B. dem König Wilhelm oder dem König Georg, und, stirbt der betreffende Herrscher, dessen Nachfolger, wiederum unter Nennung von dessen Namen: z. B. dem König Friedrich oder König Eduard. Dabei ist zu bemerken, daß, obwohl der Wortlaut des Eides den König mit Namen nennt, wie es unsere Beispiele zeigen, der Eid doch nicht dem betreffenden Manne, der so heißt und die Krone trägt, nicht also der Person des Mannes namens Wilhelm oder Georg, gilt, sondern diesem Manne namens Wilhelm oder Georg nur als dem Herrscher — sagen wir kurzweg als dem König. Ich gelobe also mit diesem Eide Treue und Gehorsam diesem Wilhelm oder Georg, insofern er König ist, d. h. Inhaber des Herrscheramtes, und insoweit er dieses Amt ausübt, zu welchem ganz bestimmte Pflichten, Rechte und Verrichtungen gehören. Und zwar ist dieses Amt dem Wesen nach die Personifikation oder die Verkörperung des Staates; es hat zum Gegenstand dessen oberste Vertretung und zur Tätigkeit das

Wirken für sein Wohl, zu dem auch seine Ehre gehört. So gilt denn der Diensteid dem Manne, welcher diesen Voraussetzungen entspricht, nicht aber dem Manne Wilhelm oder Georg in jedem Sinne oder nicht diesem Manne im allgemeinen, lediglich menschlichen Sinne.

Da in den erblichen Monarchien bei dem Tode des Herrschers dessen Nachfolger ohne weiteres an die Stelle des Verstorbenen tritt und damit in dessen Pflichten und Rechte, fehlt dem Brauche, Truppen und Beamte auf den neuen Herrscher zu vereidigen, streng genommen die rechtliche Notwendigkeit. Der Eid gelobt Treue dem Amtsinhaber, nicht dem Menschen Wilhelm oder Georg als solchem, und da der vorige Amtsinhaber sich in dem folgenden fortsetzt, müßte der Eid auch diesem gegenüber gelten und keiner Erneuerung auf den Namen des neuen Herrschers bedürfen. So wenig die erbliche Monarchie durch den Tod eines Monarchen unterbrochen wird, so wenig wird durch dieses Ereignis der geschworene Gehorsam unterbrochen; der alte französische Ausruf, der beim Tode des dortigen Königs von Herolden getan wurde: „Der König ist tot, es lebe der König!“ entspricht genau der Tatsache, daß sowohl das Herrscheramt als auch die dem Herrscher geschworenen Eide vom Tode eines Herrschers nicht berührt werden. Nichtsdestoweniger ist es schon seit alters Brauch, bei jedem Wechsel in der Person des erblichen Monarchen den Truppen wie den Beamten neue Eide abzuverlangen, ein Brauch, der bei Wahlmonarchien, in denen das Königtum bis zur Neuwahl ruhte und nicht vom Vorgänger zum Nachfolger fortlief, sondern von diesem erneuert wurde, notwendigerweise gefordert wurde und vielleicht noch aus Zeiten herrührt, wo die meisten europäischen Monarchien, vorzüglich die germanischen und die slawischen — Römisches Reich, Schweden, Dänemark, Norwegen, Polen, Böhmen, Ungarn und das russische Großfürstentum — Wahlmonarchien waren. Es wird zu diesem Brauche aber auch deshalb gekommen sein, weil auch bei Monarchien nicht in allen Fällen die Erbfolge einwandfrei feststand, Thronstreitigkeiten infolgedessen drohten und daher nur die baldige Vereidigung auf den für nächstberechtigt geltenden Erben die Fortdauer von Ruhe und Ordnung im Staate verbürgte; vor allem aber geschah und geschieht die Neuvereidigung zur Vermeidung von Mißverständnis mit Rücksicht auf die Meinung der Menge, der — wenigstens heute — der Sinn für die Ununterbrochenheit und Ununterbrechbarkeit der erblichen Monarchie fehlt; es gibt nur wenige Menschen, die da begreifen, daß der einem erblichen König geschworene Eid auch dem Nachfolger, der an des Verstorbenen Stelle tritt, gilt; anderseits ist, um das zu begreifen, durchaus keine staatsrechtliche Bildung nötig. Der Sinn für dieses Rechtsverhältnis findet sich gerade oft bei ganz schlichten, unverbildeten, für „rückständig“ gescholtenen Leuten. Sie „verstehen“ vielleicht dieses Verhältnis nicht, aber „sie haben es im Leibe.“

Wir verweilen so ausführlich bei den Diensteiden in erblichen Monarchien, weil sich an ihnen am klarsten darstellen ließ, daß diese Eide, trotz Nennung der Person, die etwa ein Königsamt innehat, nicht dieser als solchen, sondern ihr nur, soweit sie Amtsinhaber ist, gelten. Genau so verhält es sich in Republiken, möge an ihrer Spitze eine Person stehen oder mehrere und jene eine den Titel eines Präsidenten oder irgendeinen anderen führen. Der Eid

gilt nicht dem Manne, der das Amt innehat, sondern ihm als dem Inhaber dieses Amtes und für die Dauer der Amtszeit. Der Eid erlischt im Augenblick, da jenes Mannes Amtszeit abgelaufen; er ist — wie bei Wahlmonarchien — dem Nachfolger gegenüber neu zu leisten.

Es ist ein Unding, ein Unsinn, sowohl vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet als von dem des schlichten Menschenverstandes, wenn ein Diensteid — auch der Fahneneid — dahin verstanden wird, daß er Gehorsam dem Staatsoberhaupt hinsichtlich aller seiner Äußerungen meint, einschließlich seiner den Staat an Wohl und Ehre schädigenden Einfälle oder Willkürlaunen. Nicht einmal das vielgescholtene „Gottesgnadentum“ der Monarchen rechtfertigt einen so weitgehenden Gehorsamsanspruch. Das Gottesgnadentum, richtig, das heißt christlich verstanden, ist übrigens — wiewohl es unseres Wissens nicht geschehen — ebensogut dem Präsidenten einer Republik, Bürgermeister eines Stadtstaates wie einem Monarchen beizulegen; es besagt nicht nur, daß der betreffende Mann sein Amt durch Gottes Fügung — die Gnade ist — erhalten hat, sondern auch, daß er es als Gottes Stellvertreter führt, was aber nicht heißen soll, daß sein Wille als Gotteswillen zu achten ist, sondern daß er als der Statthalter Gottes den eigenen Willen nach Gottes Willen richten soll, mit anderen Worten: nicht seiner Willkür, sondern den Gottesgeboten folgen. Zur Hitlerzeit aber begegnete einem eine Auffassung von Herrscher und Untertanengehorsam, die von keinem Gottesgnadentum christlicher Prägung gerechtfertigt werden konnte, ja, ihm widerspricht, sich hingegen im orientalischen Gottkönigtum kundtut und von da, manch Unheil stiftend, sich in das römische Recht hat einschleichen können mit dem berüchtigten Satze: „Et quod principi placuit legis habet vigorem“ — „Auch was dem Herrscher gut dünkt, hat Gesetzeskraft.“

Diese Auffassung, ungermanisch, unchristlich, unabendländisch, fand allgemeine Anerkennung im Gehorsamsanspruch Hitlers, wie folgender Vorfall beispielsweise dartut: Der Rektor der Berliner Universität fragt — es war im Jahre 1937 — einen Studenten, was er wohl tun würde, wenn ihm der Führer ein Verbrechen befähle. Der Student erwidert, der Führer werde ihm kein solches befehlen. „Sie drücken sich um die Antwort“, sagt der Rektor und wiederholt die Frage. Der Student erwidert, er würde den Gehorsam verweigern. „Dann sind Sie kein rechter Deutscher“, erklärt ihm der Rektor. Auch abendländische Herrscher von Gottes Gnaden haben Unrecht von ihren Untertanen gefordert und bisweilen Gehorsam gefunden; allein das abendländische Rechtsbewußtsein brandmarkte in solchen Fällen so den Herrscher wie den Gehorsamenden, es bestritt dem Herrscher einen solchen allgemeingültigen Gehorsamsanspruch. Das deutsche Rechtsbewußtsein der Gegenwart — wir sagen absichtlich „Gegenwart“, da, wiewohl die Hitlerherrschaft verschwunden ist, die Gesinnung, von der sie getragen wurde, nicht hat so rasch weichen können — das deutsche Rechtsbewußtsein der Gegenwart aber nahm an solch einem Anspruch keinen Anstoß, erklärte seine Befriedigung für Pflicht und erwies damit eine Entartung, einen Verfall, der übrigens nur eine der vielen Erscheinungen des deutschen geistigen und seelischen Verfalls bedeutet, dem Gott steuern möge.

Wir wollen diesem Beispiel aus einer Verfallszeit — der Zeit, in der wir leben — ein solches entgegenhalten, das wir absichtlich aus der Zeit des anerkannten Königtums von Gottes Gnaden und aus Preußen wählen, welches mit Recht für das disziplinierteste, das heißt gehorsamfreudigste deutsche Land gilt und für den Herd der Disziplinierung des übrigen Deutschlands: 1760, im Siebenjährigen Kriege, befahl Friedrich II. von Preußen dem Obersten von der Marwitz, der das vornehme Kavallerieregiment „Gensdarmes“ befehligte, das sächsische Schloß Hubertusburg zu zerstören und zu plündern aus Rache dafür, daß die Sachsen zuvor Schloß Charlottenburg bei Berlin geplündert hatten. Marwitz führte den Befehl nicht aus, antwortete dem König, der ihn bei Tafel nach der Ausführung fragte, kurz mit „Nein“ und, als der König einige Tage darauf ihn nochmals fragte, mit den folgenden Gründen: er habe den Befehl nicht ausgeführt, „weil sich dies allenfalls für Offiziere eines Freibataillons“ — „Partisanen“ würden wir heute sagen — „schicken würde, nicht für den Kommandeur des Regiments Gensdarmes.“ Er wurde fortan vom König stets zurückgesetzt, bat um den Abschied, erhielt ihn nicht und hörte ganz einfach auf, seitdem in Dienst zu gehen. Als Friedrich sich hernach eines anderen besann und ihn befördern wollte, erklärte er, das könne er nicht annehmen, solch eine Behandlung, wie ihm widerfahren, könne kein König wieder gutmachen. Er bat nochmals um Abschied und erhielt ihn. Auf seinem Grabstein aber steht: „Er sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen. Wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte.“ — Also: im gehorsamfreudigsten Heere zur Zeit des Königtums von Gottes Gnaden verweigert ein durch Fahneneid verpflichteter Offizier den Gehorsam, wo dieser der Ehre widerspricht; aus dem gleichen Rechtsbewußtsein hätte er auch verweigert werden dürfen — und müssen — wenn er den Dienstverpflichteten in Widerspruch zur Sittlichkeit und zum Gewissen gebracht hätte. Bezeichnend ist es aber, daß der König von Gottes Gnaden und König von echt königlichem Verantwortungsgefühl solch einem Gehorsamsverweigerer seinen Groll nur durch Ungnade bezeugte; Adolf Hitler ließ in solchen Fällen cäsarisch, großkönig- oder kalifenmäßig nach orientalischer Weise hinrichten.

Niemals auch kann der Treueid gegenüber einem Herrscher — sei er nun Monarch oder Präsident einer Republik — Gehorsam meinen, wo das Staatsoberhaupt gegen die eigene Amtspflicht, gegen das Staatswohl, das nie von der Sittlichkeit zu trennen ist, sei es böswillig, sei es leichtfertig — spielerhaft — sei es aus Unzurechnungsfähigkeit, handelt; damit hört er ja auf, den Staat zu vertreten, hört er auf, dessen Verkörperung zu sein. Zwei Beispiele seien hier angeführt. Auch die Mörder des Kaisers Paul von Rußland hatten ihm Treue geschworen und, soweit Offiziere, den Fahneneid geleistet; man halte uns nicht dagegen, sie hätten russischem Empfinden gemäß gehandelt; es gab, gerade unter ihren Leitern, Deutsche wie den Grafen Pahlen und den Feldmarschall Grafen Benningsen. Als aber der wahnsinnig gewordene Kaiser den Staat durch seine Willkür und Mißleitung zu verderben drohte, schwor sich seine Umgebung dazu, ihn zur Abdankung zu zwingen, und da der nachts

überfallene Kaiser sich weigerte und wütend wehrte, schlugen die Verschworenen ihn nieder und erdrosselten ihn mit Feldmarschall Benningssens Schärpe. In ganz richtiger Auffassung des Sachverhaltes unterschrieb einer der Mörder hernach einen Brief an den neuen Kaiser Alexander I. folgendermaßen: „Fürst Jaschwill, vor Eurer Majestät der Mörder Ihres Vaters, vor Gott der Retter Rußlands.“

Ebenso richtig aber handelten auch die bayerischen Minister, die 1886 den irrsinnigen König Ludwig II. absetzten. Sie hatten ihm den Diensteid geschworen; sie faßten diesen aber richtig auf, nicht als die Pflicht, jenem Manne Ludwig aus dem Hause Wittelsbach in allem zu Willen zu sein, sondern nur, insoweit er sein Königsamt ausübte und auszuüben imstande war. Wenn sie mit dem Gehorsam vor der Person dieses Königs namens Ludwig brachen, so wahrten sie damit gerade ihre Treue gegenüber dem König von Bayern, der das Land zu vertreten und zu verkörpern hatte — was König Ludwig II. infolge seines Irrsinns nicht mehr vermochte.

Von diesen beiden Beispielen hier gewinnt man den Blickpunkt auch für die Verschwörung vom 20. Juli 1944 gegen Hitler. Diensteid und Fahneneid nach germanischer und abendländischer Auffassung verlangten gerade den Bruch des Gehorsams gegenüber einem Herrscher, der das Land ins Verderben stürzte, es also nicht mehr vertrat noch verkörperte. Es ist diese Tat von einem der damaligen Machthaber als „Untreue“ gescholten worden und daher als „unerhört“ unter Germanen, denen Treue über alles gehe. Leider erweist nun die Geschichte, daß die Germanen keineswegs sich durch so große Treue ausgezeichnet haben, wichtiger aber ist folgendes: Treue des Gehorsamenden setzt nach germanischem, abendländischem Empfinden Treue des Gehorsamen Heischenden voraus; Voraussetzung der Treue des Eidesleistenden ist die Treue des Eidesempfängers gegen dessen Herrscherpflicht. Die völlige Pflichtvergessenheit jener Spieler, die Hitler und seine Helfershelfer waren, machte den Dienst- und Fahneneid, der ihm geleistet worden war, gegenstandslos, ungültig. Es ist nur noch zu bedenken, daß in solchen Fällen, die sich in der Geschichte stets wiederholen und bis zum jüngsten Tage wiederholen werden, nicht jeder Musketier, Kompanieführer oder Regimentskommandeur entscheiden kann, ob das Staatsoberhaupt versagt und der Gehorsam ihm um der Wahrung des Eides willen zu verweigern ist oder nicht. Die Entscheidung hierüber werden nur solche Männer treffen können, die hoch genug stehen, um die Verhältnisse zu übersehen und die daher die Verantwortung für das Ganze übernehmen und tragen können. Bei den drei Beispielen, die wir hier anführten — der Ermordung Pauls von Rußland, Absetzung Ludwig II. von Bayern und der Verschwörung vom 20. Juli 1944, traf das zu, ob nun jene zwei ersten Unternehmungen glückten und das jüngste nicht. Die Verschwörung scheiterte, die Männer, die sie unternommen hatten, starben durch Henkershand. Es mögen auch ganz wenige Ehrgeizlinge unter ihnen gewesen sein; es waren aber in der weit überwiegenden Mehrzahl ganz lautere; diese sind für das Vaterland gestorben, für das Recht und nicht im Widerspruch zu Eid und Treue, sondern in deren tieferer Auffassung.

## Unternehmen Seelöwe

### *Die geplante Invasion Großbritanniens*

Der nachfolgende Aufsatz ist ein aus dem englischen Original übersetzter Auszug aus „The Nuremberg Documents / Some Aspects of German War Policy 1937—45“, einem Dokumentenwerk, das in diesen Tagen in Buchform bei Allen & Unwin in London erscheint. Ihm liegen ausschließlich erbeutete deutsche Geheimdokumente zugrunde, die im Verlauf des Nürnberger Prozesses von der Anklage vorgelegt wurden.

„Unser Ziel wird immer sein, England auf die Knie zu zwingen.“

So Hitler in seiner geheimen Ansprache an seine Oberkommandierenden am 23. Mai 1939, drei Monate vor Kriegsausbruch.

Wie war das zu erreichen?

„Ein Land kann nicht von der Luftwaffe allein besiegt werden“, sagte Hitler in der gleichen Rede. „Man kann nicht alle Ziele zu gleicher Zeit angreifen, und die Versäumnis von nur wenigen Minuten würde entsprechende Gegenmaßnahmen auslösen.“

Trotzdem beginnt Hitlers Strategie, mit dem Ziel, „England auf die Knie zu zwingen“, mit dem Plan eines Luftbombardements.

### Bomben auf England.

Am 25. August 1938, als die Vorbereitungen für eine deutsche Invasion der Tschechoslowakei auf Hochtouren liefen und München noch fünf Wochen fern war, richtete der Generalstab der deutschen Luftwaffe an alle Kommandeure eine geheime Anweisung, bezüglich des Unternehmens „Erweiterter Fall Grün“. „Fall Grün“ war der Deckname für die Invasion der Tschechoslowakei, und die „Erweiterung“, die zeitweise den speziellen Decknamen „Fall Rot“ hatte, bezeichnete gleichzeitigen Krieg im Westen, falls Frankreich die Feindseligkeiten gegen Deutschland, unter aktiver militärischer Hilfe Englands, in Erfüllung seiner Vertragsverpflichtungen gegen die Tschechoslowakei eröffnen würde. Die Operationspläne der deutschen Luftwaffe waren auf dieser Voraussetzung aufgebaut. Aber 1938 war die „Luftwaffe“ noch keine überwältigende Macht. Sie mußte mit ihren Reserven vorsichtig haushalten und sich auf die allerwichtigsten Ziele konzentrieren, um Maximalergebnisse zu erreichen.

Das Hauptzielgebiet war natürlich Frankreich. Aber England steht an zweiter Stelle. In einem besonderen Abschnitt, der sich mit der Vorbereitung der Ziel-daten beschäftigt, bestimmt die Anordnung: „Übersichtskarten britischer Bodenorganisationen (Flugfelder) sind ungefähr zu 90 Prozent fertig. Sie sind an die Luftwaffengruppe II zum Druck weitergegeben worden und zur Ergänzung durch einzelne Sonderkarten. Es ist Befehl erteilt, diese bis zum 15. September 1938 fertigzustellen. Soweit lebenswichtige industrielle Ziele in

Frage kommen, ist die Arbeit auf Lebensmittel- und Rohölreserven und die Docks in den Bezirken von London und Hull ausgedehnt worden, d. h. Übersichtskarten, Sektorkarten, teilweise durch Luftreliefaufnahmen und Bodenpanoramen erweitert. Diese werden vervielfältigt werden, nachdem die Zielkarten der Bodenorganisation gedruckt worden sind. Es ist nicht zu erwarten, daß sie vor dem 20. Oktober 1938 fertig sein werden. Taktische Karten von London und Hull werden an die Kommandostellen noch vor Ende September ausgegeben."

Das war im August 1938. Wie man sieht, stand das Bombardement von London selbst damals an erster Stelle, mindestens in der Planung. Für die Ausführung dieser Pläne bestanden ernsthafte Schwierigkeiten, welche die Anweisung hervorhebt. Das folgende Kapitel „Vorschläge für unsere eigene Durchführung des Luftkrieges" stellt fest:

„Die Frage, ob es angebracht ist, den zusammengefaßten Einsatz unserer Streitkräfte bis zum Frühling aufzuschieben, muß negativ beantwortet werden. Das Kräfteverhältnis würde sich wesentlich zu dieser Zeit zu unseren Ungunsten verschoben haben infolge weiterer Fortschritte der französischen und britischen Flugzeugindustrie und Einfuhren aus Nordamerika."

Noch trennen uns zwei Jahre von der Luftschlacht um Großbritannien, die tatsächlich die Waage zu Deutschlands Ungunsten senkte, doch Görings Luftwaffenstab war sich der Mängel so weitgehend bewußt, daß man selbst damals nicht glaubte, es sich leisten zu können, sechs Monate zu warten, aus Furcht, die Überlegenheit zu verlieren. Die Anweisung fährt fort:

„Da unsere Streitkräfte als klein bezeichnet werden müssen, selbst wenn wir die Zahl von fünf Luftflotten als Grundlage annehmen, kann die Aufgabe nur erfüllt werden durch konzentrierte Schläge gegen die schwächsten Punkte des Feindes. Zu diesem Zweck muß die Auswahl der Ziele mit äußerster Sorgfalt getroffen und auf die entscheidenden Punkte begrenzt werden." Nach der Feststellung, daß „Angriffe auf Paris nur als Vergeltung ausgeführt werden sollten", legt die Anweisung fest, daß „Angriffe gegen Ziele auf den britischen Inseln als nicht zu verantworten, im Hinblick auf die kleine Anzahl unserer Kampfkräfte" angesehen werden müssen.

Später, nachdem noch einmal unterstrichen worden ist, daß zusätzlich zu den der Luftwaffe in Frankreich gestellten Aufgaben „keine Operationen großen Maßstabes gegen Ziele auf den britischen Inseln ausgeführt werden könnten", fährt die Anweisung fort:

„Immerhin muß alles vorbereitet werden, um Vergeltungsangriffe auf London jederzeit möglich zu machen. Im Hinblick auf die Stärke der Luftverteidigung in und um London ist ein Erfolg nur wahrscheinlich, wenn starke Kräfte zur Verfügung stehen. Zusätzlich können gelegentliche Störangriffe gegen Ziele in Süd- und Südostengland in Betracht gezogen werden, besonders, wenn das Wetter eine Pause in Frankreich erzwingt. Ein zweites Ziel solcher Angriffe wäre, dadurch starke Verteidigungskräfte in Großbritannien zu binden. Sollten noch stärkere Bomberformationen — mindestens drei Luftflotten — zur Verfügung stehen, nachdem die französischen Ziele erfolgreich angegriffen worden sind, so könnten sie vorteilhaft in Angriffen gegen die Lebensmittelversorgung

Englands, speziell Londons, eingesetzt werden. Immerhin muß betont werden, daß entscheidende Erfolge nur dann als möglich erachtet werden, wenn erheblich stärkere Kräfte zur Verfügung stehen und wenn die westlichen Häfen ebenfalls Luftangriffen ausgesetzt werden."

Das waren sichtlich jene Tage, da Göring noch verhältnismäßig bescheiden war, als er noch eine nüchterne und realistische Anschauung davon hatte, was seine eigenen begrenzten Kräfte erreichen konnten, zusammen mit einer uns heutzutage recht übertrieben erscheinenden Einschätzung der damaligen Verteidigungsmöglichkeiten Großbritanniens. Wenn man heute auf diesen Plan zurückblickt, im Lichte dessen, was während des Luftkrieges über England wirklich geschah, kommt einem dieses ganze Bild reichlich schief und verrutscht vor. Aber es enthält tatsächlich schon die Elemente der späteren Ereignisse, und in den zwei Jahren, die noch vergehen sollten, verminderte sich die Diskrepanz, mindestens auf deutscher Seite, beträchtlich.

### Lehren des letzten Krieges?

Nachdem er die gesamte Tschechoslowakei in die Tasche gesteckt hatte, unterzog Hitler unverzüglich sämtliche Faktoren einer Prüfung, die eine Rolle spielen mußten, im Falle er in einen Krieg gegen Großbritannien und Frankreich verwickelt würde — als Folge seines geplanten Angriffes auf Polen. In seiner Besprechung mit seinen Oberkommandierenden am 23. Mai 1939 verweilt er lange beim Thema England. Er kommt zu dem Schluß, daß „England die hauptsächlich treibende Kraft gegen Deutschland ist“, und stellt fest, daß seine Stärke in folgenden Faktoren liegt:

„Die Engländer sind stolz, mutig, zäh, entschlossen im Widerstand und begabte Organisatoren. Sie wissen, wie man jede neue Entwicklung ausnutzen kann. Sie haben die Liebe zum Abenteuer und die Tapferkeit der nordischen Rasse. Die Qualität wird durch Zersplitterung der Kräfte gesenkt. Der deutsche Durchschnitt ist höher.“

„Weltmacht als solche. Sie ist seit dreihundert Jahren konstant. Sie ist durch die Hinzuziehung Allierter erweitert worden. Diese Macht ist nicht nur etwas ganz Konkretes, sondern sie muß auch als eine psychologische Macht angesehen werden, die die ganze Welt umfaßt. Hierzu kommt unermesslicher Reichtum mit dem entsprechenden finanziellen Kredit.“

„Schließlich geopolitische Sicherheit und Schutz durch starke Seestreitkräfte und eine mutige Luftwaffe.“

Man kann nicht sagen, daß dies eine oberflächliche oder ungenaue Analyse sei. Diesmal ist der Krieg nahe, und Hitler glaubt nicht an einen neuerlichen Kompromiß. In dieser Rede bezeichnet er als sein Ziel: „England auf die Knie zu zwingen“, und gibt zu, daß dies durch die Luftwaffe allein nicht erreicht werden kann.

Wie sonst ist es zu erreichen? Hitler analysiert Englands Schwächen.

„Wenn wir im Ersten Weltkrieg zwei Schlachtschiffe und zwei Kreuzer mehr gehabt hätten und wenn die Skagerrakschlacht am Morgen begonnen hätte, wäre die englische Flotte geschlagen und England auf die Knie gezwungen worden.“

Das hätte das Ende jenes Krieges bedeutet. In früheren Zeiten genügte es nicht, die Flotte zu besiegen; man hätte landen müssen, um England zu besiegen. In jenen Tagen war England in der Lage, sich selbst zu ernähren. Heute ist das nicht mehr möglich.“ Für Hitler ergibt sich daraus, daß „im Augenblick, wo Englands Lebensmittelzufuhren abgeschnitten sind, es zur Kapitulation gezwungen ist. Sein Lebensmittel- und Treibstoffimport hänge vom Schutz durch die Flotte ab. Wenn die deutsche Luftwaffe britischen Boden angreift, wird England nicht in einem Tag zur Kapitulation gezwungen werden. Es besteht kein Zweifel, daß ein Überraschungsangriff zu einer schnellen Entscheidung führen könnte. Trotzdem wäre es verbrecherisch von der Regierung, sich ganz auf das Überraschungsmoment zu verlassen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Überraschung wirkungslos gemacht werden kann 1. durch Enthüllungen außerhalb der militärischen Kreise, die direkt damit befaßt sind; 2. durch reinen Zufall, der den Zusammenbruch des ganzen Unternehmens verursachen kann; 3. durch menschliche Unzulänglichkeit; 4. durch die Wetterlage.“

Es ist interessant, daß zu diesem Zeitpunkt Hitler eine tatsächliche Landung in England als eine veraltete und unnötige Methode ansah, es zur Kapitulation zu zwingen. Viele Menschen, nicht nur in Deutschland, hätten wahrscheinlich zu jener Zeit seine Annahme geteilt. Aber was interessanter und erheblich seltsamer ist als die Tatsache, daß er sich schließlich doch darauf beschränken mußte, diese antiquitierte Methode zu versuchen, ist sein offensichtliches Vertrauen, daß die kombinierte Nazi-Flotte und Luftwaffe in der Lage sein würden, die vereinigte britische Flotte und Luftwaffe zu vernichten. Denn das ist eindeutig sein Plan, obwohl er es klarmacht, daß er ihn als eine Überraschung aus heiterem Himmel betrachtet, eine einzig dastehende, völlig unerwartete Aktion. Und das „wird nur möglich sein, wenn wir nicht wegen Polen in einen Krieg mit England verwickelt werden.“

In der Annahme, daß es möglich sein werde, wenigstens in den Anfangsstadien des Krieges, England dem Konflikt fernzuhalten, bestimmt er, daß „das endgültige Datum zum Handeln rechtzeitig vorher festgelegt werden muß. Über diese Zeit hinaus kann die Spannung nicht für lange durchgehalten werden. Man muß bedenken, daß Wetterverhältnisse jeden überraschenden Angriff durch Flotte und Luftwaffe unmöglich machen können. Es muß der Versuch gemacht werden, dem Feind einen tief einschneidenden oder den endgültigen und entscheidenden Schlag zu versetzen. Betrachtungen über Recht oder Unrecht oder Verträge spielen hierbei keine Rolle.“ Um dies zu erreichen, „muß die Armee die für die Flotte und Luftwaffe lebenswichtigen Positionen halten. Wenn Holland und Belgien erfolgreich besetzt und gehalten sind und wenn Frankreich auch geschlagen ist, werden die grundlegenden Vorbedingungen für einen erfolgreichen Krieg gegen England gesichert sein. England kann dann vom westlichen Frankreich und nahen Stützpunkten durch die Luftwaffe blockiert werden, während die Marine mit ihren Unterseebooten den Blockadebereich ausdehnen kann.“

Hier haben wir das genaue Muster, nach dem die Dinge ablaufen sollten. Was wäre das voraussichtliche Ergebnis dieser Konstellation?

Hitler erklärt:

a) England wird nicht in der Lage sein, auf dem Kontinent zu kämpfen.

- b) Tägliche Angriffe durch Luftwaffe und Flotte werden seine sämtlichen Lebenslinien durchschneiden.
- c) Die Zeit wird nicht auf Seiten Englands sein.
- d) Deutschland wird nicht in einem Landkrieg verbluten.

Diese Strategie, erklärt Hitler, „ist durch den Ersten Weltkrieg und spätere militärische Operationen als notwendig erwiesen. Der Erste Weltkrieg hat uns zu folgenden strategischen Betrachtungen gezwungen, die sich als unausweichlich aufzwingen:

1. Mit einer stärkeren Kriegsflotte beim Ausbruch des Krieges oder einem motorisierten Aufmarsch der Armee gegen die Kanalhäfen wäre das Ende anders ausgefallen.

2. Ein Land kann nicht durch eine Luftwaffe niedergezwungen werden. Es ist unmöglich, alle Objekte gleichzeitig anzugreifen, und eine Pause von wenigen Minuten würde Gegenmaßnahmen hervorrufen.

3. Der unbegrenzte Gebrauch aller Hilfsmittel ist unerlässlich.

4. Sowie die Armee, in Zusammenarbeit mit Luftwaffe und Flotte, die wichtigsten Positionen in ihre Hand gebracht hat, wird die industrielle Produktion nicht mehr in das Faß ohne Boden der Heereskämpfe fließen, sondern kann zum Wohl der Luftwaffe und Flotte verwandt werden.

5. Eine Waffe wird nur so lange von entscheidender Bedeutung für das Gewinnen von Schlachten sein, als der Feind sie nicht besitzt. Dies gilt für Gas, Unterseeboote und die Luftwaffe. Für die letztere würde dies zum Beispiel richtig sein so lange, wie die britische Flotte keine Gegenmaßnahmen ergreifen könnte. Das wird 1940/41 nicht mehr der Fall sein.“

### Das Muster ändert sich

Bisher war die grundlegende Annahme für Hitlers strategische Pläne gegen England gewesen, daß er mit Erfolg Großbritannien völlig aus dem Krieg heraushalten und mit all seiner Macht und ohne Warnung in dem von ihm gewählten Moment über es herfallen könnte. Diesem Blitzschlag sollte eine Überraschungsinvasion Frankreichs und der Niederlande und eine Besetzung der Kanal- und atlantischen Küsten vorangehen.

Aber die Dinge liefen anders. — Als England und Frankreich, infolge der Invasion Polens, den Krieg erklärten, revidierte Hitler sofort seine strategischen Pläne und tat das Nächstbeste. Wenn er England nicht aus dem Krieg heraushalten konnte, dann würde er sich weigern, sich auf einen Kampf mit ihm einzulassen und wollte völlig in der Defensive bleiben.

„Weisung Nr. I. für die Führung des Krieges“, von Hitler am 31. August 1939 herausgegeben und gezeichnet, stellt nachdrücklich fest: „Es ist wichtig, daß man die Eröffnung der Feindseligkeiten im Westen völlig England und Frankreich überläßt. Die deutsche Landesgrenze im Westen darf ohne meine ausdrückliche Einwilligung an keinem Punkt überschritten werden. Das gleiche gilt für kriegsmäßige Handlungen zur See oder alles, was als solche ausgelegt werden könnte.“

Immerhin gibt es eine wichtige Ausnahme. „In der Kriegführung gegen Handelsschiffe hat sich die Flotte auf England zu konzentrieren. Um die Wir-

kung zu vertiefen, wird eine Erklärung über Gefahrenzonen erwartet." Und weiter, „in der Kriegführung gegen England müssen Vorbereitungen getroffen werden, die Luftwaffe einzusetzen, um den Schiffsverkehr, die Rüstungsindustrie und Truppentransporte nach Frankreich zu schädigen. Jede günstige Gelegenheit, einen wirkungsvollen Angriff auf zusammengezogene britische Flotteneinheiten, speziell Schlachtschiffe und Flugzeugträger zu führen, muß voll ausgenutzt werden." Die Weisung endet mit diesen Worten:

„Die Entscheidung über Luftangriffe auf London behalte ich mir vor. Angriffe auf das englische Mutterland müssen vorbereitet werden, wobei immer im Auge behalten werden muß, daß, was auch immer geschehen möge, ungenügender Erfolg mit Teilkraften vermieden werden muß.“

Am 23. November 1939, nach dem Abschluß des Polenfeldzuges, rief Hitler seine Oberkommandierenden zusammen und gab einen Überblick über die Lage. Das Protokoll dieser Ansprache wurde in den Archiven des OKW in Flensburg gefunden.

„Ich bin beunruhigt über das immer stärker werdende Auftreten der Engländer“, erklärte Hitler. „Der Engländer ist ein zäher Feind. Vor allen Dingen in der Verteidigung. Es besteht kein Zweifel darüber, daß England in Frankreich spätestens in sechs bis acht Monaten erheblich vertreten sein wird.“ Wenig, wenn überhaupt etwas, ist von der ursprünglichen anglo-deutschen Konstellation, wie Hitler sie sich vorgestellt hatte, übriggeblieben. Nicht nur hatte er England nicht aus dem Krieg heraushalten können bis zu dem von ihm gewählten Augenblick, auch seine zweitbeste Berechnung, nämlich England nicht auf dem Kontinent bekämpfen zu brauchen, schien sich ebenfalls als Fehlrechnung zu erweisen. Unter diesen Umständen konzentrierte er seine Hauptaufmerksamkeit darauf, Englands lebenswichtige Zufahrtslinien zu durchschneiden und seine Lebensmittelfuhr zu lähmen. Aber die Schwierigkeit ist immer noch, wie man an England herankommen kann. „U-Boote, Minen und die Luftwaffe könnten gegen England wirksam vorgehen, wenn wir eine bessere Startbasis hätten. Zur Zeit wird für einen Flug nach England so viel Benzin benötigt, daß nicht genügend Bomben mitgenommen werden können. Die Erfindung eines neuen Minentyps ist für die Flotte von größter Wichtigkeit. Von jetzt an werden Flugzeuge unsere Hauptminenleger sein.“ Wir werden die englische Küste mit Minen besäen, die nicht geräumt werden können. Aber dieser Minenkrieg, in dem wir, die Luftwaffe gebrauchen, erfordert eine andere Startbasis. England kann ohne Import nicht leben. Wir können uns selbst ernähren. Das fortgesetzte Besäen der englischen Küsten mit Minen wird England auf die Knie zwingen. Allerdings können wir das nur erreichen, wenn wir Belgien und Holland besetzen.“

Einige Monate später ergänzte Hitler dies in seiner Weisung für die Besetzung Dänemarks und Norwegens, datiert vom 1. März 1940, durch den Befehl, daß die Luftwaffe, nachdem die Besetzung durchgeführt ist, die Luftverteidigung sichern und dann norwegische Flughäfen für den Luftkrieg gegen England benutzen wird.

Die „besseren Startplätze“ wurden im Frühling und Frühsommer 1940 sichergestellt. Nachdem der unerwartet schnelle Fall von Frankreich, Belgien

und Holland Hitler in den Besitz der gesamten Kanal- und französischen Atlantikküste gesetzt hatte, war die Lage, die er in seinem früheren Plan zu Grunde gelegt hatte, eingetreten. Aber war er bereit, sie auszunutzen? Immer liegt noch ein gut Teil Dunkel über diesen Punkt, und die Nürnberger Dokumente tragen wenig zu seiner Aufklärung bei. Bisher wurde allgemein angenommen, daß Hitler selbst durch die Schnelligkeit seines Erfolges im Westen überrascht und auf die nächste Phase nicht vorbereitet war, als sie begann; man schloß allgemein, daß er, angesichts des totalen Zusammenbruches von Frankreich und der Katastrophe von Dünkirchen, erwartete, England werde den Kampf aufgeben und um Waffenstillstand bitten; daß er auf diesen britischen Schritt wartete, den er als den für England einzig möglichen ansah, und daß er zu lange wartete; daß schließlich, als er merkte, daß er sich geirrt hatte, es zu spät war, seine Pläne zu ändern.

In den Nürnberger Dokumenten findet sich nichts, das diese Annahme stützt. In keiner seiner verschiedenen Ansprachen an seine Oberkommandierenden und auch nicht in seinen Unterredungen mit Jodl, Raeder und anderen, deren Protokolle wir besitzen, findet sich irgendein Hinweis, dass Hitler die automatische Kapitulation Englands nach dem Fall Frankreichs erwartete. Sollte er es getan haben, so unterließ er es, darauf hinzuweisen. Es ist nützlich, sich in diesem Zusammenhang der wichtigen Daten zu erinnern. Am 13. Juni 1940 zogen die Deutschen in Paris ein, und am 17. Juni 1940 bat Frankreich um Waffenstillstand. Die Kämpfe hörten tatsächlich einen oder zwei Tage später in Frankreich auf. Jedoch schon 14 Tage vorher, am 4. Juni 1940, entwickelte Hitler Raeder gegenüber seine nächsten Ziele nach dem Ende des Frankreichfeldzuges. Er plante, die Stärke der Armee zu reduzieren, die älteren Jahrgänge zu entlassen, besonders Spezialarbeiter, und alle seine Anstrengungen auf die Verstärkung der Flotte und Luftwaffe zu konzentrieren. Der einzige Sinn, den diese Neuverteilung und Umorganisation haben konnte, war ein voller Kräfteeinsatz gegen England. Für diese Schlacht würde Hitler tatsächlich jedes Schiff und jedes Flugzeug, dessen er habhaft werden konnte, brauchen. Seine Bemerkungen Raeder gegenüber lassen erkennen, daß er sich dieser Notwendigkeiten schon 14 Tage vor dem endgültigen Zusammenbruch Frankreichs bewußt war.

Aber dies gibt uns noch immer nicht die ganze Antwort. Wenn Hitler erwartete, daß er Großbritannien zu einem regelrechten Kampf über den Kanal hinüber stellen mußte, um es „auf die Knie zu zwingen“, bleibt es unklar, warum er mehrere kostbare Sommerwochen ohne Aktion verstreichen ließ, ehe er tatsächlich neue Pläne anlaufen ließ. Wir haben erlebt, daß Hitler bei anderen Gelegenheiten detaillierte Anweisungen für kriegsgerichtete Notoperationen erteilte, mit einer Frist von nur 48 oder 24 Stunden, und sie in Gang setzte. Der Kampf in Frankreich endete am 17. Juni 1940, und die systematischen Angriffe der deutschen Luftwaffe auf England begannen erst am 8. August 1940. Der erste Operationsbefehl für die Invasion der britischen Inseln, von dem wir Kenntnis haben, wurde erst am 17. August 1940 erteilt, als die Luftschlacht über England länger als eine Woche in Gang war und Hitler vermutlich noch zuversichtlich war, daß er sie gewinnen werde. Was geschah während der dazwischen liegenden Wochen? War Hitler einige Wochen lang des Glaubens,

daß eine kombinierte starke Anstrengung der Flotte und Luftwaffe, wenn sie vollen Gebrauch von U-Booten, Minen und anderen Seekriegswaffen machten, zuletzt genügen würde, Englands Lebenslinien durchzuschneiden und es zur Kapitulation zu zwingen, wodurch eine tatsächliche Invasion durch die Armee überflüssig geworden wäre? Man weiß es nicht. Sollte er diesen Gedanken gehabt haben, so blieb er nicht sehr lange dabei und verfolgte ihn nicht sehr intensiv. Zu welchem Zeitpunkt zwischen dem französischen Waffenstillstand und dem 17. August 1940 erkannte er, daß eine tatsächliche Invasion Großbritanniens — jene Lösung, die er ursprünglich als völlig antiquiert und unwirklich angesehen hatte — letztlich doch notwendig sei? Die Nürnberger Dokumente geben hierauf keine Antwort.

In seiner geheimen Ansprache vor der Versammlung der Gauleiter in München, am 7. November 1943, gibt uns General Jodl, damals deutscher Generalstabschef, seine eigene Version — mehr als drei Jahre nach dem Vorfall. Er sagt: „Der entscheidende Erfolg dieses Feldzuges (in Frankreich und den Niederlanden) verbesserte unsere Position auf bestmögliche Weise. Wir kamen nicht allein in den Besitz der französischen Rüstungskapazität — dazu bestimmt, uns wichtige Dienste im weiteren Verlauf des Krieges zu leisten — vor allen Dingen fiel die gesamte atlantische Küste in unsere Hand, mit ihren Kriegshäfen und Flugplätzen. Auf diese Weise war eine direkte Bedrohung des britischen Mutterlandes möglich. Nun erhob sich die Frage, ob wir den Krieg durch eine Landung im großen Stil direkt nach England hineinragen sollten, oder nicht.“

Jodl wünscht sichtlich, daß seine Zuhörerschaft von Gauleitern glaube, daß Hitler, zur Zeit des Zusammenbruchs Frankreichs, noch keine Entscheidung getroffen hätte, was er nun mit England tun werde. Er legt die Annahme nahe, daß eine „Landung im großen Stil“ nur eine von verschiedenen Möglichkeiten gewesen sei, „eine direkte Bedrohung des britischen Mutterlandes“ zu erreichen, und daß es für Hitler auch noch andere Wege gegeben hätte. Das ist nachträgliche Weisheit, die mit Überlegung zu bestimmten Zwecken von einem Menschen geäußert wurde, der es besser wußte. Tatsächlich arbeitet Jodl dieses Argument weiter aus, und wir werden alsbald darauf zurückkommen.

## Unternehmen Seelöwe

Der Deckname für die geplante Invasion Englands war „Unternehmen Seelöwe“. Der tatsächliche Operationsbefehl, welcher diesen Decknamen trug, befindet sich in alliierterem Besitz, gehört aber nicht zu den Dokumenten, die in Nürnberg vorgelegt wurden. Die Veröffentlichung geschah durch die britischen Militärbehörden in Berlin, in umschriebener Form, am 25. September 1945. Der Originaltext wurde nicht zugänglich gemacht. Der Befehl ist vom 17. August 1940 datiert. Eines der Nürnberger Dokumente — das Kriegstagebuch von Raeders Stabschef — enthält indessen eine darauf bezügliche Bemerkung, die vom Übersetzer eingeschaltet wurde und die Aufmerksamkeit auf den Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) vom 27. August 1940, in den Dokumenten „Seelöwe“ (Sea-Lion) Befehle des OKW I, Band I, „in

Verbindung mit der Verschiebung deutscher Armeeteile vom Westen nach dem Osten im August 1940" lenkt.

Da diese Dokumente zur Zeit nicht zugänglich sind, war es nicht möglich, klarzustellen, ob die Verschiedenheit der Daten auf einen Schreibfehler zurückzuführen ist oder ob es tatsächlich zwei verschiedene „Seelöwe“-Befehle, herausgegeben am 17. und 27. August, gibt, die somit die Invasionspläne in zwei verschiedenen Stadien zeigen. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf den Befehl vom 17. August 1940, wie er von der alliierten Behörde in Berlin herausgegeben wurde.

In großem Umriß war dies der Plan: zunächst sollte die deutsche Luftwaffe die Herrschaft über Südengland und dem Kanal bei Tage erreichen. Am 8. August 1940 begann daher die Schlacht über England. Sobald diese Schlacht gewonnen war, und nicht vorher, wären die Meerengen für die englische Flotte blockiert gewesen und die Invasion Englands praktisch durchführbar geworden.

Die folgenden Truppen sollten eingesetzt werden: Zur Rechten Armeegruppe A, bestehend aus der 9. und 16. Armee; zur Linken Armeegruppe B, die verstärkte 6. Armee. Diese beiden Gruppen hatten für den ersten Angriff elf Infanterie- und zwei Gebirgsdivisionen zur Verfügung. Damit hätte die Truppe, die am ersten Tage landen sollte, etwa die gleiche Stärke gehabt wie die neun alliierten Divisionen, die 1944 in der Normandie landeten, mit dem wichtigen Unterschied, daß, während die Alliierten in der Normandie eine größere Reserve besaßen, die deutsche Truppenmacht im Westen 1940 der Großbritannien 1940 im Mutterland zur Verfügung stehenden unvergleichlich überlegen war. Die beiden deutschen Armeegruppen 1940 hatten eine Reserve, die den ersten Landungen folgen sollte, von sechs Panzerdivisionen, zwei motorisierten und einer SS-Division. Zusätzlich waren neun Infanteriedivisionen in Armeen- und Armeegruppen-Reserven vorhanden, acht Infanteriedivisionen als Hauptquartier-Reserve, was eine Gesamtsumme von 39 Divisionen ausmacht, die für die Operation bestimmt waren.

Zwei Hauptlandungen sollten ausgeführt werden. Die 16. Armee sollte von Ostende, Calais und Boulogne in See gehen und in Kent und Sussex zwischen Margate und Hastings landen. Die 9. Armee sollte von Dieppe, Le Havre und Caën abgehen und in Sussex und Hampshire zwischen Brighton und Portsmouth, landen. Luftlandetruppen sollten die Ausgänge der „Romney Marshes“ säubern, ebenso die Engpässe durch die „South-downs“ hinter Brighton, und andere Schlüsselpunkte an der Brighton-Küste. Armeegruppe B sollte nicht in Aktion treten, ehe Armeegruppe A gelandet war. Sie sollte von der Cherbourg-Halbinsel starten und westlich von Bournemouth in der Bucht von Wymouth Bay landen. Zu diesem Zeitpunkt würde Armeegruppe A — wie die Deutschen ohne Zweifel rechneten — Englands Hauptreserven nach Kent abgezogen haben.

Das erste Angriffsziel bei der Armeegruppe A, nachdem die Landungstruppen in Kent und Sussex sich vereinigt hatten, war eine Linie von der Themsebucht, ungefähr bei Tilbury, südwestlich durch Caterham, Leatherhead und Aldershot nach Southampton-Water und Portsmouth. Das erste Ziel der Armeegruppe B ist nicht festgestellt. Wahrscheinlich wurde erwartet, daß sie einen mehr oder

weniger glatten Marsch nördlich durch die Dünen von Hampshire und Wiltshire machen würde. Das zweite Ziel beider Armeegruppen war eine Linie von Colchester bis zur Mündung des Severn. London sollte eingeschlossen und gesäubert werden. Darüber hinaus sollten starke motorisierte Kräfte die Industriezentren der Midlands, von South Wales, Lancashire und Yorkshire überrennen und die wichtigen Häfen besetzen.

Es besteht keine absolute Gewißheit über das Datum, für das die Invasion festgesetzt war. Aus dem umschriebenen Befehl ist zu vermuten, daß ein Datum um ungefähr den 20. Dezember 1940 ins Auge gefaßt war. Die Luftschlacht um Großbritannien wurde am 15. September gewonnen, dem Tag, an dem 185 deutsche Flugzeuge verloren gingen, und sie wurde von der RAF gewonnen. Die Beherrschung des Luftraums Südens und des Kanals bei Tag, die unerläßliche Vorbedingung für den Start einer Invasion, wurde niemals erreicht. Wäre die Schlacht um England zu Görings Gunsten ausgegangen — und wir wissen, daß der Spielraum gefährlich knapp war — und die Landungen ausgeführt worden, dann ist heute kein Zweifel darüber, daß nichts die britische Insel hätte retten können.

### *Jodl erklärt:*

Wie sah dies alles für das deutsche Oberkommando aus? Sein Gesichtspunkt und seine Interpretation der Lage interessieren uns hauptsächlich bei diesen Untersuchungen.

General Jodl stellte in seiner Münchener Rede vom 7. November 1943 fest, daß es darum ging, ob „wir durch eine Landung großen Stils den Krieg nach England tragen sollten oder nicht“. Die Weisung für Unternehmen „Seelöwe“ hat gezeigt, wie diese Frage vom deutschen Oberkommando beantwortet wurde. Hitler war fest entschlossen, seine Armeen über den Kanal zu werfen, aber Jodl versucht im Rückblick, es so darzustellen, als sei die Lage keineswegs so einfach gewesen. Er fährt fort:

„Ferner war es — im Hinblick auf die Möglichkeit, daß Amerika in den Krieg eintreten könnte — notwendig, die Besetzung einer Anzahl vorgeschobener Stützpunkte im Atlantik, zum Beispiel Island und die Azoren, ins Auge zu fassen. Von diesen Inseln aus wären wir in der Lage, besonders wirkungsvolle Aktionen gegen englische Zufuhren zu unternehmen und, Europa genau in der gleichen Weise zu verteidigen, wie Japan jetzt Großostasien sichert durch die vorgeschobenen Inselstützpunkte im Pazifik.“

Diese Feststellung soll täuschen, aber sie tut es nicht. Sie hat keinen Sinn. Zur Zeit, als Hitler die Entscheidung treffen mußte, ob er England besetzen sollte oder nicht, stand ein Eintritt Amerikas in den Krieg überhaupt nicht in Frage, und die Möglichkeit, fern, wie sie damals war, hat bestimmt bei Hitlers Berechnungen keine Rolle gespielt. Die Parallele zwischen den Azoren, Island und den britischen Inseln — alles im höchsten Maße technische kombinierte See-, Land- und Luftoperationen, voll von großen Schwierigkeiten und Gefahren — ist an den Haaren herbeigezogen und falsch. Wenn andererseits Hitler sich entschloß, Großbritannien fast unverzüglich zu besetzen, was er, wie wir wissen, tat, dann fällt der zweite Teil von Jodls Begründung ebenso unter

den Tisch — nämlich, daß diese atlantischen Stützpunkte im Kampf gegen britische Zufuhren benötigt würden. Im Fall einer erfolgreichen Invasion hätte keine Notwendigkeit mehr bestanden, Englands Zufuhrlinien zu bekämpfen. Was Jodl tut, ist eine Verschiebung der Lage von 1940 in die späteren Kriegsjahre und daraus einen gemeinsamen Schluß zu ziehen. Es wäre interessant zu wissen, wieviel Gauleiter den Pferdefuß bemerkten. Aber damals war der Zweck dieser vertraulichen Ansprache zu Anfang des fünften Kriegsjahres, die wankende Moral wieder aufzurichten und die Gauleiter, nachdem er sie bis zu einem gewissen Punkt ins Vertrauen gezogen hatte, mit brauchbaren Argumenten zu versehen, um Defaitismus zu bekämpfen und den Glauben an Hitlers Unfehlbarkeit zu stärken. Der nächste Satz Jodls zeigt das.

„Auf jeden Fall“, fährt er fort, „hielt sich der Führer sehr weise von der Inangriffnahme dieser Ziele zurück. Nicht nur die erste Durchführung, sondern auch die laufende Unterhaltung von Verbindungslinien zur See hätte ein Maß von Stärke erfordert, das unsere See- und Luftstreitkräfte nicht dauernd hätten aufbringen können.“

Die Schuld wird dem zugeschoben, was Jodl „unsere hoffnungslose Unterlegenheit zur See“ nennt, und er erklärt weiter, daß „die Landung in England, die bis zum kleinsten Detail vorbereitet war, mit improvisierten Transportmöglichkeiten nicht gewagt werden konnte, ehe die englische Luftwaffe vollkommen geschlagen war. Und hierzu waren wir niemals in der Lage, ebenso wie wir nicht fähig wären, die Sowjetarmeen vollkommen zu vernichten.

Spätere Generationen werden nicht in der Lage sein, uns vorzuwerfen, daß wir nicht das Äußerste gewagt und auch nur eine Anstrengung unterlassen hätten, diese Ziele zu erreichen, die den Krieg entschieden hätten. Aber man konnte es nicht auf sich nehmen, die deutsche Luftwaffe in der Schlacht um England sich verbluten zu lassen, mit Rücksicht auf den Kampf gegen die Sowjet-Union, der vor uns lag.“

Mit Ausnahme des letzten Satzes nähert sich Jodl hier der Wahrheit, soweit er das mit seinen Gauleitern wagen kann. In diesem letzten Satz begeht Jodl eine weitere Fälschung. Noch einmal verbindet er 1940 mit einer späteren Kriegsphase, diesmal 1941. Zu unterstellen, daß Hitler mit seiner Luftwaffe haushalten mußte „im Hinblick auf den kommenden Kampf mit der Sowjet-Union“, ist natürlich Unsinn. Zur Zeit der Schlacht um England war der Krieg mit Rußland noch nicht in Sicht. Hitler plante die Invasion der Sowjet-Union — tatsächlich wissen wir, daß er die ersten vorbereitenden Schritte im August 1940 unternahm — aber nicht einmal ein provisorisches Datum war angesetzt, und es lag völlig in seiner eigenen Hand, wann er anfangen wollte. Niemand braucht zu glauben, daß er nicht sein letztes Flugzeug eingesetzt hätte, wenn er hätte sicher sein können, dadurch die Wagschale zu seinen Gunsten zu senken und England zu schlagen. Aber er konnte dessen nicht sicher sein. Hätte er England erobert, was er getan hätte, wäre er Sieger der Luftschlacht über England geblieben, dann wäre die Gefahr eines russischen Angriffes noch weiter entfernt gewesen, als sie es sowieso war; im Gegenteil, Hitler hätte alle notwendige Zeit gehabt und noch mehr, um vorzubereiten, was dann ein neuer und völlig separater Krieg geworden wäre, den er dann hätte anfangen können, wo und wann es ihm paßte. Wir besitzen keine genauen Zahlen über die Flug-

zeugreserven, über die England und Deutschland beim Ende der Luftschlacht um England noch verfügten, und man kann vermuten, daß die Wagschale immer noch zu Gunsten Görings gegen die RAF stand, sowohl was tatsächliche Reserven als was Produktionskapazität betraf. Göring hatte gewiß eine Menge Flugzeuge, die er während des folgenden Winters verschwenden und nutzlos über England einsetzen konnte in einem Bombenkrieg, der taktisch und strategisch Hitler absolut nichts einbrachte.

### *Raeder erklärt:*

Wir besitzen ein Dokument, das eine interessante Fußnote zu dieser Frage enthält. Es ist ein Memorandum für Admiral Aßmann „zu seiner eigenen Information und nicht zur Veröffentlichung“, es trägt die Unterschrift „Raeder“ und ist vom 10. Januar 1944 datiert. Es beschäftigt sich mit der gleichen Zeitspanne, also rückblickend, und der Zweck ist sichtlich, Admiral Aßmann mit den Ansichten vertraut zu machen, die sein Chef in dieser entscheidenden Periode hatte und äußerte. Es muß hier festgestellt werden, daß Raeder immer auf dem besonderen Punkt beharrte, man solle keine Aktion gegen die Sowjet-Union unternehmen, bevor Großbritannien nicht geschlagen und die Front im Westen erledigt sei.

„Zu dieser Zeit“, sagt Raeder, „hatte der Führer seine unverrückbare Entschlossenheit bekanntgegeben, den Ostfeldzug trotz aller Gegenvorstellungen zu führen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß hiernach jegliche weiteren Warnungen völlig nutzlos waren, es sei denn, eine völlig neue Situation hätte sich ergeben. Als Chef des Marinestabes war ich niemals von der zwingenden Notwendigkeit von „Barbarossa“ (Einmarsch in Rußland) überzeugt.“

„Während des Feldzuges in Frankreich und auch während des Beginns der Vorbereitungen für „Seelöwe“ — während der Führer noch hoffte, die Luft-herrschaft zu gewinnen (die auch er als wesentliche Vorbedingung für „Seelöwe“ anerkannte) — war es zweifellos seine Absicht, sich nach dem Zusammenbruch Frankreichs auf die Flotte und Luftwaffe zu konzentrieren. Der Führer bezeichnete mir gegenüber die Truppenbewegungen zur Ostgrenze im August 1940 als eine großangelegte Camouflagemaßnahme für „Seelöwe“.“

„Die Befürchtung, daß Luftüberlegenheit über dem Kanal im Herbst 1940 nicht mehr erreicht werden könne — eine Erkenntnis, welche der Führer ohne Zweifel früher gewann als der Flottenkriegsstab, der nicht so voll informiert war über die wahren Zahlen unserer Verluste während der Luftangriffe auf England —, muß ohne Zweifel schon im August oder September den Führer veranlaßt haben, in Betracht zu ziehen, ob nicht ein Ostfeldzug tunlich sei — selbst vor dem Sieg im Westen —, um zunächst unsern letzten ernsthaften Gegner auf dem Kontinent zu erledigen.“

Es ist ein häßlicher Satz, aber er ist interessant, wenn man ihn gegen Jodls Behauptung hält, Jodl sagte zusammengefaßt: „Wir können es uns nicht leisten, weiter Flugzeuge in dieser Schlacht um England zu verschwenden, denn wir werden sie sehr bald gegen Rußland brauchen. Daher müssen wir die Schlacht um England abblasen.“ Wogegen Raeder, zusammengefaßt, sagt: „Da wir diesen Herbst in der Schlacht um England zu keinem Ergebnis zu kommen

scheinen, können wir sie ebensogut zur Zeit abblasen und inzwischen einen Krieg gegen Rußland starten. Wir können darauf zurückkommen, nachdem wir im Osten gewonnen haben.“ Zwei recht verschiedene Lesarten, von denen ohne Zweifel die zweite weniger inkorrekt und fantastisch ist.

Es lohnt sich festzustellen, daß Hitler selbst seinen eigenen Flottenchef zu täuschen versuchte — und nicht ohne Erfolg — hinsichtlich des zitierten „Camouflagezwecks“ seiner Truppenbewegungen im August 1940. Raeder scheint seine Zweifel gehabt zu haben, denn er fügt in Klammern hinzu, daß man „über diesen Punkt eine Erklärung des Oberkommandos der Wehrmacht erhalten müßte“. Aber die Tatsache bleibt, daß Hitler, der sich der Opposition Raeders gegen den „Barbarossa-Plan“ bewußt war, versuchte, ihm einzureden, die Vorbereitungen für „Barbarossa“ wären lediglich eine großangelegte Camouflage für „Seelöwe“, während sie tatsächlich eine Camouflage für die sehr realen „Barbarossa-Vorbereitungen“ waren. Die Weisung „Barbarossa“ selbst sagt das. Was Hitler tat, war nichts anderes, als seinem eigenen Flottenchef eine Gegenspionage-Propagandageschichte zu erzählen.

### *Ribbentrop erklärt:*

Wann wurde die Entscheidung getroffen, das Unternehmen „Seelöwe“ mindestens für die Saison 1940 abzusetzen? Es scheint, daß es kurz vor dem 19. September 1940 geschah. Denn an diesem Tag hatte Ribbentrop in Rom eine Unterhaltung mit Mussolini, an welcher Ciano und die Botschafter von Mackensen und Alfieri teilnahmen. Lediglich Auszüge aus dem Stenogramm dieser Diskussion sind freigegeben worden, aber sie zeigen klar, daß Ribbentrop Mühe hatte, Mussolini (der gehofft hatte, innerhalb 14 Tagen im Juni 1940 in den Krieg hinein- und aus ihm herauszukommen) zu erklären, daß die Unterwerfung Englands eine wesentlich langwierigere Angelegenheit sei, als man angenommen habe, und daß der Krieg den Winter durch andauern werde — ein Ausblick, der Mussolini schaudern machte, und er wußte, warum.

„Nichtsdestoweniger“ — so hält das Protokoll Ribbentrops Ausführungen fest — „hat Deutschland Luftüberlegenheit gewonnen und hat England und speziell London bei Tag und Nacht bombardiert, während England höchstens ein paar Nachtangriffe auf Deutschland ausführte, um aufs Geradewohl Bomben abzuwerfen. Bei Tageslicht wagte kein englisches Flugzeug, deutsches Gebiet zu überfliegen. Deutschland hingegen führte starke Vergeltungsangriffe sowohl bei Tag als auch bei Nacht durch. Bei einer Gelegenheit — es war schon im August — war die deutsche Luftwaffe für einen Angriff im großen Stil bereit, aber dieser Angriff mußte wegen schlechten Wetters abgesetzt werden. Ein wirklich großangelegter Angriff hat seitdem nicht mehr stattgefunden, da der Führer die Verantwortung hierfür nur übernehmen wollte, wenn man sicher sein konnte, daß ein solcher Angriff den Anfang von Englands Untergang bedeuten würde. Obwohl Deutschland lediglich Vergeltungsangriffe aus der Luft durchgeführt hat, waren die Ergebnisse für England schon außerordentlich ernst. Bei Fortsetzung dieser Angriffe läge London in kurzer Zeit in Trümmern. Die englischen Rüstungsfabriken sind ernstlich getroffen worden, und wichtige Häfen, wie Portland, wurden völlig lahmgelegt. Noch mehr,

sämtliche Flugplätze von der Südküste bis London sind unbenutzbar gemacht worden."

Wie so oft bei Ribbentrop, ist es nicht leicht festzustellen, wovon er eigentlich redet. Eines auf jeden Fall versucht er deutlich dem Duce klarzumachen, und das ist, daß es im Augenblick keine Invasion Englands geben wird. Da ist die Luftüberlegenheit, da sind Bombenangriffe bei Tag und Nacht, London ist in Trümmern, sämtliche britischen Flugplätze in den britischen Küstengebieten sind unbenutzbar — aber wofür das alles ist, wenn es überhaupt zu irgend-einem Zweck geschieht, verschweigt er. Später, als die Diskussion auf Griechenland und Jugoslawien kam, versicherte Ribbentrop Mussolini, daß dieses italienische Vorrechte seien und daß Italien sympathischer deutscher Unterstützung sicher sein könne, „aber es schien uns besser, diese Probleme im Augenblick nicht anzurühren, aber uns statt dessen mit allen Kräften auf die Vernichtung Englands zu konzentrieren."

Ist Unternehmen „Seelöwe“ für immer abgesagt oder ist es lediglich vertagt?

### Vertagung oder Aufgabe?

Den nächsten Hinweis auf das Unternehmen „Seelöwe“ finden wir zwei Monate später in Hitlers Kriegsanweisung Nr. 18, die am 12. November 1940 ausgegeben wurde. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Frankreich, Spanien und Portugal, der italienischen Lage in Ägypten und bringt ganz am Ende einen einzigen kurzen Absatz, der sich mit England beschäftigt. Unter der Überschrift „Landung in England“, sagt Artikel 6 der Anweisung:

„Im Fall einer Änderung in der Gesamtlage kann es doch möglich oder notwendig werden, das Unternehmen „Seelöwe“ im Frühling 1941 zu beginnen. Die drei Dienstzweige der Wehrmacht müssen daher ernstlich danach streben, die Vorbedingungen für eine solche Operation in jeder Hinsicht zu verbessern."

Nur dies, und nicht mehr. Die Anweisung ist von Hitler unterschrieben und von Jodl gegengezeichnet. In normale Sprache übersetzt würde der erste Satz heißen: „Wenn die Gesamtlage sich ändert, kann es doch möglich oder nötig sein . . ." mit andern Worten: Solange die augenblickliche Lage bleibt, ist es weder nötig noch möglich . . . Aber in dem Satz scheint noch mehr als nur das enthalten zu sein. Hitler scheint tatsächlich zwei Wege zu sehen, durch die die Lage sich ändern kann. Das kann in der Weise geschehen, daß die Invasion möglich wird, ohne absolut notwendig zu sein; die Lage kann sich aber auch in der Weise ändern, daß sie die Durchführung der Invasion unbedingt lebensnotwendig macht, obwohl sie zur gleichen Zeit auch möglich, das heißt durchführbar sein müßte. Der erste Fall würde eine Lage bedeuten, in der Hitler den Wunsch hätte, aus einer besonders günstigen taktischen Konstellation Vorteile zu ziehen, um einen schnellen Überraschungscoup zu landen; die zweite zeigt eher einen Hitler in einem taktischen Dilemma, aus dem es keinen andern Ausweg gäbe, als die Invasion zu wagen. Man fragt sich, was diese verschiedenen militärischen und politischen Konstellationen gewesen sein können, die Hitler damals bewegten, als er, wie wir wissen, bis über die Ohren in den Vorbereitungen für den Einmarsch nach Sowjetrußland steckte. Zu dieser Zeit, am 14. November 1940, trägt, im Anschluß an eine Unterredung zwischen Hitler

und Raeder, der Stabschef des letzteren in sein Diensttagebuch folgende Bemerkung ein: „Führer neigt immer noch dazu, den Konflikt mit Rußland vorwärtszutreiben. Oberster Marinebefehlshaber empfiehlt Aufschub bis zur Zeit nach dem Sieg über England, da die deutschen Streitkräfte schwer beansprucht sind und das Ende des Krieges noch nicht in Sicht ist.“ Aber wir wissen nun, daß Hitler seinem obersten Marinebefehlshaber nicht immer all das sagte, was er hätte wissen müssen, und daß er ihn sogar gelegentlich zum Narren hielt.

Es ist also klar, daß damals, Mitte November 1940, Hitler das Unternehmen „Seelöwe“ lediglich als aufgeschoben betrachtete (und nicht unbedingt als aufgeschoben bis nach dem Einmarsch in Rußland, denn er spricht von ihm als entweder möglich oder nötig im Frühling 1940), und nicht als endgültig aufgegeben. Er befiehlt sogar seinen drei Wehrmachtsteilen, die bestmöglichen Vorbereitungen für das Unternehmen zu machen. Aber am 3. Dezember 1940 wurde in Berlin eine wichtige Entscheidung getroffen. Wir erfahren hierüber aus einem langen Memorandum mit dem Titel „Grundlegende Tatsachen für eine Geschichte der deutschen Kriegs- und Rüstungswirtschaft“, das 1944 von Generalmajor Thomas, Chef der Kriegsindustriabteilung unter Göring, verfaßt wurde. In diesem Memorandum stellt Generalmajor Thomas fest:

„Da beide, das Heer und Minister Todt, die weitgehende Vordringlichkeit des Panzer- und „Axis“-Programms betonen (Deckname für den Afrika-Feldzug), die Marine verlangt, daß ihre „Seelöwe“-Maßnahmen beschleunigt würden, und auch die Luftrüstung intensiviert werden sollte, wies der Chef der Kriegsindustriabteilung (General Thomas selbst) auf einer Konferenz der Abteilungschefs, unter dem Präsidium von Feldmarschall Keitel, auf die Schwierigkeiten hin, alles zur gleichen Zeit zu beschleunigen, insbesondere im Hinblick auf die schlechte Lage in bezug auf Arbeitskräfte. Er verlangte noch einmal eine genaue Bezeichnung jener Organisation, die wirklich die wichtigste wäre.“ Als Ergebnis wurde folgende Entscheidung am 3. Dezember 1940 getroffen, die folgende zukünftige Maßnahmen fordert:

1. Eine Invasion Englands wird in Zukunft nicht mehr erwähnt, sondern nur noch eine Belagerung Englands.
2. Die Luftverteidigung des eigenen Landes wurde zum erstenmal an die Spitze der Liste gestellt.
3. Die bevorstehende große Aktion (Rußland) wird zum erstenmal erwähnt und ihre Verlegung auf ein späteres Datum als möglich zugegeben.

„Anfang Dezember wurden Instruktionen empfangen, daß zur Zeit eine Invasion Englands nicht in Frage käme und daß Vorbereitungen für „Seelöwe“ gänzlich abgeschlossen werden sollten.“

Wenn das noch nicht die endgültige Aufgabe ist, so ist es nicht weit davon entfernt.

Aber Raeder hat seinen Kampf, England an der Spitze der Liste der vordringlichen Kriegsoperationen zu halten, noch nicht aufgegeben. Am 20. Dezember 1940 finden wir im Kriegstagebuch seines Stabschefs folgende Eintragung: „Die Stärkung der englischen Position durch unvorteilhafte Entwicklungen der Lage im östlichen Mittelmeer und Hilfe von USA erfordert eine ab-

solute Konzentration gegen England. Daher ernsthafte Bedenken gegen „Barbarossa vor der Niederlage Englands.“ Am 27. September 1940 hat er eine Unterredung mit Hitler, in der er diese Punkte unterstreicht und dabei bleibt, daß „strikte Konzentration unserer gesamten Kriegsanstrengungen gegen England als unseren Hauptfeind das vordringlichste Erfordernis der Stunde ist.“ Er empfiehlt nicht, das Unternehmen „Seelöwe“ zu dieser Jahreszeit zu starten, aber er besteht darauf, daß „viel zu wenig für den Bau von Unterséebooten und Marineluftstreitkräften getan wird. Unsere ganze Kriegskapazität muß für die Fortführung des Krieges gegen England arbeiten; denn für die Flotte und Luftwaffe verlängert jede Zersplitterung unserer Stärke den Krieg und gefährdet den endgültigen Erfolg.“ Noch einmal ersuchte er um Vertagung von „Barbarossa“, bis England geschlagen ist. Aber er vertritt eine verlorene Sache. Hitler blickt nach Rußland.

Aber Hitler hat „Seelöwe“ noch nicht vergessen. Er hat nicht vergessen, daß „England die hauptsächlich treibende Kraft gegen Deutschland ist“ und daß er selbst sich geschworen hat, es „auf die Knie zu zwingen“. Aber wenige Monate nach der Niederlage in der Schlacht um England und nur noch wenige Monate vor seinem größten militärischen Wagnis erscheint der ganze Vorschlag ihm in einem anderen Licht. Bei einem Besuch von Mussolini, Ciano und den italienischen Oberkommandierenden in seinem Hauptquartier, am 19. Januar 1941, spricht er mit ihnen die Weltlage durch und gibt einen kurzen, aber sehr lehrreichen Hinweis auf England.

„Die allgemeine Lage im Osten“, sagt Hitler bei dieser Gelegenheit, „kann nur von der Lage im Westen aus richtig beurteilt werden. Der Angriff gegen die britischen Inseln ist unser letztes und eigentliches Ziel.“

„In dieser Hinsicht befinden wir uns in der Lage eines Mannes, der nur noch eine Kugel im Lauf hat; wenn er vorbeischießt, ist die Situation schlimmer als vorher. Die Landung kann nicht wiederholt werden, denn im Fall eines Fehlschlags würde zu viel verlorengehen. England brauchte dann keine Sorge mehr zu haben und könnte den Hauptteil seiner Streitkräfte an der Peripherie einsetzen, wo immer es Lust hat. Solange der Angriff noch nicht erfolgt ist, müssen die Engländer immer mit seiner Möglichkeit rechnen.“

„Wir können nur unter bestimmten Bedingungen eine Landung unternehmen, die im vorigen Herbst nicht gegeben waren — es war keine drei Tage fortgesetzt gutes Wetter.“

Diese letzte Feststellung mag wahr sein oder nicht — man neigt dazu, ihr zu mißtrauen — ihr Hauptzweck war vermutlich, die beunruhigten Italiener zu besänftigen, die während dieses Winters das Hauptgewicht des britischen Drucks fühlen und wahrscheinlich überlegen, daß ihnen all diese Nöte erspart geblieben wären, wenn Hitler nur im Herbst 1940 „Seelöwe“ gestartet und England ein für allemal erledigt hätte.

Aber Hitlers Vergleich mit dem Mann, der nur noch eine Kugel im Lauf hat, faßt die Lage mit zwingender Knappheit zusammen. Er versteht die Lage vollkommen; er weiß oder ahnt, daß England sie genau so betrachtet, und er zieht den richtigen Schluß: Nichts wäre schlimmer, als England die Gewissheit

zu geben, daß die Invasionsgefahr endgültig vorüber ist. Je länger er die Engländer im Zweifel lassen kann, ob „Seelöwe“ noch durchgeführt wird oder nicht, um so besser.

Die Wahrheit ist jedoch, daß das Unternehmen „Seelöwe“ tot ist. Am 3. Februar 1941 versammelt Hitler seine Wehrmachtchefs zu einer geheimen Besprechung, in der die Vorbereitungen für die Feldzüge in Rußland und Tripolis erörtert werden. Eine große Verschiebung und anderweitige Verwendung der Truppen auf dem europäischen Kontinent wird angeordnet, um die Forderungen der neuen Offensive zu erfüllen. Eine Anzahl geplanter Operationen, wie zum Beispiel die Einnahme von Französisch-Nord-Afrika und der Einmarsch in Spanien, die bereit gehalten waren, werden gestrichen, weil Truppen und Ausrüstung anderweitig gebraucht werden. Nur ganz flüchtig verzeichnet das Konferenzprotokoll eine gelegentliche Bemerkung des Chefs des Wehrmachtstabes:

„„Seelöwe“ kann nicht mehr ausgeführt werden.“

Das Unternehmen, das den Krieg gewinnen wollte, ist tot. Von jetzt an, wie wir aus Hitlers Bemerkung ersehen, spielt es nur noch eine Rolle als nützlicher Einsatz im Poker mit England, aber auch das nicht mehr lange. Bald ist „Seelöwe“ nur noch ein Geist, den Ribbentrop gelegentlich heraufbeschwört, um Vasallen-Diplomaten irrezuführen; und es beendet seine Tage als ein billiger und unwirksamer Täuschungsstrick im Zauberkasten der deutschen Gegen-spyionage-Propaganda.

### Der Geist des „Seelöwen“

Am 13. Februar 1941, zehn Tage nach der Geheimkonferenz, in der entschieden worden war, daß „Seelöwe“ nicht mehr durchgeführt werden könne, hatte Ribbentrop eine Zusammenkunft mit dem japanischen Botschafter Oshima auf Schloß Fuschl bei Salzburg. Ihr offener Zweck war, die Japaner zu überzeugen, daß für sie der Augenblick gekommen sei, gegen England loszuschlagen und so Deutschland zu helfen, den Krieg schnell zu beenden. Um diesen Vorschlag Oshima schmackhaft zu machen, malte Ribbentrop ein glänzendes Bild deutscher Maßnahmen gegen England, die in folgender Bemerkung gipfelten:

„Wir haben jetzt Luftüberlegenheit auf dem gesamten Kontinent. Wie bald wir die Luftherrschaft über England haben werden, hängt von weiteren Entwicklungen ab. Die Landung in England ist vorbereitet. Ihre Ausführung hängt natürlich von verschiedenen Faktoren ab, vor allen Dingen von Wetterverhältnissen. Jede Möglichkeit ist in Betracht gezogen. Der Krieg ist heute militärisch, wirtschaftlich und politisch gewonnen. Wir haben den Wunsch, den Krieg schnell zu beenden und England bald zum Frieden zu zwingen.“

Zur Unterstützung dieser Behauptung, besonders im Hinblick auf England, zitiert Ribbentrop eine Anzahl von Faktoren. Er erklärt, es sei wahr, daß die Deutschen während des Herbstes und Winters für ihre Bomber schlechtes Wetter hatten, „aber trotzdem ist schwerer Schaden angerichtet worden, der die englische Kriegsproduktion erheblich zurückgebracht hat. Die Bombenangriffe

werden in verstärktem Maß fortgesetzt werden, so daß wir hoffen, mehr zu vernichten als Amerika ersetzen kann. Zur See wären die Ergebnisse der U-Boot-Waffe bisher verhältnismäßig gering; nach dem Ende des Monats März würden sie sich in kurzer Zeit vervielfachen. Dann werden wir mit den vereinigten Luftstreitkräften und U-Booten furchtbare Schläge gegen Großbritannien führen. Der Tonnageverlust hat bereits erhebliche Schwierigkeiten für die britische Lebensmittelfuhr verursacht. Fleisch und Fette waren schon knapp. Es kam jetzt darauf an, durch Versenkungen den Import auf ein Niveau unter das absolute Minimum von Englands Lebensfähigkeit zu bringen. Dadurch würde Englands Lage über Nacht katastrophal werden."

In diesem Stadium würde, sobald die Wetterverhältnisse entsprechend seien, eine tatsächliche Landung in Betracht gezogen werden. „In einem Luftzweikampf“, fuhr Ribbentrop fort, „würde Deutschland immer überlegen sein. Der Führer würde England schlagen, wo immer er es trifft. Nebenbei gesagt wäre unsere Stärke nicht nur gleich, sondern sogar einer kombinierten britisch-amerikanischen Luftwaffe jederzeit überlegen. Die Anzahl der uns zur Verfügung stehenden Piloten wäre unbegrenzt. Das gleiche gelte von unserer Produktionskapazität für Flugzeuge. Soweit die Qualität in Frage käme, so wäre unsere immer höher als die der Engländer (von Amerika gar nicht zu reden), und wir wären im Begriff, den Vorsprung noch zu vergrößern."

So schwätzte er weiter. Der japanische Botschafter war nicht überzeugt.

Es ist amüsant, daß nur wenige Tage nach diesem Interview, am 18. Februar 1941, Raeders Stabschef, mit Bezug auf die „Barbarossa“-Vorbereitungen, gewisse Täuschungs- und Camouflage-Maßnahmen in sein Kriegstagebuch einträgt, die befohlen waren, um die Truppenbewegungen großen Stils, die zu dieser Zeit quer durch den europäischen Kontinent stattfanden, zu tarnen. Er nimmt diese Instruktionen, die vom OKW gegeben wurden (Oberkommando der Wehrmacht), zu Protokoll:

„Ziel der Täuschung ist, die Vorbereitungen für Operation „Barbarossa“ zu verbergen. Der wichtigste Punkt ist, daß in der ersten Phase, das ist bis ungefähr Mitte April, die zur Zeit vorherrschende Unsicherheit über unsere Absichten aufrechterhalten werden soll. Später, wenn diese Vorbereitungen für „Barbarossa“ nicht länger zu verbergen sind, müssen sie als Täuschungsmanöver über die Invasion Englands dargestellt werden.“ Folgende Anweisungen für diese Täuschung sind gegeben:

a) Für die erste Phase — den bereits existierenden Eindruck einer bevorstehenden Invasion Englands zu verstärken. Gerüchte über neue Waffen und Transportmittel. Übertreibung der Wichtigkeit unbedeutenderer Operationen und der hierfür verwandten Truppen, das „Marita“ (Griechenland), und „Sonnenblume“ (Tripolis) heißt.

b) Während der zweiten Phase muß der Aufmarsch für „Barbarossa“ zum größten Täuschungsmanöver der Geschichte der Kriegführung gemacht werden, dessen Zweck es ist, die letzten Vorbereitungen zur Invasion Englands zu tarnen.

„Trotz der weitgehenden Auflösung des Unternehmens „Seelöwe“ muß alles nur Mögliche getan werden, um unter unseren eigenen Truppen den Eindruck aufrechtzuerhalten, daß die Invasion Englands weiter vorbereitet wird. Um weitere Unsicherheit über unsere Pläne zu schaffen, hat das Oberkommando der Wehrmacht die plötzliche Sperrung gewisser Landstriche am englischen Kanal und in Norwegen vorzubereiten. Der Deckname für diese Aktion ist „Albion“.“

Am 1. Juni 1941 wird der Terminkalender für den Einmarsch in die Sowjet-Union von Hitler ausgegeben. Er stellt kurz fest, daß Luftflotte II aus dem Kampf gezogen und nach dem Osten verlegt worden ist, während „Luftflotte III allein das Kommando in der Führung des Luftkrieges gegen England übernommen hat“, und dann werden die schon erwähnten Camouflage-Maßnahmen bestätigt.

Zweite Phase der Täuschung des Feindes (Decknamen: „Haifisch“ und „Harpune“), Arbeit mit dem Ziel, den Eindruck zu erwecken, daß Landungen von Norwegen, der Kanalküste und der Bretagne vorbereitet werden. „Truppenkonzentration im Osten wird als ein Täuschungsmanöver für die Landung in England dargestellt.“

Hierauf wanderte der Geist „Unternehmen Seelöwe“ nach Osten und blieb dort. Man hörte nichts mehr von ihm.

---

## „Der größte Feldherr aller Zeiten“ (Gröfaz)

„Bisher hat auch von Ihnen, meine Herren der Presse, niemand richtig gewußt, wer den Feldzug leitet und seine Pläne entwirft. Sie und das ganze deutsche Volk glauben vielleicht, die Militärs hätten den Feldzugsplan entworfen und die großen gewaltigen Schlachten des 18tägigen Krieges gegen Polen und die großen Erfolge unserer U-Boote gewonnen. Das ist vollkommen unrichtig. Ich kann und muß Ihnen heute sagen: dieser Krieg ist politisch und strategisch nur vom Führer entworfen worden. Alle bisherigen und kommenden Operationen entspringen ausschließlich den Planungen des Führers, der niemand um einen Rat zu fragen braucht, weil er alles weiß. Ich selbst staune über die militärischen und strategischen Kenntnisse des Führers. Wir Militärs sind in Wirklichkeit nur die Ausführer seiner Befehle. Der Führer ist überhaupt der größte und gewaltigste Feldherr aller Zeiten und aller Jahrhunderte. Seine gottbegnadete Strategie würde selbst ein Napoleon, ein Friedrich der Große und ein Moltke nicht erreichen. Er überragt sie alle um Haupteslänge. Es ist nun Ihre Aufgabe, meine Herren von der Presse, dieses von jetzt ab dem deutschen Volk einzuhämmern. Das glorreiche Ende dieses Krieges liegt in der Tatsache, daß der größte Feldherr aller Zeiten unser Führer ist.“

Göring vor der Pressekonferenz im Juli 1940

## Demokratie – aber welche?

Demokratie ist eine Kulturstufe. Sie ist die Staatsform der mündigen Völker. Also der Völker, die auf einer so hohen Kulturstufe stehen, daß sie über ihre Staatsform selbst bestimmen können. Auch das deutsche Volk ist trotz der Welle von Unkultur, über die es dahingebraust ist, noch immer ein Kulturvolk. Darum ist die Demokratie die Staatsform, die auch ihm zukommt.

Auch die alliierten Mächte sind augenscheinlich der Ansicht, daß die Demokratie die für uns geeignete Staatsform ist. Immer wieder ermahnen sie uns, nach den bösen Erfahrungen, die wir mit der Hitlerschen Autokratie gemacht haben, wieder zur Demokratie zurückzukehren. Von Westen her ertönen immer wieder Stimmen, die uns die Demokratie als die ideale, ja als die heute einzig mögliche Staatsform hinstellen; und auch von Osten her wird uns die Bekehrung zu ihr immer wieder ans Herz gelegt. Andererseits sehen wir, daß die Staatsformen der uns derart mahnenden alliierten Mächte zahlreiche, zum Teil sogar ganz grundlegende Unterschiede aufweisen. So erhebt sich die Frage, ob das, was von ihnen unter der Bezeichnung Demokratie verstanden und uns empfohlen wird, dasselbe oder nicht dasselbe ist, was also überhaupt unter Demokratie zu verstehen ist.

Das griechische Wort Demokratie heißt auf deutsch Volksherrschaft. Es steht als Begriff neben anderen die Art der Herrschaft im Staat kennzeichnenden griechischen Begriffen, der Monarchie, also der Einzelherrschaft, der Oligarchie, das heißt der Herrschaft Weniger, der Autokratie, das heißt der Selbstherrschaft, die sich zur Diktatur oder gar Despotie steigern kann, der Aristokratie, das heißt der Herrschaft der Besten, nämlich eines bestimmten exklusiven Kreises, und der Ochlokratie, der Herrschaft der Massen.

Die Begriffsbestimmungen haben, wie das bei den meisten staatsrechtlichen Begriffen der Fall ist, durch den Sprachgebrauch etwas an Klarheit und Eindeutigkeit eingebüßt. Aber im allgemeinen kann man sagen, daß die auf -archie endenden Bezeichnungen lediglich die Tatsache der Herrschaft durch einen oder mehrere zum Ausdruck bringen, während in den auf -kratie endenden entweder überhaupt oder wenigstens zugleich eine kritische Charakteristik der Herrschaft zum Ausdruck kommt. So bedeutet Autokratie, daß die Herrschaft, sei es von einem, sei es von mehreren, selbstherrlich, also ohne konstitutionelle Bindungen, sozusagen in diktatorischer Weise ausgeübt wird. Bei dem Begriff Aristokratie drückt sich zugleich der soziale Gedanke des Bestehens einer besonderen exklusiven Oberschicht aus. Dieser Gedanke ist dabei mit der Zeit sogar so sehr in den Vordergrund getreten, daß heute mit dem Begriff nicht mehr die Herrschaft der Oberschicht, sondern diese selbst, insbesondere der lange Zeit als ihr spezieller Repräsentant aufgetretene Adel, bezeichnet wird.

Ochlokratie aber bezeichnet geradezu eine Pöbelherrschaft, also zugleich das einer solchen anhaftende Aufrührerische und Ungeordnete.

So drückt sich auch in dem Begriff Demokratie nicht nur die Herrschaft des Volkes überhaupt, sondern zugleich die Art dieser Herrschaft aus, nämlich die verfassungsmäßig auf bestimmten Grundsätzen beruhende Herrschaft eines geordneten Staatsvolkes. Die Grundsätze dieser Herrschaft aber sind: das Recht des Volkes auf die Bestimmung der Art seiner Beherrschung und die Freiheit und Gleichheit aller Volksangehörigen bei der Ausübung dieses Rechtes.

Es waren die altgriechischen Stadtstaaten, von deren Verfassung sich dieser Begriff der Demokratie herleitet. Die Gesamtheit der auf dem Marktplatz versammelten volljährigen Bürger übte dort die gesetzgebende Gewalt und auch die Aufsicht über die Beamten aus, und alle hatten das gleiche Stimmrecht und konnten es in voller Freiheit geltend machen. So übte die Gesamtheit des Staatsvolkes die Herrschaft über sich tatsächlich in geordneter, den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit Rechnung tragender Weise aus. Diese Grundsätze wurden mit der Zeit, insbesondere seitdem sie durch autokratische, die Freiheit beeinträchtigende, oder durch standesrechtliche, die Gleichheit klassenmäßig differenzierende Methoden illusorisch gemacht wurden, für den Begriff der Demokratie typisch. Wie sich mit dem Begriff aristokratisch mit der Zeit die Vorstellung der Heraushebung und Exklusivität einer bestimmten Oberschicht verband, so drückte sich in dem Begriff demokratisch die Vorstellung der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung aller Volksangehörigen aus. In dieser Bedeutung sind die beiden Begriffe auch heute gang und gäbe.

Die Art der altgriechischen Demokratie, bei der jedesmal das gesamte versammelte Volk abstimmte, also jedes Gesetz durch Volksabstimmung entschieden wurde, stellte sich nun mit der Zeit, als die Staaten größer wurden, als zu unbequem heraus. So entstand an Stelle der unmittelbaren die mittelbare oder repräsentative Demokratie. Die Bürger eines Bezirks wählten einen Repräsentanten oder Abgeordneten, auf den sie sozusagen ihre Stimmen übertrugen, und dieser vertrat sie bei der Beratung und Abstimmung. Allmählich, besonders mit der Zunahme der gesetzgeberischen Arbeit, bürgerte sich dieses System allgemein ein. Die in der Volksvertretung vereinigten Abgeordneten tagten schließlich permanent oder periodisch, in letzterem Falle vielfach unter Einsetzung ständiger Kommissionen zur Vorbereitung der Gesetzesberatungen.

Volksabstimmungen wurden nur noch selten vorgenommen. Sie verschwanden, seitdem die Demokratie im Laufe der Zeit in Verfall geriet, schließlich für lange Zeit ganz. Denn das demokratische Prinzip wurde für viele Jahrhunderte allenthalben ganz aufgegeben. Unter den Bürgern bildeten sich Klassen heraus, und sie beanspruchten, je nach ihrer Machtstellung, eine mehr oder weniger ausschlaggebende Rolle bei der Staatsleitung und Gesetzgebung. Vielerorts schaltete auch eine autokratische Herrschaft den Willen des Volkes vollkommen aus. So kam es zu Klassenwahlrechten, sei es in Abstufung nach Geburtsständen, sei es in solchen nach dem Vermögen oder nach anderen Merkmalen, Volksvertretung

gen wurden auch nur von einzelnen Ständen oder sonstigen Interessengruppen unter gänzlicher Nichtberücksichtigung des Willens der übrigen Volksklassen gebildet. Der Absolutismus, die diktatorische Machtausübung durch den angestammten Herrscher, wurde — mit geringen Ausnahmen — die allgemeine Regierungsform, der Wille des Herrschers, höchstens gestützt durch ein beratendes Beamtentum, wurde zum höchsten und meistens auch einzigen Gesetz.

England war das erste Land, in dem der demokratische Gedanke gegenüber dem Absolutismus wieder ins Feld trat — und siegte. Eingeleitet durch die Magna Charta von 1215, die der absoluten Macht des Königtums durch die Mitbestimmung der Stände eine Schranke setzte, hat er sich in jahrhundertelangen Kämpfen weiter entwickelt und sich schließlich bis zum heutigen bürgerlichen Parlamentarismus durchgesetzt. Den allgemeinen Sieg der demokratischen Idee für ganz Europa und die Welt aber brachte die französische Revolution. Sie ließ den Grundsatz, daß die Art der Herrschaft im Staate vom Volk zu bestimmen sei sowie die grundsätzliche Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger wieder zur vollen Geltung kommen, und dieser Grundsatz trat seitdem seinen Siegeszug durch die Welt an und begründete eine neue Ära der staatsrechtlichen Struktur in allen Kulturländern, die Ära der wiedererstandenen konstitutionellen Demokratie.

Die konstitutionelle, das heißt verfassungsmäßig festgelegte Demokratie ist auch die Staatsform der vier alliierten Besatzungsmächte. Aber sie ist in allen vier verschieden. So besteht zunächst ein grundlegender Unterschied zwischen der Demokratie der Sowjetunion und der drei westlichen Staaten. Die der Sowjetunion ist eine sozialistische, während die der Westmächte eine individualistische oder liberale ist. Die sowjetische ist auf dem sozialistischen Prinzip aufgebaut, nämlich auf dem Grundsatz, daß bei dem Verhältnis zwischen Staat und Individuum vom Standpunkt des Wohles und Nutzens des Staates als des primären und maßgebenden auszugehen und das Individuum vor allem als Organ des Staates zu betrachten und zu behandeln ist. Die Struktur der Weststaaten dagegen beruht auf dem individualistischen Grundsatz, nach dem Ausgangspunkt der staatlichen Gestaltung die möglichst uneingeschränkte Existenz des Individuums ist und der Staat nur die seine Rechte verwirklichende und schützende Ordnung bedeutet.

Die hauptsächlichste Auswirkung dieser beiden verschiedenen Standpunkte aber ist die, daß im sozialistischen Staat die Verfügung über die Produktionsmittel und über die Arbeitskraft des Menschen nur der Allgemeinheit, also dem Staate zusteht, während im individualistischen Staat der Bürger in der Verfügungsgewalt darüber innerhalb des Rahmens der sozialen Gesetzgebung unbeschränkt ist. Das aber bedeutet natürlich im sozialistischen Staat eine gewisse Einschränkung des privaten Eigentums und der privaten Initiative, also der bürgerlichen Unternehmungsfreiheit. Es bedeutet für die Sowjetunion das System des Staatskapitalismus im Gegensatz zu dem privatkapitalistischen System der Weststaaten. Im übrigen sind die gesetzgebenden und regierenden staat-

lichen Einrichtungen der Sowjetunion verfassungsmäßig dieselben wie die der demokratischen Staaten des Westens. Es besteht eine auf zwei Häusern, dem aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Obersten Sowjet und dem aus Vertretern der Unionstaaten gebildeten Nationalitätenrat, beruhende gesetzgebende Gewalt und eine dem Parlament verantwortliche parlamentarische Regierung.

Die Demokratie der Weststaaten ist in ihrer Art nicht nur von der sowjetischen, sondern auch voneinander verschieden. Hinsichtlich der Frage Sozialismus oder Individualismus vertreten sie allerdings alle drei den Standpunkt des Individualismus. Doch machen sich sowohl in England wie auch in Frankreich bereits starke Tendenzen bemerkbar, wenigstens die Schlüsselindustrie zu sozialisieren. Frankreich ist augenblicklich im Begriff, sich eine neue Verfassung zu geben, und auch diese scheint dem sozialistischen Prinzip bis zu einem gewissen Grade Rechnung zu tragen. Da sie aber noch nicht verabschiedet ist, können wir von ihrer Betrachtung einstweilen absehen. Beschränken wir uns demnach auf die Darstellung der Demokratie Englands und Amerikas.

Großbritannien ist eine konstitutionelle erbliche Monarchie. Die bestimmenden politischen Faktoren sind der König, das Oberhaus und das Unterhaus. Der König hat die oberste vollziehende Gewalt. Er verfügt über die bewaffnete Macht, erklärt Krieg und Frieden, verwaltet den öffentlichen Schatz und genehmigt oder verwirft die Gesetze. Die Gesetzgebung aber steht dem aus dem Oberhaus und dem Unterhaus bestehenden Parlament zu. Das Oberhaus besteht aus Mitgliedern, die teilweise durch Erbrecht, teilweise auf Grund ihres Standes oder Amtes zu dieser Würde gelangen, teilweise aber auch vom König dazu ernannt werden, das Unterhaus aus Abgeordneten, die in allgemeiner, direkter und geheimer Mehrheitswahl von allen wahlberechtigten Männern und Frauen gewählt werden. Diese verfassungsmäßige Struktur könnte zu der Annahme führen, daß ein erhebliches politisches Übergewicht der Krone vorliegt und daher nicht gut von einer Demokratie gesprochen werden kann. Aber tatsächlich ist es das auf allgemeinen Wahlen beruhende Unterhaus, in dessen Händen die eigentliche politische, das Schicksal des Staates bestimmende Gewalt liegt. Denn nicht nur, daß die Regierung vom Unterhaus gebildet wird und ihm verantwortlich ist, dieses kann auch Gesetze ohne die Zustimmung des Oberhauses erlassen, und auch die Krone kann nicht gegen das Unterhaus regieren. Im übrigen ist die bürgerliche Freiheit in weitestem Maße gesetzlich gewährleistet, so daß die Wirklichkeit des politischen Lebens in England in der Tat demokratisch ist.

In den Vereinigten Staaten stellt sich der demokratische Charakter der Verfassung in anderer Weise dar. Dort ist die regierende und vollziehende Gewalt von der gesetzgebenden weitgehend getrennt. Die gesetzgebende liegt bei dem aus Senat und Repräsentantenhaus bestehenden Kongreß, und dieser beruht auf allgemeinen Wahlen, ist somit ein unmittelbar demokratisch geschaffenes Instrument. Die Regierung und Exekutive aber wird vom Präsidenten mit Hilfe des von ihm ausgewählten und ernannten Kabinetts ausgeübt, das

nicht aus Kongreßmitgliedern bestehen darf und dem Kongreß auch nicht verantwortlich ist. Die Machtbefugnisse des amerikanischen Präsidenten gehen also tatsächlich weiter als die des englischen Königs, und seine Stellung hat keinen unmittelbar demokratischen Charakter. Aber er wird vom Volke gewählt, und die amerikanische Verfassung ist ebenfalls aus dem freien Willen des amerikanischen Volkes entstanden. Auch die durch sie festgelegte Stellung des Präsidenten beruht also auf demokratischer Grundlage. Und da im übrigen der bürgerlichen Freiheit und rechtlichen Gleichheit in weitestem Umfang Rechnung getragen ist, so ist auch die Demokratie der Vereinigten Staaten als eine solche in uneingeschränktem Sinne des Begriffs zu bezeichnen.

Wie wir sehen, ist die Demokratie in allen drei behandelten Staaten verschieden gartet. Geht man aber den Gründen dieser Verschiedenheit nach, so zeigt sich, daß sie — abgesehen von der zweifellos eine wichtige Rolle spielenden Verschiedenheit des Volkscharakters — vor allem in der anders verlaufenden historischen Entwicklung der Staaten zu suchen ist.

In England ist die heutige konstitutionelle Struktur das Ergebnis eines in Etappen vor sich gegangenen siebenhundertjährigen Ringens der Staatsbürger um die demokratische Freiheit und Gleichheit gegenüber der Gewalt der Krone und der alten Adelsstände. Die etappenweise Entwicklung kennzeichnet sich schon darin, daß es dort keine den heutigen Zustand fixierende Verfassungs-urkunde gibt, vielmehr die einzelnen, die Etappen markierenden Grundgesetze zusammen den heutigen konstitutionellen Zustand kennzeichnen. Der Charakter dieser Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß in England der demokratische Gedanke in seinem eigentlichen und klassischen Sinne, nämlich als die Regierungsgewalt der Gesamtheit der vollberechtigten Staatsbürger einerseits und die weitestgehende Wahrung staatsbürgerlicher Freiheit andererseits, besonders stark zum Ausdruck kommt.

Amerika ist als Staat sehr viel jünger. Seine ursprüngliche, nach der Erlangung der Unabhängigkeit geschaffene Verfassung von 1787 ist neunzehnmal abgeändert worden. Aber immer ist in ihr der Grundgedanke erhalten geblieben, der sich aus dem ursprünglichen Charakter des Landes als Betätigungsfeld des auf seine ungehemmte individuelle Leistung gestellten Siedlers und als die unter der mutigen und zielbewußten Führung eines Freiheitshelden zur Eigenstaatlichkeit gelangte Kolonie herleitet. Sie bedeutet darum eine Synthese von selbstverständlicher demokratischer Freiheit und legislativer Mitbestimmung des Bürgers einerseits und exekutiver Befehlsgewalt des von der Bürgerschaft mit der Führung des Staates betrauten Oberhauptes andererseits.

Auch die sowjetische Konstitution erklärt sich aus der ihr vorangegangenen staatlichen Entwicklung. Sie ist das Ergebnis eines erst dreißig Jahre zurückliegenden radikalen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umbruchs. So kommt in ihr vor allem der Gegensatz gegenüber dem vor dem Umbruch gewesenen Zustand zum Ausdruck, wobei aber andererseits die seit Jahr-

hundertten geübten und gewohnten Methoden doch noch in vieler Hinsicht fortwirken. Außerdem gilt es, das durch das frühere Regime stark im Rückstande gebliebene Land möglichst schnell auf den wirtschaftlichen und kulturellen Stand des Westens zu bringen, und das kann doch nur im Wege einer zentralen Zusammenfassung der diesem Zweck dienenden Kräfte zustandekommen. Man muß sich vor allem diese Umstände vor Augen halten, um manchem, was bei der sowjetischen Demokratie diesem oder jenem noch als undemokratisch erscheinen mag, Verständnis entgegenzubringen.

Wenn wir uns nun fragen, welche Art von Demokratie Deutschland wählen soll, so kann nach der vorstehenden Betrachtung der Verhältnisse in den anderen Staaten die Antwort nur dahin lauten, daß von einer kopierenden Übertragung der Konstitution dieses oder jenes von ihnen auf Deutschland nicht die Rede sein kann. Es kann sich, vom Gesichtspunkt der anderen Staaten aus betrachtet, nur darum handeln, daß Deutschland überhaupt, das heißt in seinen verfassungsmäßigen Grundsätzen, eine Demokratie wird, also ein Staat mit einer Regierung des Volkes durch das Volk selbst und mit einer Gewährleistung rechtlicher Freiheit und Gleichheit seiner Bürger. Im übrigen aber wird die Art seiner Demokratie ebenso wie die der anderen Staaten eine Konsequenz seiner bisherigen Entwicklung sein müssen. Versuche, ihm die Demokratie der Besatzungsmächte beizubringen, können vielleicht unter dem Einfluß der Verhältnisse und für die Zeit der Okkupation Erfolg haben, sie können aber nicht für die Dauer Wurzel schlagen. Bodenständig kann auch in Deutschland nur das werden, was auf deutschem Boden gewachsen ist.

Die Entwicklung des deutschen Volkes ist, ebenso wie die der anderen Völker Mittel- und Westeuropas, zweitausend Jahre alt. Manches von dieser Entwicklung wird auch in der kommenden Verfassung seinen Niederschlag finden. Wir denken z. B. an seine stammliche und landsmannschaftliche Gliederung. Seine Erfahrungen als einheitlicher Staat datieren aber erst seit 1871. Das ist keine lange Zeit. Doch sie hat ihm Lehren erteilt, die es nicht nur befähigen, sondern auch mit dem festen Vorsatz erfüllen, sich eine demokratische Verfassung zu geben, die diesen Lehren Rechnung trägt. Das persönliche Regiment Wilhelms II., die lähmende Parteisplitterung des Weimarer Regimes, sie werden ihre Korrektur erfahren. Vor allem aber werden die entsetzlichen Erfahrungen der Hitlerzeit berücksichtigt und für alle Zukunft ausgeschlossen werden. Für die Diktatur einer Partei, die Gewaltherrschaft eines Despoten, die brutale Willkür eines Polizeiregimes und die Diffamierung von Menschen wegen ihrer Rasse oder Religion wird in der künftigen deutschen Demokratie kein Platz sein. Und für den Verkehr mit den anderen Völkern der Welt wird nicht mehr die Stärke und Bereitschaft militärischer Machtmittel als maßgebend gelten. Vielmehr wird in dem nunmehr durch die UNO und die Atombombe eingeleiteten neuen Zeitalter des diplomatischen Ausgleichs, der internationalen Gleichberechtigung und der nationalen Selbstbestimmung auch ein demokratisches Deutschland mit friedlichen Mitteln am allgemeinen Fortschritt der Menschheit mitwirken.

## Der andere Dschingis-Khan

Ormuzd und Ahriman kämpfen immer. Ahriman arbeitet immer an der Erschütterung der Welt, aber sie gelingt ihm nicht.

*Leopold von Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte,*

Die himmlische Sphäre stieß ein langgezogenes Stöhnen aus, und die Welt bat klagend um Gnade.

*Aus einer Chronik zur Zeit Dschingis-Khans.*

Als vor mehr als einem Dezennium — im Jahre 1932 — unter Japans Ägide die Republik Mandschukuo errichtet wurde, die sich 1934 in ein Kaiserreich umwandelte unter Pu-Yi, dem Erben der Mandschu-Kaiser, trat die seit Beginn des Jahrhunderts wieder aufgeworfene mongolische Frage in ein neues Stadium. Schon 1924 hatte sie eine erhebliche Verschärfung erfahren durch die Ausrufung der „Autonomen Mongolischen Volksrepublik“, die in Abhängigkeit von Sowjetrußland blieb, trotzdem Mongolen an ihrer Spitze standen und die Außenmongolei als ein integraler Bestandteil der Republik China bezeichnet wurde. Im Gebiet Mandschukuos wohnen neben Chinesen zahlreiche Mongolen, um deren Gewinnung Japan sich bemühte. Aus der Außenmongolei wanderten viele Mongolen, vor allem die Aristokratie, auf der Flucht vor der Wirtschaft nach sowjetischen Grundsätzen ein, und der Kaiser von Mandschukuo erklärte: „Wir werden das große Mongolenreich schaffen, das Land des Friedens und des irdischen Glückes für die Mongolen.“ In dem Werben um die Seele der Mongolen gab nun sofort China in der Inneren Mongolei nach und gewährte hier eine gewisse Selbstverwaltung, und in der Autonomen Mongolischen Volksrepublik wurden die Sozialisierungsdekrete zurückgenommen. Es gelang Mandschukuo aber nicht, in gute diplomatische Beziehungen zu dem Kernland der Mongolen, der Volksrepublik, zu gelangen, sondern deren Bindung an Sowjetrußland wurde durch ein Militärbündnis verstärkt. Die seit Jahrhundertbeginn sich regende Sehnsucht der Mongolen nach einer Vereinigung aller Volksangehörigen wurde enttäuscht: sie lebten nun in drei verschiedenen Staaten, in der Volksrepublik, in China, in Mandschukuo.\*)

Um die letzten Hintergründe des Ringens in Ostasien zu verstehen, muß man wissen, daß in den Herzen der Mongolen die Erinnerung an Dschingis-Khan und sein weltbeherrschendes Mongolenreich nicht erstorben ist und daß von Geschlecht zu Geschlecht die Sage überliefert wird: „Wenn das Dauerhafteste, was es auf Erden gibt, das Reich im Norden und das Reich im Süden, in Trümmer gehen und der Weiße Zar in Rußland und der Sohn des Himmels in China verschwinden, dann wird ein neuer Dschingis-Khan auferstehen, um ein neues mongolisches Weltreich zu schaffen.“

\*) Dieser Aufsatz war bestimmt für das Maiheft 1942, das nicht mehr erscheinen konnte.

Trotz der schwungvollen, so kenntnisreichen wie phantasie-beschwingten Bücher von Michael Prawdin „Tschingis-Chan“ und „Das Erbe Tschingis-Chans“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und des sachlich einwandfreien „Ghengis Khan“ von Ralph Fox (Hamburg, The Albatros. Vol. 315) bekommt man über den Mann, der einst ganz Asien in seinen Grundfesten und große Teile des östlichen Europa erschütterte, immer noch blühenden, Unsinn vorgesetzt, so zuletzt beim Gedenken an die Mongolenschlacht bei Liegnitz vor 700 Jahren. Die Erkenntnis der geschichtlichen Wahrheit und des wirklichen Wesens historischer Persönlichkeiten ist ja um so mehr erschwert, je stärker sich die Phantasie der Mit- oder Nachlebenden ihrer bemächtigt und sie mit romantischen Vorstellungen umkleidet hat. Gerade in Zeiten großer Umwälzungen greift man häufig in die Geschichte zurück, um der eigenen seelischen Not Unbegriffenes durch sie verständlich zu machen. Häufig wird dadurch aber nur Unheil angerichtet, weil der eigene Wunsch nach Auswegen aus dem dunklen Dickicht der Gegenwart gar zu leicht verallgemeinert und trivialisiert, wo doch nur das Wissen um die großen Zusammenhänge und um die Notwendigkeit auch grauenvollen Geschehens, das mit der gebrechlichen Einrichtung aller menschlichen Dinge schicksalhaft verbunden ist, Licht und Hilfe schaffen können.

Beschwört man das Bild Dschingis-Khans, so erheben sich in der landläufigen Vorstellung riesige Schädelpyramiden gemordeter Menschen, weil die unkritische Meinung häufig seine Taten mit denen Timurs durcheinanderwirft; die bleiche Furcht wird wieder lebendig, die das ganze Abendland, China und die Welt der Moslems ergriff, als Reiterhorden mit unvorstellbarer Kraft und unter genialer Führung aus den mongolischen Steppen sich über die angrenzenden Länder und von da bis ins europäische Kernland ergossen und ein Grauen auslösten, das um so stärker war, je unbekannter und unbegreiflicher dieser neue Feind war. Asien und Europa lernten eine neue Art Krieg kennen, den mongolischen, und das an Greuel, Zerstörung und Blutvergießen gewöhnte Mittelalter fühlte ein neues Grauen. Für diesen Dschingis-Khan galt der berühmte Wahlspruch: „Das höchste Glück im Leben des Menschen ist es, seine Feinde zu besiegen und vor sich herzutreiben! Auf ihren Pferden zu reiten und ihnen alles fortzunehmen, was sie besessen haben! Die Gesichter, die ihnen teuer waren, in Tränen zu sehen, und ihre Frauen und Töchter in seine Arme zu pressen.“ Aber über dem blutbefleckten Eroberer, dem Zerstörer aller Werte, darf man den Herrscher nicht vergessen, der bewies, daß er kein destruktiver Kopf war.

Als Sohn des Nomadenhäuptlings Jesugai, eines Angehörigen der Feudal-Aristokratie, im Jahre 1155 im Gebiet des Onon und Karülen, der Quellflüsse des Amur, geboren, durchlebte Temudschin nach der Vergiftung seines Vaters 1167 durch feindliche Stämme eine harte Jugend, die alle die Eigenschaften in ihm ausbildete: riesige Körperkraft, Todesverachtung, List, Gewandtheit, Zähigkeit, die ihn später zu den größten Leistungen befähigten. Seine persönliche Tapferkeit zog magisch die jungen und kühnen Männer der uneinigen und in Feindschaft miteinander lebenden Mongolenstämme an. Um 1175 schon war er der bedeutendste Häuptling in der Mongolei. Im Jahre 1206 wurde er auf einem Kuriltai, einer Tagung der Geschlechtsältesten und Ritter der Stämme, die ihm Gefolgschaft leisteten, zum Dschingis-Khan, d. h. „vom Geiste des Lichts begnadeter Herrscher“, ausgerufen. Mit unbeugsamer Energie ging er daran,

eine in strengster Disziplin gehaltene Heeresmacht aufzubauen, die zu einem nie versagenden Instrument seiner Politik wurde und allen anderen Heeren durch ihre Neuartigkeit, ihre Schnelligkeit, ihren hervorragenden Generalstab und die gut durchdachte Verpflegung und Ausrüstung sich überlegen zeigen sollte. Das Heer wurde und blieb das Rückgrat des Staates, der einzig nach der „Jasa“, einem konsequent durchdachten Statut, geleitet wurde.

Jeder Mann von 15 bis 70 Jahren ist zum Kriegsdienst verpflichtet. Wer nicht mit ins Feld zieht, schafft im Arbeitsdienst. Auch die Frauen werden von der Organisation erfaßt, um den Mann zum Heeresdienst freizumachen. Sie genießen große Freiheiten, aber auf Ehebruch steht die Todesstrafe. Dschingis-Khan verlieh seiner gesamten Gefolgschaft den Namen seines eigenen Volkes, der Mongolen, und erhielt die Erinnerung an deren früheres Reich lebendig und weckte so einen Nationalismus, den seine eigenen Taten zu immer höherer Rasanzt steigerten. Er schweißte das Volk zusammen und erbaute aus dem Wesen des Volkes, dessen höchste Verkörperung er selbst war, für dieses Volk das Reich und war sich bewußt, daß nur das Festhalten an diesem Wesen Bestand des Reiches verbürgen konnte. Nach Erreichung seines ursprünglichen Zieles, der Vereinigung aller Nomadenvölker in seiner Hand, schritt er zur Niederwerfung der die Einigkeit und Sicherheit bedrohenden Nachbarn, zunächst gegen das Reich Chin mit seiner Hauptstadt Peking, die er nach harten Kämpfen von 1211 an im Jahre 1213 eroberte. Den zweiten großen Krieg führte er gegen Choresm (Turkestan), den er ursprünglich nicht gewollt zu haben scheint, zu dem er aber gezwungen wurde, weil eine seiner Karawanen in der Stadt Otrar am Jaxartes auf Befehl eines Statthalters in Turkestan niedergemetzelt wurde und der Schah Muhammed seinen Gesandten, der die Auslieferung des schuldigen Satrapen forderte, hinrichten ließ. Dieser Krieg, der mit der völligen Eroberung ganz Turkestans endete, dauerte von 1219 bis 1231. Inzwischen hatte in Dschingis-Khan sich die Idee festgesetzt, daß er in göttlichem Auftrag zum Herrscher aller Herrscher, d. h. zur Weltherrschaft berufen sei. Im Verfolg dieser Pläne schickte er seine Heere auch gegen Westen aus durch Rußland bis ins Deutsche Reich, durch den Balkan bis Ungarn. In seinen letzten Lebensjahren erstreckte sich sein Reich vom Stillen Ozean bis zum Schwarzen Meer, nahezu vier Fünftel des asiatisch-europäischen Raumes umfassend. Dabei hat Dschingis-Khan, zwei Schlachten ausgenommen, immer gegen eine Übermacht gekämpft und trotzdem immer gesiegt. Das gewaltige Reich Chin überwand er mit nicht mehr als 200 000 Reitern, und für den Einbruch in Europa standen nur 150 000 Mann zur Verfügung.

Und doch wäre ihm niemals der siegreiche Vorstoß in die große Welt und die Errichtung des gewaltigen Reiches geglückt, wenn die Stunde dafür nicht reif gewesen wäre. Kriege sind noch keine Geschichte, sondern nur Mittel, mit denen die Geschichte bestimmte notwendig gewordene Veränderungen anstrebt und durchsetzt. Wie es im Leben des Einzelnen Perioden tiefster Depression gibt, in denen alle Hoffnung, alle Freude und Zuversicht verschwinden und man aus der dumpfen Not und der Selbstquälerei aus eigener Kraft keinen Ausweg mehr findet, so gibt es gleiche Perioden im Leben der Völker und der Erdteile. Das Bestehende ist morsch und faul geworden, die Menschen verzweifeln am Leben, sie sehen keine neue Kraft, die ihnen Mut zur Fortsetzung des Kampfes

geben und die hoffnungslos verstrickten Beziehungen der Menschen untereinander neu ordnen oder ganz neue Beziehungen von Mensch zu Mensch knüpfen könnte. Das Leben hat jeden Sinn verloren, seine Fortsetzung verspricht nur Gier, Grausamkeit, Niederlagen und Verräterei. Nur in solchen Schicksalsstunden der Menschheit, wenn eine Wende eintreten muß, soll nicht alles in Fäulnis zugrunde gehen, können große Eroberernaturen mit Erfolg antreten. Sie erkennen zwar nicht, daß sie Werkzeuge der Geschichte sind, sondern halten meist das, was ihnen als Aufgabe zuerteilt wird, für die Schöpfung eigenen Denkens und Strebens und buchen sich als Erfolg, was einzig das Schicksal ihnen gewährte. Asien befand sich beim Auftreten Temudschins im Zustande des totalen wirtschaftlichen Kollaps, die Oberschicht war verderbt bis ins Mark, das Elend der Bauern war groß, und wieder schien eine Periode anbrechen zu wollen, wie oft in seiner Geschichte, daß für Generationen Zusammenbruch und Hungersnot ihre einzigen Lebenstatsachen sein würden.

Für jeden Menschen kommt einmal im Leben die Sternenstunde, in der er sich entscheiden muß, Ja oder Nein zu sagen. Und wehe ihm, wenn er auf die ihm gestellte Frage die falsche Antwort findet! Trifft eine solche Sternenstunde des Einzelnen mit einer Schicksalswende der Menschheit zusammen, so wird der Berufene die richtige Antwort finden. Dschingis-Khan war kein Hamlet, und er ging ohne Zögern daran, die aus den Fugen geratene Welt wieder einzurenken. Aber ohne das Reifgewordensein der Zeit wäre Dschingis-Khan nur Temudschin geblieben und wären die Mongolen nicht zu einer längeren Rolle in der Weltgeschichte berufen worden.

Am Ende des Weges von Dschingis-Khan bedeckten Millionen getöteter Menschen die Gefilde Chinas, Indiens, des vorderen Orients, Rußlands, Polens, Litauens, Mährens, Siebenbürgens, Schlesiens, Ungarns, der Bukowina, der Moldau und der Walachei, und was das Schwert verschonte, raffte der Hungertypus dahin. Auch er übte die Taktik der verbrannten Erde mit allen ihren furchtbaren Folgen. In China waren an den Kriegen Dschingis-Khans und seiner Nachfolger 40 Millionen Menschen zugrundegegangen. Er hat reiche Städte mit einzigartigen Bibliotheken und voll hoher Kultur wie Khurasan und Merw mit der gesamten Einwohnerschaft vernichtet, er hat eine Stadt, wo einer seiner Enkel fiel, in blinder Wut dem Erdboden gleichmachen und alles Leben bis zu Tier und Vogel in ihr ausgerottet. Und doch war er kein blutgieriger Wüterich. Gewiß hatte das Menschenleben für ihn keinen Wert, er vertilgte es dort wie Ratten, wo er es für sich als schädlich empfand, mit einer grandiosen Konsequenz. Aber er war nicht grausam aus Lust an Grausamkeit und übte Großmut auch einem persönlichen Gegner gegenüber. Er hatte ein erstaunlich feines Verständnis für die Denk- und Wesensart seiner Feinde. Er war ein genialer Soldat und bildete bei seinen Reiterheeren eine neue militärische Taktik aus, die des Blitzkrieges, die allem bisher Geübten überlegen war. Er schonte seine eigenen Krieger und duldete keinen Führer, der sinnlos seine Leute opferte oder sie ohne Not mit ihren Pferden Strapazen aussetzte. Er hatte trotz eines wilden Temperamentes Selbstbeherrschung, kannte seine Grenzen und machte sich nicht zum Trompeter eigener Taten, sondern bewies seine Kraft mit der Tat. An seinem Hofe herrschte kein Byzantinismus, aber er übte die Herrscherklugheit, die echte Liebe und Verehrung der Seinen durch reiche Gaben und An-

erkenntnis nicht müde werden zu lassen. Er hatte ein starkes Gefühl für Offenheit und Tapferkeit und achtete die Treue gegen den eigenen Herrn auch beim Feinde, wie er niemals seine eigene Treue gegen seine Gefolgschaft brach. Seine Krieger waren einander auf Leben und Tod verbunden, und wer einen Kameraden verließ, verfiel der Todesstrafe. Nie hat er seine Bundesgenossen im Stich gelassen oder ein ihnen gegebenes Wort gebrochen. Er verachtete die Verräter und Spitzel und ließ sie nach getanem Werk rücksichtslos ausrotten. Sein Ziel war Ruhe und Glückseligkeit für die Erde, zu deren Ordnung er sich als Herrscher aller Herrscher berufen fühlte. Der Krieg war ihm nur der Weg zu diesem Ziele, durch ihn wollte er sein Reich auf viele Tausende von Jahren fest begründen. Die getreue Beachtung seiner Jasa, der Sammlung seiner gesetzlichen Entscheidungen, sollte den Fortbestand gewährleisten. „Wenn die Nachfahren, die danach bis zu 500, bis zu 1000, bis zu 10 000 Jahren geboren und meinen Platz einnehmen werden, die Sitten und Gesetze Dschingis-Khans bewahren und nicht verändern, so wird ihnen der Himmel Hilfe und Segen spenden“: das sind seine eigenen Worte.

Er griff rücksichtslos durch gegen Verbrecher in amtlichen Stellen und duldete keine Schufte, Betrüger und Ausbeuter in seinem Reiche. Er hatte eine untrügliche Menschenkenntnis und beging bei der Auswahl seiner Mitarbeiter keinen einzigen Fehlgriff. Er strebte vernünftige Verträge an, die er hielt und niemals brach. Er besaß die einzigartige Vereinigung von der Primitivität des Denkens eines asiatischen Nomaden und der Großzügigkeit, die nur bei persönlicher Distanz zu allen komplizierten Kulturverhältnissen möglich ist. Seine Genialität erlaubte ihm, alle Einflüsse fremder Hochkulturen, die er achtete, alle Eindrücke seines Erlebens dem einfachen Weltherrschaftsgedanken unterzuordnen: er blieb sich und seinem Gesetz treu, er blieb Mongole. Er — selber zeitlebens ein Analphabet — führte die uigurische Schrift ein und ließ seine Familie und sein Volk in ihr unterrichten. Er hatte eine tiefe Achtung vor dem Geist. Nicht nur aus militärischen Gründen sonderte er aus den unterworfenen Völkern bei den geplanten Massakern außer den jungen Frauen die Handwerker, Ingenieure, Astrologen und Philosophen aus. Seine höchste Achtung vor der Weisheit bewies er in seinem Zusammentreffen mit dem chinesischen Weisen Tschangtschun, den er ehrerbietigst behandelte trotz der bitteren Wahrheiten, die er von jenem zu hören bekam. Er krönte sein Lebenswerk damit, daß er zu seinem maßgebenden Berater den Chinesen Yelü-Tschutsai wählte, wohl einen der größten Staatsmänner der Weltgeschichte, der zugleich einer der uneigennützigsten war: nach Dschingis-Khans Tode der Bestechlichkeit verdächtig, konnte der allmächtige Kanzler als seinen einzigen Besitz nur verschiedenartige Musikinstrumente, alte Inschriften auf Steinen und Metall, neue und alte Bücher und Gemälde zeigen! Von ihm beeinflusst, löste Dschingis-Khan sich von dem brutalen Glauben seiner militärischen Umgebung, die wirtschaftliche Not der unterworfenen Völker durch die Ausrottung der gesamten Bevölkerung beheben zu können, stellte in seinem Reiche eine Ordnung her, die sicheren Handelsverkehr auf guten Wegen, Schnelligkeit und Pünktlichkeit des Kurierdienstes und Reellität im Geschäftsverkehr garantierte. Es herrschte eine geordnete Verwaltung, eine willkürfreie Rechtsprechung, vernünftige Steuerhandhabung, Förderung von Landwirtschaft und Gewerbe. In den eroberten Gebieten gab er den

Städten eine feste Ordnung, setzte Verwaltungsbeamte ein, die er nur aus der eingeborenen Bevölkerung nahm, und gab ihnen lediglich mongolische Kontrollbeamte zur Seite. Durch Dschingis-Khan gab es erstmalig so etwas wie eine Weltwirtschaft, und es gehört zu seinen bleibenden Verdiensten, daß er eine dauernde Verbindung zwischen Asien und Europa schuf. Von Korea bis Bagdad, von Liegnitz bis Indochina hatten die Völker seine Kraft gespürt. Der Preis für die Pax mongolica waren zwanzig zerstörte Reiche und der Tod von vielen Dutzenden Millionen Menschen. Aber er brachte die Kulturen des Ostens und Westens in lebendigen Austausch.

Es spricht für Dschingis-Khans Weitblick, daß er die völlige Glaubensfreiheit aller seiner Untertanen garantierte: Moslems, Anhänger des Schamanismus, Lamas, Buddhisten und nestorianische Christen genossen absolute Duldung und lebten in Frieden unter seinem Schutze. Er hatte ein Gefühl für das Recht und legte Wert darauf, daß sein Volk seine Anordnungen als streng gesetzmäßig empfand. Charakteristisch für ihn ist die Wahl seines Nachfolgers, weil er hierdurch zeigte, welche Eigenschaften ihm für einen Herrscher als die wichtigsten erschienen. Er zog seinen Sohn Ugedei seinen beiden anderen Söhnen vor, trotzdem Tschagatai über einen eisernen Willen und unbeugsame Härte, Tuli über große Energie und strategisches Können verfügten, während Ugedei willensschwach war. Aber er war so klug, auf andere zu hören, so gutmütig, daß er die Herzen der Menschen gewann, und geschickt in der Behandlung der Menschen.

In seinem vollständigen Bilde dürfen keinesfalls die dunklen Flecke fehlen. Verschiedentlich ließ er sich hinreißen, im Zorn entsetzliche Grausamkeiten an überwundenen Feinden zu begehen. Erst im Alter neigte er zur Milde und befragte sein Gewissen und litt unter der Vorstellung, daß die Nachwelt in ihm nur den Massenmörder sehen könnte. Sein tragischer Irrtum aber war, daß er glaubte, durch eine straffe Erziehung auf die Dauer den Charakter seines Volkes ändern zu können. Er meinte, die Einigung der Mongolen für immer erreicht zu haben: schon seine Enkel kämpften wieder gegeneinander!

Er hat sich selber als Geißel Gottes bezeichnet, und in das Bewußtsein der Nachwelt ist er als Prototyp des blutigen Gewaltherrschers eingegangen. Man weiß nur wenig von dem Dschingis-Khan, der treu seinen Freunden war, geschlossene Verträge hielt, nur intakte Führer duldete, für Sauberkeit der Verwaltung sorgte und eine unbedingte Achtung vor dem Geist hatte.

Immer wieder ist es das tragische Schicksal der Menschheit gewesen, sich nur durch grausige Tatsachen belehren zu lassen und den Werkzeugen des Schicksals in die Hand zu arbeiten, die bedenkenlos den Einzelmenschen opfern und mit harten, grausamen Händen ihre Nächsten lediglich als Material benutzen, das verbraucht wird, um aus solchen Bausteinen Neues zu formen — um den Preis der Menschenwürde. Dagegen hilft kein Ressentiment, kein Jammern und kein Klagen, sondern nur ruhiges Erkennen der letzten Zusammenhänge.

Die Weltgeschichte ist nach Rankes Wort der Kampf des Dunklen gegen das Licht, das unermüdet sein Ringen neu beginnt, wenn das Dunkle den Sieg errungen zu haben meint. Zur gleichen Zeit, als Millionen unter brutaler Gewalt starben, entzündete sich an einer anderen Stelle des Erdballs eine neue Flamme: Franz von Assisi und Dominicus sind Zeitgenossen Dschingis-Khans — und das Licht einer neuen, innigen Menschenliebe leuchtete in der Finsternis der Gewalt!

## Das wahre Gesicht der Rassenforschung

Ein schweres Problem steht vor uns. Es handelt sich nicht nur darum, die Gründe aufzuzeigen, warum die Völker der Erde und im besonderen das deutsche Volk ein so großes Ausmaß von Siechtum erfahren haben, sondern vor allem darum, wie es möglich ist, dieses Siechtum zu überwinden, damit am Ende doch, und wenn auch erst in ferner Zukunft, eine Gesundung erreicht wird, die ein neues Aufblühen erhoffen läßt.

Die Lösung des Problems wird dadurch erschwert, daß man in jenem System, das Anfang 1933 die Macht ergriff, nicht mehr die Wahrheit als einziges Kriterium für die Erreichung von Forschungsergebnissen hinstellte, sondern daß das Begehren einer maßlosen Machtpolitik allein entscheidend war. Es wurde sogar verlangt, daß die Träger der Wissenschaft einen Schleier über das Begehren der Mächtigen werfen sollten, was tatsächlich viele betörte.

Die Anthropologie gehört sicher zu den Wissenschaften, die am meisten gelitten haben. Die Vergewaltigungen, die man dieser Wissenschaft zugemutet hat, sind so groß, daß sie wie ausgelöscht erscheint und alles Ansehen verloren hat. Und doch liegen unter den Trümmern tragfähige Fundamente, die die Vorzeit gebaut hat. Diese Fundamente sind auch heute noch unerschüttert und grundsätzlich unerschütterlich. Man muß nur mit entschiedener Gebärde die Trümmer entfernen, dann werden die Fundamente wieder sichtbar, und eine Neugestaltung kann erfolgen, die dann hoffentlich nie mehr zerstört wird.

Es handelt sich vor allen Dingen um zwei Fragen, die für die Zukunft der Völker wichtig sind. Die eine betrifft die eugenische Auswertung der menschlichen Erblehre, die zweite die eugenische Auswertung der menschlichen Stammesforschung. Letztere fällt wesentlich mit der Rassenforschung zusammen und zielt damit auf das Herz des Nationalsozialismus, das im „Rassenmonismus“ besteht.

Ich werde daher in zwei sich ergänzenden Aufsätzen zunächst die zweite Frage beantworten, um mich in einem späteren Aufsatz der ersten mehr allgemeinen Frage zuzuwenden. Damit kein Mißverständnis möglich ist, sei gleich hier die Eugenik als jene Wissenschaft bezeichnet, die, wie der Name sagt, dem Wohlgeborenssein der Menschen geweiht ist. Der Begründer dieser Wissenschaft ist der englische Naturforscher Sir Francis Galton, der seine Ideen bereits 1869 entwickelt hat und sie 1883 in dem Werk „Inquiries into human faculty and its development“ unter dem Namen Eugenik zusammenfaßte. Um genau das Wesen der Eugenik zu beschreiben, möchte ich sagen, daß sie jenen Abschnitt biologischer Wissenschaften umfaßt, die die Möglichkeit, die Art und das Ausmaß einer Beeinflussung der Stammesgeschichte der Menschheit erforscht und praktische Vorschläge entwickelt, um erbliche Entartung zu überwinden und ein wohlbegabtes Ahnenerbe für Einzelwesen, Familie und Volk zu sichern.

Der Begriff der Rasse ist weder nach Ursprung noch nach Anwendung eindeutig. Unter den verschiedenen Hypothesen über den Ursprung verdient

wohl jene den Vorzug, die das Wort aus dem Arabischen ableiten. Danach würde es Anfang, Ursprung, Kopf bedeuten. Die Anwendung ist entweder eine mehr allgemeine oder eine enger umschriebene. Mehr allgemein gefaßt bezeichnet das Wort alles, was unmittelbar mit dem biologischen Ahnenerbe zusammenhängt. Im engeren Sinne ist das Wort Rasse der Ausdruck für jene Formenkreise in der Menschheit, deren körperliche und seelische Eigenschaften deshalb übereinstimmen, weil sie auf gemeinsame Abstammung zurückgeführt werden müssen. Selbstverständlich fallen seelische Eigenschaften nur insoweit in den Kreisgang der Vererbung, wie die Ausrüstung von Organen, die der Seele dienen, in Frage kommt.

Ich möchte nun zunächst jene Eigenschaften charakterisieren, die als Rasseeigenschaften in Betracht kommen. Man wird sehr bald erkennen, daß der Nationalsozialismus gerade in dieser Hinsicht weit über die Ergebnisse der Forschung hinausging, indem er auch das als Rasseeigenschaft bezeichnete, was jedenfalls von der ersten Forschung bis jetzt nicht als Rasseeigenschaft nachgewiesen werden konnte.

Alle Untersuchungen über seelische Rasseeigenschaften müssen von der Voraussetzung ausgehen, daß die Eigenschaften, die allen Menschen gemeinsam sind, nicht als Rasseeigenschaften bezeichnet werden können. Ich erwähne in dieser Hinsicht die Fähigkeit des Menschen, durch Abstraktion Begriffe zu bilden und die Beziehung der Dinge zu einander zu untersuchen. Hinzu kommt die Reflexion und die Befähigung zur Schlußfolgerung. Weiter hat jeder Mensch einen geistigen Willen, der ihn der Wahrheit verpflichtet. Diese und ähnliche Eigenschaften finden sich bei allen Menschen ohne Ausnahme, es sei denn, daß im Einzelfall durch Vergiftung oder Verödung von Organen Hemmungen auftreten.

Auch der Grad der Einzelausprägung der genannten Eigenschaften hat noch nichts mit der Rasse zu tun. Es gibt hervorragende Geister auf allen Gebieten in allen Rassen, Menschen, die sich durch eine reiche Begabung im Wissen und Wollen auszeichnen.

Als seelische Rasseeigenschaften im eigentlichen Sinne können nur jene in Frage kommen, die bestimmten Formenkreisen gleicher Abstammung in der Menschheit ein Sondergepräge geben, durch das sie sich von anderen Formenkreisen gleicher Abstammung unterscheiden. So wird die Lehre von der Gleichheit der Menschen mit ihrer individuellen und rassenmäßigen Ungleichheit harmonisch verbunden.

Leider kann die Frage nach den seelischen Rasseeigenschaften zur Zeit noch nicht beantwortet werden. Es gibt keine reinrassigen Völker, sondern nur rassenmäßig gemischte Völker. Es ist aber praktisch unmöglich, durch Analyse dieser Mischungen den Anteil der einzelnen Rassen an der Gesamtbegabung eines Volkes festzustellen.

Hinzu kommt, daß es bis jetzt unmöglich ist, mit bestimmten körperlichen Eigenschaften ohne weiteres Seelisches zu verbinden. Aus der bloßen Tatsache, daß jemand blaue Augen und blondes Haar hat, folgt noch lange nicht, daß er seelische Überlegenheiten in seinem Anlagegefüge trägt. Auch aus der Schädelbildung als solcher kann man keine allgemeinen Schlüsse ziehen. Wenn wir einmal genau die Zusammensetzung der grauen Substanz im Gehirn

in einem ganz großen Ausmaß prüfen könnten, würde man vielleicht Unterschiede feststellen, die auf Verschiedenheit von Rassen hindeuten. Indessen ist es bis zu diesem Ziel noch sehr weit.

Erschwert wird endlich die Umgrenzung seelischer Rasseeigenschaften dadurch, daß die Reaktionsbereitschaft vorhandener Anlagen wohl zu unterscheiden ist von allen Einflüssen der Lebensbedingungen. Es ist hier nicht nur zu denken an die Einflüsse von Nahrung, Kleidung, Bodengestaltung und ähnliches, sondern auch an alles, was mit den geheimnisvollen Weisen innerer Sekretionen zusammenhängt.

Wir müssen also mit aller Entschiedenheit den Satz aussprechen, daß wir aus der Forschung nichts Zuverlässiges über seelische Rasseeigenschaften wissen. Wie wahr dieses Wort ist, folgt schon daraus, daß manche in der Definition der Anthropologie überhaupt sich auf rein körperliche Eigenschaften beschränken.

Indessen darf die Folgerung aus dieser Feststellung nicht nur darin bestehen, daß man die anmaßenden Behauptungen des Nationalsozialismus, die sich auf die seelische Überlegenheit bestimmter Rassen beziehen, zurückweist, sondern daß man zugleich die Forschung in den Stand setzt, nun mit aller Gründlichkeit die Frage der Vererbung auch von seelischen Rasseeigenschaften zu prüfen. Die Aussichten, daß in dieser Hinsicht neue Ergebnisse gewonnen werden können, sind durchaus vorhanden, weil wir ja über viele körperliche Eigenschaften, die die Rasseneinteilung der Menschen ermöglichen, bereits Klarheit gewonnen haben. Diese Eigenschaften beziehen sich vor allem auf die gelbe, schwarzbraune oder helle Hautfarbe, auf die Haarfarbe und -form, auf die Körpergröße, auf die Kurz- oder Langköpfigkeit, auf die Form eines vorspringenden oder steil gewölbten Hinterhauptes, auf die Jochbogenbreite, auf die gerade, konvexe oder konkave Form des Nasenrückens und auf die Rumpf- und Gliedmaßenlänge. Außerdem beweisen die Untersuchungen über erbliche Belastungen und Begabungen, die unser Wissen in der allgemeinen Erblehre bereichert haben, daß grundsätzlich die Untersuchung des Seelischen auch rassenmäßig möglich sein muß.

Die Erforschung körperlicher Rasseeigenschaften lassen uns ein zweites Ergebnis der Rassenforschung erkennen. Dieses Ergebnis betrifft die Aufteilung der Menschen in eine Reihe von Rassenkreisen. Um wenigstens in großen Zügen anzudeuten, wie weit die Forschung in dieser Hinsicht fortgeschritten ist, seien vor allem drei große Rassenkreise unterschieden. Es ist der östliche Kreis der gelben Rassen, der südliche der schwarzen und der nördliche der weißen. Der östliche Kreis breitet sich über Ost-, Mittel- und Nordasien aus und hat viel Anteil an der Formung der Eskimos und der amerikanischen Urbevölkerung der Indianer. Dieser Abschnitt aus der Menschheit ist kurzköpfig und von breiter untersetzter Gestalt, mit breitem und flachem Gesicht und breitwurzelliger und flacher Nase. Die Haut ist gelblich, das Haar straff und schwarz. Charakteristisch scheint auch eine bestimmte Formung der Augenfalte zu sein. Die Menschen des schwarzen Rassenkreises sind schlank gebaut. Der Schädel ist zumeist lang und schmal. Die Unterarme und Unterschenkel sind lang, die Hautfarbe ist dunkel, ebenso das Haar, das in der Form kraus bis engspiralig erscheint. Auffallend sind die wulstigen Lippen und die

breite, rundkuppige Nase. Der weiße oder europide Rassenkreis legt sich in drei Rassengürteln über den europäischen Kontinent. Der nördliche Gürtel umfaßt vor allem die nordische Rasse, der sich die dalische anschließt, und die ostbaltische. Die nordische und dalische Rasse sind hellfarbig und langschädelig, die ostbaltische rundköpfig. Der zweite Gürtel schmiegt sich um die Höhenzüge Europas. Die Menschen in diesem Gürtel sind kurzköpfig und dunkelfarbig. Man faßt sie mit dem Namen alpine und dinarische Rasse zusammen. Ebenfalls dunkel, aber langköpfig sind die Rassen des Südgürtels, die um das Mittelmeer wohnen, daher auch der Name mediterrane Rasse.

Ich habe mit Absicht Wesentliches auch über die körperlichen Eigenschaften hinzugefügt, um von neuem mit aller Deutlichkeit klarzustellen, welch ein Wahnsinn es ist, aus solchen Angaben den Schluß zu ziehen, daß im besonderen die nordische Rasse wegen ihrer geistigen Überlegenheit die geborene Herrenrasse der Welt ist. Wenn auch die Völkermischungen mit nordischem Einschlag sehr stark bei der Gestaltung der Weltkultur beteiligt sind, so folgt daraus noch lange nicht, daß es gerade der nordische Einschlag gewesen ist, der für die kulturellen Leistungen verantwortlich gemacht werden muß. Es sind immer in den verschiedenen Rassenmischungen Persönlichkeiten gewesen, die die Kultur in erster Linie geformt haben. Wenn man eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten der Kulturgeschichte zusammenstellt, wird man Vertreter vieler Rassen und Rassenkreise finden. So war ein Goethe rassenmäßig nordisch-dinarisch, ein Gregor Mendel vorwiegend alpin, ein Raffael vorwiegend mediterran, ein Galton vorwiegend dalisch und ein Maxim Gorki vorwiegend ostbaltisch. Man könnte diese Liste bedeutend vermehren: das Ergebnis würde das gleiche sein. Man begreift, daß eine Rassenkunde, die eine solche Tafel aufzunehmen wagte, verboten würde!

Ein drittes Ergebnis der Rassenforschung weist den Anspruch des Rassenmonismus zurück, der die Rasse zur Grundlage für die Frage der Kulturgestaltung und die Formung der gesamten Welt- und Lebensanschauung hinstellt. Es geht wirklich nicht an, in der Rasse, die selbstverständlich einen Lebenswert darstellt, weil sie eine besondere Prägung des allgemeinen Menschentums bedeutet, den Urgrund aller Lebenswerte zu sehen. Dies gilt sowohl von allem, was mit der Sonderprägung eines Volkes zusammenhängt, als auch vor allem von jenen Höchstwerten der Welt- und Lebensanschauung, die wir mit dem Wort Religion zusammenfassen.

Sicher wird ein Volk durch das biologische Ahnenerbe und darum auch durch den Grad der Mischung mit anderen Erbströmen in seiner Eigenart bestimmt. Indessen erfolgt die eigentliche Prägung des Volkes nicht ohne den Dauereinfluß bestimmter Lebensbedingungen. Und diese sind in allen Völkern wirksam. Zu den Lebensbedingungen gehört, wie schon angedeutet wurde, vor allem die lebendige Scholle, das heißt die Heimat, wo die Menschen wachsen. Es ist ein großer Unterschied, in welcher geographischen Zone die Heimat liegt, ob am heißen Äquator oder in der kalten oder gemäßigten Zone. Festland oder Insel, Gebirgswelt und Flußtäler, Sonne und Regen haben ihre eigene Wirkung. Auch der Beruf des Menschen ist von größter Bedeutung. Der Einfluß der Industrie ist anders als der Einfluß der Landwirtschaft. Hinzu kommen die Einflüsse der Kultur, wie Sprache und Religion. Die Sprache hat viel Anteil

an der Gestaltung seelischen Lebens, das sie anderen vermittelt. Und die Religion trägt den Menschen empor zu den Idealen, die übernational und überzeitlich sind. Zu den Lebensbedingungen gehört auch die Lebensweise der Menschen, ihre Ernährung und ihr Bemühen um die Entwicklung von Anlagen zu körperlicher Tüchtigkeit und seelischer Leistung. Außerordentliche Ereignisse, wie Naturkatastrophen und Kriege, haben eine tiefeinschneidende Wirkung. Die Werte, die ein Volk auszeichnen, können nicht einfachhin als die Frucht der Rasse bezeichnet werden. Sie entstehen dadurch, daß ein besonders differenzierter Erbstrom für eine Reihe von Generationen mit durchaus eigenartigen Lebensbedingungen verbunden wird. Der Erbstrom fügt sich unter Zusammenfassung all seiner Quellen in die Ufer einer bestimmten Tradition, die er selbst unter dem Einfluß ausprägender Lebensbedingungen formt.

Im besonderen läßt es sich in keiner Weise rechtfertigen, daß die Religion, die in der Art der religiösen Äußerung nicht unabhängig von der Rassenmischung sein dürfte, selbst von der Rasse abhängig sein soll. In dieser Hinsicht sei hier die gründliche Arbeit von Christl Matthias Schröder herausgehoben, der unter dem Titel „Rasse und Religion“ durch vergleichende Studien der Rassengemische der Völker und der Religionen nachweisen konnte, daß kein unmittelbarer Zusammenhang besteht. Ein Längsvergleich stellt fest, daß die Wesenskerne der Religionen rassisch verwandter Völker auch dort tiefe Unterschiede aufweisen, wo die rassenmäßige Verwandtschaft Übereinstimmungen ergeben sollte, falls eine unmittelbare Abhängigkeit der Religion von der Rasse vorhanden wäre. Ein Quervergleich, der die rassisch verschiedenen Völkerguppen ins Auge faßt, stellt dagegen Übereinstimmungen fest, wo tiefgehende Unterschiede zu erwarten wären, wenn die Religion eine Funktion der Rasse wäre. Die Bedeutung dieses Quervergleiches wird dadurch gesteigert, daß der Nachweis einer Urreligion gelungen ist, die die religiöse Einheit der Gesamtmenschheit trotz aller Rassenunterschiede erkennen läßt.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß trotz der Anerkennung von Ungleichheiten in Rassen und Rassekreisen, die für körperliche Eigenschaften erwiesen und für seelische Eigenschaften möglich sind, für immer die Lehre bestehen bleibt, daß alle Menschen aller Rassen den gleichen Anspruch auf die gleichen Menschenrechte haben, deren Verletzung als Verbrechen gegen die Humanität anzusehen ist. Denn mit den gleichen Menschenrechten ist die gleiche Bindung an eine sittliche Weltordnung vereint, deren Grundlinien der Schöpfer der menschlichen Natur in die Vernunft und das Gewissen der Menschen versenkt hat.

Was aber die Frage der Rassenmischung angeht, so haben wir bis jetzt noch keine Unterlagen, die zu bestimmten eugenischen Maßnahmen berechtigen würden. Man kann nur ganz allgemein sagen, daß eine Rassenmischung sicher zu einer Volksbereicherung dienen wird, wenn die Rassenströme, die sich vereinigen, ein begabtes Ahnenerbe tragen, und daß eine Verminderung der Leistungsfähigkeit nur dann eintreten kann, wenn durch solche Mischungen ein weniger reich ausgestattetes biologisches Erbe vereint würde. Es ist auch denkbar, daß durch Mischungen Verbindungen auftreten, die nicht harmonisch sind, indem zum Beispiel der Rhythmus der Ent-

wicklung verschieden ist oder zu Gestaltungen führt, die sich nicht genügend als ausgeglichen erweisen. Jedenfalls bedeutet das grundsätzliche Bemühen um die Reinheit von Rassen keine Vermehrung von Begabung, sondern höchstens eine Verstärkung vorhandener Anlagen im guten oder bösen Sinn. Indessen gehören auch solche Probleme der Forschung der Zukunft an. Die Vergangenheit hat darüber keine Ergebnisse gezeitigt, die zu praktischen Schlußfolgerungen berechtigen würden. Wer solche Tatsachen bedenkt, wird das Ungeheuerliche erkennen, das jene Menschen auf ihr Gewissen geladen haben, als sie im Namen der Wissenschaft Rassenkämpfe entfachten, die ein unsagbares Elend über zahllose Menschen gebracht haben.

So ist auch in unserer Frage die beste Widerlegung von Irrtum und Verirrung die Darstellung der Wahrheit. Nur in ihrem Licht erkennt man die echten Züge der Rassenforschung, die jene unseligen Verführer des Volkes in Finsternis hüllten, weil ihre Werke böse waren.

---

### In so verschiedenen Formen das Menschengeschlecht auf der Erde erscheint, so ist's doch überall ein und dieselbe Menschengattung.

Sind in der Natur keine zwei Blätter eines Baums einander gleich, so sind's noch weniger zwei Menschengesichter und zwei menschliche Organisationen. Welcher unendlichen Verschiedenheit ist unser kunstreiche Bau fähig! Seine festen Teile lösen sich in so feine, vielfach verschlungene Fibern auf, daß sie kein Auge verfolgen mag; diese werden von einem Leim gebunden, dessen zarte Mischung aller berechnenden Kunst entweicht; und noch sind diese Teile das wenigste, was wir an uns haben, sie sind nichts als Gefäße, Hüllen und Träger des in viel größerer Menge vorhandenen vielartigen, vielbegeisterten Safts, durch den wir genießen und leben.

Und da der Mensch keine unabhängige Substanz ist, sondern mit allen Elementen der Natur in Verbindung steht; er lebt vom Hauch der Luft wie von den verschiedensten Kindern der Erde, den Speisen und Getränken; er verarbeitet Feuer, wie er das Licht einsaugt und die Luft verpestet; wachend und schlafend, in Ruhe und in Bewegung trägt er zur Veränderung des Universums bei: und sollte er von demselben nicht verändert werden? Es ist viel zu wenig, wenn man ihn dem saugenden Schwamm, dem glimmenden Zunder vergleicht; eine zahllose Harmonie, ein lebendiges Selbst ist er, auf welches die Harmonie aller ihn umgebenden Kräfte wirkt.

Da indessen der menschliche Verstand in aller Vielartigkeit Einheit sucht und der göttliche Verstand, sein Vorbild, mit dem zahllosesten Mancherlei auf der Erde überall Einheit vermählt hat, so dürfen wir auch hier aus dem ungeheuren Reich der Veränderung auf den einfachsten Satz zurückkehren: nur ein und dieselbe Gattung ist das Menschengeschlecht auf der Erde.

Aus Johann Gottfried Herder,  
„Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, 7. Buch

## Gerhart Hauptmann

### *Zum Gedächtnis des Dichters*

Von den Bergen Schlesiens her kommt uns die bewegende Kunde, daß am Sonnabend vor Pfingsten, am 6. Juni 1946, Gerhart Hauptmann auf seinem geliebten „Wiesenstein“, bei Agnetendorf im Riesengebirge, verstorben ist. Er hätte am 15. November seinen vierundachtzigsten Geburtstag gefeiert. Er war gerade im Begriff, mit seiner Bibliothek und seinen literarischen Schätzen, von Freunden und Verehrern geleitet, nach Berlin überzusiedeln, gewiß nicht leichten Herzens, scheidend von dem teuren Boden der Heimat, des schlesischen Landes, an dessen anmutiger, wechselvoller Landschaft er so hing, dessen märchenhaft-musikalische Atmosphäre in seinen Dichtungen aufklingt, deren Menschen er gekannt und gezeichnet, deren Sprache er beherrscht hat, mit dem feinfühligsten Ohr der Seele alle Wandlungen des Tonfalls belauschend.

Es ist so, als habe der Genius loci diesen erdverbundenen und dabei über alles Provinziale und Regionale hinaus in die Tiefen und zu den Höhen des Menschlichen vorführenden Dichter für sich haben und bewahren wollen. Nun hat er dort sein Ende und seinen Frieden gefunden, nun bleibt sein Gedächtnis verbunden mit den Wäldern und Tälern des schlesischen Berglandes, von wo aus sein webender Geist segnende Strahlen über uns aussenden möge. Immer hat ja und gerade in dieser Zeit der Not sein mitfühlendes Herz das Eine gedacht, gelitten und empfunden: Deutschland! Wohl mag es ihn gelockt haben, noch einmal neu zu beginnen, von Berlin als dem regsamen Mittelpunkt des geistigen Wiederaufbaus zu wirken, empfangen und begrüßt wie ein Vater des Volkes, wie ein Schirmherr der Deutschen, gleichsam zurückzukehren zu den umbrechenden Anfängen seiner beschwingten Jugend. Hier in Berlin war es, wo er seine ersten entscheidenden Erfolge vor mehr als einem halben Jahrhundert errang. Aber der Gott liat es anders gewollt.

Wir sehen ihn heute auf Bildern, von der Hand des Alters, des Leidens gezeichnet, wie einen fremden Menschen, wie einen anderen, ihn, dem bis dahin das Lebenerfüllte, das Erdenfrohe im Sinne Goethes sein Gepräge gegeben hatte. Wir wollen ihn heute beschwören als den jugendlichen Helden und Führer jenes Neubeginns der Kultur, der sich ums Jahr 1890 bei uns vollzog und der für immer mit seinem Namen verbunden sein wird. Mehr als einmal hat ein Vorstoß der Jungen eine Wende der Zeiten eingeleitet. „Eine Schar junger Männer und Frauen“ — so beginnt Ricarda Huch, die Altersgenossin des Dichters, ihr schönes Buch über die Blüte der Romantik — „stürmt er obernd über die breite, träge Masse Deutschlands. Sie kommen wie vor Jahrhunderten die Stämme der Wanderung: abenteuerlich, siegesgewiß, heilig erfüllt von ihrer Sitte und ihrem Leben, mit übermütiger Verachtung die alte morsche Kultur über den Haufen werfend.“

Das war um 1790, und hundert Jahre danach kam wieder ein Heerzug junger Vorkämpfer eines neuen Welt- und Daseinsgefühles herauf. Sie wollten vor allem die Bühne gewinnen. Die Bühne war von jeher Sprachrohr des Zeit-

geistes. Von der Bühne aus hatte Mozart mit Worten und Tönen das Evangelium der Bruderliebe verkündet, hatte, im Zeichen des „Sturmes und Dranges“, der feurige junge Schiller der „Räuber“, der „Louise Millerin“ und des „Don Carlos“ die Herzen entflammt. Dann hatten im Laufe des langen neunzehnten Jahrhunderts kraftlose Epigonen der Klassik die Szene beherrscht, war das Theater, im Geiste etwa der Charlotte Birch-Pfeiffer, zur gemütlichen Stätte bürgerlicher oder höfischer Unterhaltung geworden. Hiergegen gingen die Jungen an. Sie waren der Phrase müde, sie wollten „Wahrheit“ geben und das Bild ihrer Zeit gestalten. Vom Auslande kam der weckende Anruf. Zola, Tolstoj, Ibsen hatten, als Dramatiker und Epiker, hineingeleuchtet in die Rätsel des Menschentums. Mit der literarischen verband sich die politische Forderung. Hand in Hand mit den Sozialisten träumten die Jungen von einer Befreiung des Proletariats und der Frau. Richard Dehmel ließ die Fanfare seines Arbeiterliedes erklingen: „Nur Zeit, wir wittern Gewitterwind, wir Volk!“ Die Jugendbewegung warf ihre Schatten voraus. Mancherlei geistige Richtungen und Strömungen drangen zum Licht. Es war in eben dem Jahre 1890, als des Rheinfranken Stefan George erste Dichtungen herauskamen und den Zeitgenossen das etwas unbequeme Erlebnis eines im Kosmischen gelagerten Dichtertums mehr oder weniger deutlich fühlbar wurde. Und wie ein Symbol des Zeitwandels berührt es uns, daß am 18. März desselben Jahres die Ära Bismarck zu Ende ging.

Es regte sich auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst. Die führende Zeitschrift jener Tage hieß bezeichnenderweise „Jugend“. Die jungen Künstler, die auf ihre Weise auch einer tieferen Schau der Natur zustrebten, schlossen sich zu Sonderbünden oder „Sezessionen“ zusammen. Im Scheine dieses Morgenlichtes ist Gerhart Hauptmann heraufgekommen. Ein Repräsentant seiner Zeit, der rechte „Räuberhauptmann“ einer respektlosen „Rotte Korah“, die, mit gutem, geistigen Rüstzeug versehen, alle Scheingrößen des Tages scharf kritisierte. Die Jungen hießen Arno Holz, Johannes Schlaf, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Heinrich und Julius Hart u. a. m. Von den Altmeistern trat nur der weise, wissende, kunstverständige Theodor Fontane auf die Seite der dreisten Neuere.

Unter dem Schirm dieses seines „väterlichen Freundes“ hat der junge Hauptmann die Bretter betreten, die die Welt bedeuten. Im Jahre 1889 ist er zu Berlin, dem Vorort der neuen Bewegung, mit dem Drama „Vor Sonnenaufgang“ herausgekommen, einer Tragödie reichgewordenen, entarteten Bauerntums. Gleichsam vorahnend hat der Dichter hier Abgründe des Allzumenschlichen enthüllt, die freilich hinter dem zurückbleiben, was unsere Zeit hat erleben müssen, deren Anblick aber jenen geruhigen Tagen unerträglich erschien. Die Aufführung war nur im Rahmen einer privaten Veranstaltung der „Freien Bühne“ möglich, sie entfesselte einen Skandal. Die Gegner der neuen, „naturalistischen“ Dichter riefen nach der Polizei, der die „ganze Richtung“ längst nicht „paßte“. Aber sie und die Zuschauer waren verblüfft, als sich zum Schluß der Verfasser präsentierte. Man hatte sich ihn als einen wilden Burschen vorgestellt. Doch statt eines „bärtigen, gebräunten, breitschulterigen Mannes mit Klapphut und Klapprock“ trat, wie die „Vossische Zeitung“ schrieb, „ein schlank aufgeschossener, blonder, junger Herr von untadeligem Rockschnitt und untade-

ligsten Manieren" vor den Vorhang — ein junger Herr, der freilich bei anderen Anlässen auch in derber, grüner Joppe auftreten konnte.

Gerhart Hauptmann wurde geboren am 15. November 1862 zu Salzbrunn in Schlesien. Er wuchs in guten bürgerlichen Verhältnissen auf. Sein Vater besaß einen Gasthof, genannt „Zur preussischen Krone“. Der junge Gerhart in seiner natürlichen Anmut war unter der Dorfjugend so etwas wie ein kleiner Prinz. Doch saß er auch gern unter einfachen Leuten. Der väterliche Beruf brachte ihn mit allerhand Menschen zusammen. Er lauschte ihren Reden, nahm Wortwahl und Tonfall ihrer Sprache auf und begann etwas von der Tragödie des Alltags zu ahnen, was alles einstweilen noch als schlummernder Stoff in ihm ruhen blieb. Denn als er heranwuchs, war seine Neigung ganz anderen Dingen zugewandt. Die Gestalten der Antike — denen, wie Odysseus und Iphigenie, er bis zuletzt treu geblieben ist — hatten es ihm angetan; er wollte Bildhauer werden. Der Werdegang seiner Studienjahre — von dem manches im „Kollegen Crampton“ nachklingt — war nicht leicht. Es trieb ihn fort, in südliche Gegenden, und keiner, der je seine Autobiographie gelesen hat, wird jene Szene vergessen, wo in einer Nacht zu Rom vor seinen entsetzten Augen die ungenügend gestützte Riesenfigur eines in langer Arbeit von ihm gebildeten Gottes oder Giganten zusammenbricht, ein Wink des Schicksals, das ihn nach der Krise eines Nervenfiebers schließlich, auf deutschem Boden gesundet, dem Liebesglück in der heiteren, poetischen Welt der „Jungfern von Bischofsberg“ und der Dichtung zugeführt hat.

Jetzt fingen das Volk, die Heimat an, in ihm zu reden. Er wurde zum Erneuerer des Volksstückes, das vor ihm Büchner, Hebbel, Otto Ludwig, Anzengruber gestaltet hatten und dem er die zeitgemäße Note gab. In ihm lebte wirklich das Volk, und er verstand es, seiner harten und wilden, seiner weichen und gütigen, seiner verträumten und realistischen Art gültigen Ausdruck zu geben. Auch was in den Tiefen der Seele spukte und raunte, an dämonischen, magischen und angelischen Kräften, klang in ihm wieder. Um seine Figuren webt etwas Atmosphärisches und aus seinen Dialogen tönt es wie eine heimliche Melodie. Gerade dadurch erweist er sich als ein Dichter.

Der Dichter Hauptmann begleitet das Volk als Ganzes und in seinen stellvertretenden Personen auf den Wegen ihrer hellen und dunklen Geschiede. In den „Webern“ — die 1892 sein großer Erfolg waren, so sehr, daß sich der Hof seitdem vom „Deutschen Theater“, das sie aufzuführen gewagt hatte, zurückzog — ist der Held das arme getretene Volk seiner Heimat, dessen Zorn jäh, elementar auflodert gegen hartherzige Fabrikanten und dann schnell wieder erlischt. Hier ist jede einzelne Gestalt mit der Meisterhand des Bildners geformt. Im „Florian Geyer“ gibt er uns ein farbenreiches Gemälde des Bauernaufstandes der Lutherzeit, wo das große Wort aufklingt: „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!“. In „Hanneles Himmelfahrt“ erleben wir die rührende Erscheinung eines mißhandelten Arbeiterkindes, dem in den Fantasien seines Sterbelagers die goldene Stadt der himmlischen Seligkeit, „wo Friede und Freude kein Ende mehr hat“, in glänzenden Farben erscheint. Von „oben“ her wurde der Hofprediger Frommel zur Hannelepremiere ins Theater entsandt, damit er an dem Stück den erwünschten religiösen Anstoß nehme. Aber

er war tief ergriffen und zeugte in diesem Sinne davon. Neben dem sozialen Sinn steckte in Hauptmann der gottsuchende Hang der alten und neuen Schlesier, der ihm die Gestalten des „Emanuel Quint“ wie die des „Ketzers von Soana“ eingegeben hat. Endlich ist ihm aus dem Märchengut seiner Heimat und seines Volkes die bezaubernde Gestalt der tanzenden „Pippa“ erwachsen, in der sein Dichtertum vielleicht kulminiert. Sie verkörpert die Magie einer inneren Musik, deren Klang nur der Reine vernimmt.

In der Welt und Umwelt Berlins, in der herben Luft der märkischen Heide sind viele seiner frühen Pläne gereift. Jung verheiratet, voll sicheren, ja übermütigen Lebensgefühles, doch nie ohne das Bewußtsein einer Bindung an kosmische Mächte zu verlieren, hat er in Erkner und Friedrichshagen lange im Kreise der Freunde gelebt. Da sah er das Leben in seinem Grau und Graus, aber auch mit seinen Höhen und Sonnenblicken. Etwas vom Humor Shakespeare's liegt über dem Spiel seiner Puppen, die sich frei und groß wähnen und die doch nur die Hand eines unsichtbaren Meisters der Weltbühne leitet. Wir sehen die strebsam-unbedenkliche Waschfrau Mutter Wolffen aus dem „Biberpelz“, wie sie den feudalen Amtsvorsteher zum Narren hält und bei all ihrer Schwindelei, zum Besten ihrer Familie, die Rechtfertigung zur Hand hat: „Man will ja nur aus dem Dreck heraus“ — wobei einem die Worte der Frau Hratscheck aus Fontanes Roman „Unterm Birnbaum“ einfallen, daß „Armut das Schlimmste“ sei, schlimmer als Schuld.

Und dann der arme, verwachsene und gehetzte „Michael Kramer“, in dessen Angesicht der Tod das Erhabene frei macht und dem der Vater jene ergreifende Leichenrede hält — darüber, daß der Mensch sich nicht zu fürchten braucht —, in die kein Ton eines falschen Pathos fällt. Wir denken weiter an die Tragödie der Kindesmörderin „Rose Berndt“, an das menschlich-übermenschliche Weibtum seiner „Griselda“, an so mandie süße und bittere Frauengestalt seiner Hand bis zu jener herrschsüchtigen Hexe, die den gutmütig-anständigen „Fuhrmann Henschel“ aus dem Leben drängt. Und sie alle, Männer wie Frauen, in Otto Brahm's und Max Reinhardt's großen Tagen, von ersten Schauspielern, wie Rudolf Rittner, Oskar Sauer, Else Lehmann, Irene Triesch meisterlich dargestellt. Nach den Zeiten des Ansturms der Jugend kamen die Feste und Kränze des Sieges. Die Jahre von 1890 bis zum ersten Weltkrieg waren eine hohe Zeit berlinischer Bühnenkunst.

Unsere Erinnerung an Gerhart Hauptmann verbinden wir heute am liebsten mit dieser Periode, wo er die Bühne fast Jahr für Jahr mit neuen Gaben beschenkt und der Anteil des Publikums ihn treulich begleitet hat. Später hat der Eindruck seiner Werke nachgelassen. Die Zeit huldigte anderen Göttern. Aber auch er hat sich gewandelt, und gerade diese Wandlungsfähigkeit ist es gewesen, die ihn weiter frisch und fruchtbar erhalten hat. Er war nicht bloß der zeitgebundene soziale Ankläger, er schöpfte aus tieferen Quellen. Er war so allseitig und reich wie die Natur, ein ganzer, ein großer Mensch. Wer vor wenigen Jahren seine „Iphigenie“ erlebt hat, wurde, nach langer Pause, von neuem in den Bannkreis seines Genies gezogen. Zuletzt hat ihn die romantische Gestalt Mignons angezogen und ihn zu einer Novelle begeistert, die er als sein „Finale“ geliebt hat.

Das Schöpferisch-Jünglingshafte seiner Anfänge ist ihm überhaupt treu geblieben, eng verbunden mit der Hingebung an wechselnde Stimmungen und Eindrücke, auch mit dem Mangel fester Maßstäbe des bewußten Geistes. Manches Schwere hat das hohe Alter in dieser Zeit über ihn verhängt, aber er hat sich, in seiner Empfänglichkeit für das von ihm immer vertretene Menschliche, wohl auch des neuen Anbruchs unserer Tage, den zu erleben ihm vergönnt war, gefreut. Der Greis ist dahingegangen im Morgenschein einer neuen Welt, rückblickend gleichzeitig auf ein reiches, ein fürstliches Leben, das ihm die Verse Goethes in den Mund legen mochte:

„Ihr glücklichen Augen,  
Was je ihr gesehn,  
Es sei, wie es wolle,  
Es war doch so schön!“

## Die Lüge\*)

Wo ist das Volk, das dies schadlos an seiner Seele ertrüge?  
Jahre und Jahre war unsre tägliche Nahrung die Lüge.  
Festlich hoben sie an, bekränzten Maschinen und Pflüge,  
sprachen von Freiheit und Brot, und alles, alles war Lüge.  
Borgten von heldischer Vorzeit aufrauschende Adlerflüge,  
rühmten in Vätern sich selbst, und alles, alles war Lüge.  
Durch die Straßen marschierten die endlosen Fahnenzüge,  
Glocken dröhnten dazu, und alles, alles war Lüge.  
Nicht nach totem Gesetz bemaßen sie Lobspruch und Rüge,  
Leben riefen sie an, und alles, alles war Lüge.  
Dürres sollte erblühn! Sie wußten sich keine Genüge  
in der Verheißung des Heils, und alles, alles war Lüge.  
Noch das Blut an den Händen, umflorten sie Aschenkrüge,  
sangen der Toten Ruhm, und alles, alles war Lüge.  
Lüge atmeten wir. Bis in innerste Herzgefüge  
sickerte, Tropfen für Tropfen, der giftige Nebel der Lüge.  
Und wir schrien zur Hölle, gewürgt, erstickt von der Lüge,  
daß im Strahl der Vernichtung die Wahrheit herniederschläge.

Werner Bergengruen

\*) Aus „Dies Irae. Eine Dichtung“, von Werner Bergengruen (München, Zinnen-Verlag Kurt Desch).

## Finis coronat opus

*Zum 70. Geburtstag Dr. Carl Sonnenscheins*

In Düsseldorf wurde er am 15. Juli 1876 geboren. Aus innerem Antrieb studierte er Theologie und Philosophie. Auf dem Collegium Germanicum in Rom wurde der Grund gelegt zu seiner späteren Lebensarbeit. Nach seinen Kaplansjahren in Aachen, Köln-Nippes und Elberfeld übernahm er ein großes Arbeitsgebiet bei der Zentrale des Volksvereins in München-Gladbach. Überall erfaßte sein priesterliches Wirken die geistige, sittliche und religiöse Not der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit; das Ringen der Arbeiterschaft sah er ebenso deutlich wie die geistigen und sozialen Probleme der akademischen Schichten. Viele Männer und Frauen, die bis 1933 in öffentlichen und verantwortungsvollen Stellen saßen, sind aus seiner Schule hervorgegangen. 1918 kam Carl Sonnenschein nach Berlin, wo er ein aufreibendes, unnachahmliches Wirken begann. Am 20. Februar 1929 starb er. Wir haben seine langjährige Mitarbeiterin und Schriftleiterin an seinem weit über die deutschen Grenzen hinaus bekannten Kirchenblatt gebeten, einen Aufruf seiner außergewöhnlichen Persönlichkeit zu geben, die sich im vorbehaltlosen Dienst an der Humanität wie nur ganz wenige Deutsche zur Menschheitsgeltung erhob.

*Die Redaktion*

Dr. Carl Sonnenschein! In den Jahren 1918 bis 1929 war er für alle Berliner ein Begriff. Und nicht nur für diese: in der ganzen christlichen Welt wurde der Mann geachtet, verehrt, geschätzt und geliebt. Denn der Träger dieses Namens war ein Sonnenschein, der in jedes dunkle, gramvolle, leidgequälte Herz leuchtete und die Spuren wärmster Priester- und Menschenliebe hinterließ.

Was war so Außergewöhnliches an diesem Mann, der eine Gemeinde von vielen tausend Köpfen um sich scharen konnte, zu dem alle kamen, die nur irgendwie von Leid und Not geplagt waren? Wer war dieser Mensch, der imstande war, Hunderttausenden von Mitmenschen zu helfen, in Wort, überzeugender Tat und überreicher Güte? Was zeichnete diesen Mann so besonders aus, daß jeder, der Hilfe in eigener oder fremder Not brauchte, den Weg zu ihm fand?

Er war katholischer Priester. Aus innerster Überzeugung hatte er den Weg zum Altar gefunden, nicht der Bequemlichkeit wegen, nicht aus Gründen des Broterwerbs, nicht des Studiums wegen — nur aus dem elementaren Gefühl heraus, Nachfolger zu sein des großen Nazareners: seelische Wunden zu heilen, körperliche Not zu lindern, Tränen zu trocknen, Wegweiser zu werden so vielen armen, gehetzten Menschen, Wegweiser über die Erde hinaus zu den Höhen des Vaters im Himmel. Er wurde der wahrhaft gute Hirt, der Tröster der Armen und Bekümmerten, der jederzeit und zu jeder Stunde wirkende Seelsorger.

Seine überragende Persönlichkeit kann niemals mit gewöhnlichen Maßstäben gemessen werden. Der Mensch Sonnenschein lebte nicht nur in der Spanne

und Begrenztheit seines Daseins. Er war keiner der vielen, die zuerst schmerzlich beweint, tief betrauert und dann langsam und sicher vergessen werden. Sein Wirken in Berlin war so segensreich und nachhaltig, daß auch heute noch, nach siebzehn Jahren, der Name Sonnenschein einen guten Klang hat und unvergessen ist.

Am 15. Juli würde er siebzig Jahre alt. Wenn er noch lebte! Sein Andenken und sein Nachruhm sind geblieben, selbst über die Spanne der langen Abgeschiedenheit von uns. Sein brausendes, mitreißendes Stürmertum lebt in aller Helligkeit und Stetigkeit fort in den Tausenden seiner Getreuen, die in seinem Leben seine Freunde und verlässlichen Wegbegleiter waren.

Allzu früh ist er von der Bühne dieses Lebens abgetreten, doch weiß Gott, auch nicht zu spät. Er wäre über die Jahre des fluchwürdigen Nazismus nicht lebend gekommen. Viele seiner Freunde neigen zu der Ansicht, daß ihn das Blutbad des 30. Juni 1934 hinweggerafft hätte. Andere meinen, er wäre durch alle Höllen der Konzentrationslager geschleift worden, ohne daß er zerbrochen wäre. Wieder andere glauben, er wäre, wenn ihn die Gestapo gegriffen hätte, ein Opfer der Gaskammern geworden. Mit Sicherheit darf man heute sagen, daß Carl Sonnenschein sich mit seiner ausgesprochen kämpferischen Gesinnung der Horde vertierter Gesellen in seiner gerechten Opposition entgegengestemmt hätte. Als kämpferischer Gegner wäre er selbstverständlich unterlegen. Daß er der bössartigen Gestapo noch nachträglich auf die Nerven fiel, geht daraus hervor, daß die beiden Bücher\*), die nach seinem Tode herauskamen, beschlagnahmt bzw. verboten wurden. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß der, dem die Bücher galten, selbst auch von der Bildfläche verschwunden wäre, wenn er noch gelebt hätte. So hat ein gütiges Geschick ihn beizeiten abberufen und ihn nicht die Greuel der Verwüstung seines heißgeliebten Berlin — und darüber hinaus seines Vaterlandes — sehen lassen.

Ein reiches Menschenleben ist gelebt worden und hat sich im Dienste der Menschheit restlos aufgezehrt. In der Georgenstraße 44 zu Berlin lagen seine Büroräume. Tag und Nacht war dort Verkehr, fast unheimlich und kaum glaubhaft. Der universale Geist Carl Sonnenscheins hatte seine Wirkungsstätte in der belebtesten Ecke der Weltstadt aufgezogen und in den Brennpunkt der Friedrichstraße gestellt. Hier vollzog sich das Werk des Lebens an vielen Schiffbrüchigen, an jenen Unzähligen, die an die Ufer der Weltstadt geschwemmt wurden und die von keiner Seite stärkere Hilfe und neues Hochkommen erwarteten als von Dr. Sonnenschein. Was sich in der Georgenstraße abspielte an sozialer Caritas, hat sich in keiner anderen Behausung abgespielt. Es war auch nur in dieser Büroklause möglich, in der ein Bognadeter der unruh-vollen Menschheit Schutz und Schirm war. Stille ist nun in der Gegend, das Haus fiel dem Krieg zum Opfer. Kein Telephon schreckt minütlich mehr auf, und alle Verbindungen zur Stadt und zur Welt sind zerrissen. Die Menschen

\*) Ernst Thrasolt: Dr. Carl Sonnenschein. Leben und Werk. München, Kösel und Pustet.

Maria Grote: An den Ufern der Weltstadt. Ein Gedenkbuch an Dr. Carl Sonnenschein. 1940, 296 S. Münster i. Westf., Regensberg'sche Verlagsbuchhandlung.

dieser Stadt, die einstmals den Weg zur Georgenstraße fanden, um dort in dringendster, letzter Not einen Wissenden und Helfenden zu suchen, finden nichts mehr von der einst so wohlthuenden Ruhe und Hilfsbereitschaft; ihre Irrungen und Wirrungen biegt kaum ein anderer so ganz wieder zurecht, wie sie Carl Sonnenschein zurechtgebogen hätte, wenn er noch unter den Lebenden weilte. Und die zu ihm kamen, wer waren sie, aus welchen Ständen, Klassen, Parteien rekrutierten sie sich, welchen Bildungsstufen gehörten sie an?

Es waren Arbeiter und Angestellte, Studenten und Akademiker, brotlose Ärzte, arbeitslose Rechtsanwälte, abgelehnte Schriftsteller, hungrige Künstler, Witwen und Waisen. Tüchtige und Untüchtige. Gelernte und ungelernte Arbeiter. Frauen, Männer und Jugend. Die Zeit der Arbeitslosigkeit und der Vielfältigkeit der sozialen Probleme hatte ein Tempo in ihm entfacht, das schon nicht mehr zu den alltäglichen gestempelt werden konnte. Überall mußte geholfen werden. All die vielen arbeitslosen Akademiker suchten bei ihm Rat, Stütze und Hilfe. Er war offiziell der Studentenseelsorger. Aber aus dieser Stellung hob er sein großes soziales Programm heraus und wurde der Großstadtseelsorger für Tausende vom Wege abgekommene Wanderer, die nicht ein noch aus mehr wußten aus ihrer physischen und psychischen Not. Manch einer seiner Mitbrüder lehnte den eigenwilligen und eigenlebigen Carl Sonnenschein ab. Gelegentlich glaubte man auch, das tun zu müssen, weil seine Arbeit und sein Auftreten nach Ruhmsucht und Ehrgeiz aussahen. Beide Charakter-schwächen kannte er nicht. Er war der demütigste, der zutiefst in Gott versenkte Priester, der arbeitsamste, aber auch der arbeitstüchtigste in seinem Fach. Carl Sonnenschein kannte keinen Acht-Stunden-Tag. Er kannte keinen pünktlichen Büroschluß. Ein Forum größten Ausmaßes an Arbeit hatte er um sich geschaffen, zu dessen Absolvierung eine große Organisation mit vielen Angestellten nötig gewesen wäre. Er aber tat es mit nur drei Helfern, die mit ihm durch dick und dünn gegangen sind, die gleich ihm sich das rasende Arbeitstempo angewöhnt hatten, die gleich ihm von seinem Feuer und seiner nimmermüden Geschäftigkeit besessen waren.

Es gab keine amtliche Stelle, keine kirchliche Organisation, selbst nicht die zuständige autorisierte kirchliche Behörde, bei der Sonnenschein nicht bekannt, ja beinahe „gefürchtet“ war. Es gab aber auch keinen Stand, keine Zeitfragen religiöser, wirtschaftlicher, sozialer oder kultureller Art, in die Sonnenschein nicht helfend, planend, denkend und mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln eingegriffen hätte. Allerdings immer nur unter der Voraussetzung als Christ, Priester, Politiker und Mensch.

Neben diesem Dienen, oft im völligen Dransetzen seiner Persönlichkeit, verfügte Carl Sonnenschein über eine reichhaltige, reichentfaltete schriftstellerische Begnadung und Begabung, die als einzigartige Erscheinung anzusprechen ist. Er war der Chefredakteur des „Berliner Katholischen Kirchenblattes“, das mitredigieren zu dürfen ich die Ehre hatte und das in den Jahren 1925 bis 1931 über hunderttausend Abonnenten zählte. Aus einem unwesentlichen Kirchen- oder Sonntagsblättchen in Berlin, der geistigen Metropole des Reiches, hatte er ein Blatt größten Formats geschaffen, ein Blatt, das der Bedeutung der Weltstadt-Prese in jeder Beziehung entsprach, wenn nicht sie übertraf. Alle Fragen

der Gegenwart, alle brennenden Probleme der unheilswangeren Zeit fanden ihren erschöpfenden Niederschlag in den Beiträgen, die Sonnenschein selber schrieb oder von Berufenen bearbeiten ließ. Mit vielen Dingen hatte er sich herumzuschlagen, mit vielen Meinungen sich auseinanderzusetzen. Aber er hatte eine allzu gute Klinge, die er zu kreuzen gewohnt war. „Weltanschauungen“, sagt er in einer polemischen Notiz, „werden nicht in Volksversammlungen erledigt. Hängen nicht am Glück des Augenblicks. Am Geschick des Redners. An der Wirkung des Schlagwortes. Weltanschauungen sind feinste Innerlichkeit. Sind Flora voll mimosenhafter Zärtle. Sind Abgründe, fern von dem kleinen Geschäft der Menschen. Sind wie Bergeinsamkeiten, in die hier und da der verlorene Wanderer tritt.“ Seine wöchentlichen „Notizen“ hatten schon, rein drucktechnisch gesehen, eine in die Augen fallende Sonderheit, wie auch der ganze Textteil dieses Blattes unnachahmlich originell war. Er machte keine Auflockerung der Artikel. Keine Absätze, diese waren mit einem Sternchen versehen. Alle Artikel, Erzählungen, Gedichte und sonstigen Beiträge fanden in ihren sogenannten „Kasten“ höchstes Interesse und ehrliche Bewunderung. Aber auch liebende Kritik aus kritischer Liebe. Alles in seinem Blatt war wie aus einem Guß. Seine Gedanken. Seine Erlebnisberichte. Das Anpacken grundsätzlicher Probleme und Themen, die von einem festen Punkt ausgehend auf solider und gewissenhafter Information fußten. Er liebte nicht, in Mutmaßungen Dinge zu behandeln, die klar ausgesprochen werden mußten, selbst wenn sie noch so hart und erbarmungslos sich anhörten. Er sah alles richtig und gerecht, wenn er seine wöchentlichen „Kollegs“ schrieb. 1924 schreibt er eine feine Skizze über das „Almosen“: „Man kommt doch nicht daran vorbei. An meiner Straße stehen die beiden alten Leute jeden Morgen. Wenn die Bürobeamten aus dem Untergrundbahnhof quillen und um die Ecke biegen. Sie sagt: ‚Bitte, bitte‘ und faltet dazu die Hände, wie man Kinder lehrt, wenn sie etwas haben wollen. Er sagt: ‚Streichhölzer, Streichhölzer‘ und hält die Döschen in zitternder Hand. Ich weiß nicht, ob die beiden ein Paar sind. Noch ob sie früher wohlhabend waren und sich ihre letzten Jahre sonniger dachten. Im Sessel. Mit der Morgenpfeife. Auf dem Tisch zwei gekochte Eier und einen gestrickten Kaffeewärmer. An dieser Ecke steht nicht immer die Sonne. Manchmal regnet es. Dann drücken sich die beiden in die Torecke und rufen von dort aus. Noch weiß ich, ob das Ganze überhaupt Schwindel ist. Ich gebe trotzdem. Eigentlich, gewiß, sollte ich mich erkundigen, wer die beiden sind, und mich mit anderen zusammentun, damit ihnen wirklich geholfen wird. Wenn das möglich ist. Aber ich habe morgens nie Zeit, und abends stehen die beiden nie da, und Berlin ist so groß. So bleibt mir als Zeichen meines guten Willens nur das Geldstück, das ich gebe. Manchmal habe ich selbst nichts. Dann sage ich wenigstens ‚Guten Tag‘ und begrüße die beiden. Das ist nur ein Anfang. Ich weiß es. Aber ich bekenne mich damit zu meiner Christenpflicht.“

In seiner grundsätzlichen priesterlichen und daher so gütigen Einstellung zu den notvollen Fragen und Geschehnissen der schweren Nachkriegszeit, suchte er die Verbindung des Sozialen und Religiösen herauszuarbeiten, um im Lichte

seines scharfen Geistes und seines großzügigen Herzens wegweisende Grundlagen zu schaffen. Die reichsten seiner Tatsachenberichte der schweren, niederdrückenden Zeit 1918—1929 sind in seinen schmalbändig in über eine halbe Million Exemplaren herausgekommenen „Weltstadtbetrachtungen“ enthalten, die leider infolge des unseligen nationalsozialistischen Regimes keinerlei Neuauflagen mehr erleben konnten. Wer indessen die Weltgeschichte jener schweren Zeit, die vor unserer jetzigen noch viel schwereren Zeit liegt, in ehrlicher Sicht lesen und abwägen will, der müßte einen Gang durch die „Weltstadtbetrachtungen“ Sonnenscheins tun. In diesen „Notizen“ gab er sich ganz aus. In diesen „Notizen“ wurde lebendiges Leben niedergeschrieben. Hier konnte ein Tagesjournalist sich an dem wöchentlichen „Notizenschreiber“ entzünden und sein Wissen bereichern. Er war der Interpret der Armen und Verlassenen, der Einsamen, Heimatlosen und Verzagten. Er war der Vermittler für die Friedlosen, Hoffnungsarmen und Glückentfremdeten. Er war der Verfechter der Klassen- und Berufsstände. Er war der vergleichende Schilderer und aufmerksame Beobachter fremder Städte, fremder Länder, anderer Menschen. Er wagte sich auch an die Reichen und Behäbigen, die Schönheitstrunkenen und Zufriedenen, die Gesättigten und Heißhungrigen, die Glaubenstiefen und Glaubenssuchenden, an die Tiefe und an die Oberfläche. Seine Kompositionen hatten etwas bis in die letzten Tiefen des Menschen Aufwühlendes. „In Zeiten des Kampfes rettet kein Kompromiß. Nur der scharfe Schnitt! Nur die rücksichtslose Energie. Nur der Wille zu Eigenem. Stil wollen wir. An den Rändern der Stadt treibt ohnehin alles, die Härte der Arbeit, die Grauei der Landschaft, die Not der Menschen, zu sölcher Klarheit und Schärfe . . .“ Trotz der Nöt der Zeit hatte er, der nicht rastende Großstädter, sich eine wundersam helle Seele bewahrt, die auch immer — oft am Rande vermerkt gewissermaßen — in seinen „Notizen“ zum Vorschein kam. Man hält den Atem an, noch immer, beim Lesen seiner feinen lyrischen „Notiz“ über die „Vogelstimmen“. Man hält es kaum für wahr, daß dieses erlesene, zarte Kabinettstück von einem durch tausend fremde Nöte umdrängten Seelsorger einer zahlenmäßig nicht erfaßbaren Gemeinde von Ehrlichen und Unehrliehen, Glücklichen und Unglücklichen, Verächtern aller zehn Gebote und Beachtern der Kirchengebote, von Lügern, Betrügern, Ehebrechern und Strafanstaltsentlassenen geschrieben sein kann. Dieser geniale Geist, der niemals in mystischer Ekstase schwebt, erlebt wie in einem Rausch die wunderbare Schönheit und Vielfalt der Gottesnatur.

„Weich ist dieser Weg! Feierlich! Raumweit! Hie und da eine Rüster! Eine Linde! Die übergewaltigen Bäume! Alte Kastanien! Wir biegen um den Eingang des Gutshofes, an der Stahnsdorfer Kirche vorbei, in diesen Weg. Links, in der Lichtung, ein Vogel. Siehst du den schwanken Zweig? Der Vogel ist ganz in sein Lied verloren. Er singt die erste, die dritte, die fünfte Melodie. Es ist, wie wenn ganz weit Echo einfällt. Dann antwortet er wieder. Wir stehen still. Wir wissen nicht, was für ein Vogel das ist. Woher sollten Großstädter das wissen? Man sagt uns, es sei ein Star. Wie er das Lied aus der Kehle wirft und diesen ganzen Raum mit Tönen erfüllt! Wir lauschen und

schweigen. Dann gehen wir, fast bis zur Mitte der laubschattigen Chaussee. Schwarze Vögel huschen durch die Bäume. Tragen ihre Lieder auf andere Zweige. Das Lied schlägt auf! Das Lied versinkt! Der es sang und der es trug, flattert in Schatten und Sonnenlicht. In zersägtem Stamm höhlt sich das Nest. Die Meise blinzelt. Das Köpfchen schwankt. Nun fliegt sie auf! Nun überquert sie den Weg! Im Bogen steigt sie über Dach und Garten. Bis drüben ins junigelbe Feld. Gib acht! Nun wippt sie schon am nächsten Baum. Nun schießt sie in jähem Bogen, du siehst sie kaum, ins Nest. Wir gehen wieder weiter auf den Kanal zu. Da, auf einmal, ein seltener Klang. Er ist burgunderrot! Er ist wie von Samt! Er ist tiefviolett! Er ist voll breiten Tones und voll versunkener Seele. Das ist, sicher, eine Nachtigall! Wir bleiben stehen! Sie singt! Die Nachtigall singt. Drüben noch eine! Noch nicht ganz ausgereift. Noch die Generalprobe zum letzten Akkord! Die beiden singen! Wir horchen! So sang sie einst in den Bäumen unserer Jugend. So sang sie an der Hecke unseres Hofes! So sang sie sich in unser Herz! Denn wir sind vom Lande! Ganz tief, in den Kellerräumen unserer Seele, wachsen immer noch die blassen Blumen unserer dörflichen Heimat. So stehen wir hier unter den Kastanien und erleben eigene Vergangenheit und eigenes Wesen. Kannst du dir denken, daß Menschen Vogelstimmen fremdes Land sind? Unsere Kinder unterscheiden die Hupen der Autofirmen. Chevrolet hupt so! Mercedes singt anders! Protos hat eine Protosmelodie! So kennen sie den Gesang der Technik. Aber die Vogelstimmen, in den Bäumen, sind ihnen fremder Klang. Verborgener Klang! Natur unentdecktes Land! Nicht nur botanische Natur! Nicht nur Gartenland der Erde! Auch ethische Natur! Gartenland und Seele! Wer Kinderreichtum und Kinderglück nie erlebte, drei, vier, fünf Kinder um einen Tisch, um eine Mutter, herb und innig ineinandergewachsen, in Spiel und Tränen, dem fehlt ein Stück Natur! Torso in der Weltstadt! Wir gingen dann die Allee zu Ende. Auf dem spiegelnden Kanal lag ein Schiff aus Werben. Aus der Kaiserstadt an der Elbe. An dem Schiff hing, wie Abschiedsleuchten der Abendsonne, ein schwaches Licht. Dahinter aber standen, feierlich, die Kolonnen der Schleusen. Diese „Notiz“ entstand bei einer Sonntagswanderung. Sie steht ganz in sich gefestigt, und so sind sie alle, diese prachtvollen Betrachtungen über Mensch, Natur, Technik, Wissenschaft und Kosmos.

Der feinsinnige Beobachter lebt nicht mehr. Seine Werke, die er schuf, sind zum Teil ein Opfer der Verhältnisse geworden, ein langsames Absterben pulsierenden, blutvollen Lebens. Während der zwölf verhaßtesten, fluchwürdigen Jahre der deutschen Geschichte gingen seine mit Herzblut aufgebauten Werke in dem Wirrwarr eines verbrecherischen Propagandafeldzuges verloren. Was aber in sich lebendige Form hatte, wird wieder zum Leben erstehen, nun, da die Nebel gefallen und freie Sicht geschaffen wurde. Sein „Kirchenblatt“ ist bereits wieder neu aufgelegt worden, seine „Katholische Volkshochschule“, die nun unter dem Titel „Katholisches Bildungswerk“ die Pforten zu den Hörsälen der Wissenschaft wieder geöffnet hat, wird seinen Geist vermitteln und in seinem Geiste wieder Aufbauarbeit leisten, denn ohne die Berufung auf ihn ist es nichts. Das „Presseapostolat“, eine der markantesten Gründungen, ist noch

nicht in die Sphäre der Notwendigkeit gerückt. Aber auch diese Zeit wird wieder kommen, wo das Apostolat der Presse eine wichtige Funktion zu erfüllen hat. Sein „Märkischer Geschichtsverein“, der vorübergehend vorsitzlos war, da der Leiter, Reichsoberarchivrat Dr. Karl-Heinz Schäfer, von den Häschern der Gestapo durch Zuchthaus und Konzentrationslager geschleift und in Sachsenhausen einen nicht aufdeckbaren Tod fand, wird wieder seine märkische Forschungs- und Bildungsarbeit aufnehmen und die alte Sonnenschein'sche Tradition fortführen. Seine „Akademische Lesehalle“ ist gleich nach seinem Tod infolge fehlender Mittel geschlossen und aufgehoben worden. Der „Märkische Wassersport“ hat seine Segel eingezogen und harret der Initiative eines betrieb-samen Nachfolgers.

Wie seine großen Organisationen entstanden, ist chronologisch nicht festgelegt. Sie wurden aus der Tiefe gestampft und erhoben sich zu einer siegreichen Höhe. Das „Akademische Arbeits-Amt“ zog er ganz groß auf, und es ist nachweislich festgestellt worden, daß dieses „AAA“ ein ungeheurer Segensstrom war für alle, die arbeitslos und ohne Verdienstmöglichkeiten, ohne Wohnung und ohne Kleidung waren. Es ging nicht nur die notleidende akademische Schicht an, es stellte sich ganz und gar bewußt j e d e m zur Verfügung, der in Not und Gefahr war. Das „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“ (SSS) sowie der „Kreis der Freunde des SSS“ hatten eine Entfaltungsbasis, die dem Wohltun, dem Helfenwollen und der Großzügigkeit keine Grenzen setzte.

Unbeirrbar und unbekümmert ging Carl Sonnenschein seinen Weg, unbeugsam stellte er sich den vielen Angriffen. Bedenkenlos half er jedem. Er fragte nicht nach der Religionszugehörigkeit, nicht nach dem Parteibuch, nicht nach Rasse, nicht nach Stand und Bildung. Ob Arbeiter oder Akademiker, er hörte nur die Not, die aus ihnen sprach, er war sozusagen auf das Wort „Not“ eingeschworen, und da er allein nicht helfen konnte (er besaß keinerlei Einkünfte, kein Vermögen, kein Gehalt, nur die Honorierung seiner Kirchenblattartikel war ihm sicher), mußte die besitzende Klasse mittun. Das galt, wenn er zu Bessergestellten abends spät noch einen Trupp verhungelter Besucher aus seinem Büro mitschleppte oder sie einfach selbst bei den Leuten zum Abendessen anmeldete, gewöhnlich, wenn er die Armen schon hereingeholt und sie bereits im Zimmer standen. Das galt, wenn er Kleidung für garderobearme Menschen brauchte. Dann hatte er schon einige Konfektionäre an der Hand, die ihm veraltete oder ausgebleichte Sachen gaben, oder auch solche, die ihm einen großen Kredit einräumten, von dem sie wußten, daß er nie durch Carl Sonnenschein ausgeglichen werden konnte. Das galt, wenn er Geld brauchte für seine Schützlinge, damit sie wieder lebensfähig, auftrittsmäßig angezogen und wohnen konnten. Schecks mit schönen, runden Summen waren ihm immer wie eine Orgel, er hörte gewissermaßen das Geld klingen für so manchen, der gar nichts hatte, und solche, die es sich nicht mehr verdienen konnten. Wieviel Blumen, wieviel stärkende Medikamente, wieviel an Kuchen und Wein, an Büchern und anderen liebevollen Geschenken hat Sonnenschein in die Krankenhäuser und Altersheime, an Freunde aus seinem Kreis und an Bekannte, die

einsam irgendwo auf dem Krankenbett lagen, geschickt. Natürlich mit fremden, geschenkten oder auch geliehenen Geldern. Was tat es: Wer Armen leiht, dem zahlt Gott Zinsen. An diesen Zinsen verdiente sich Sonnenschein ein kostbar Stück Gnade, dessen Segen auf die Spender und Geldverleiher zurückfiel. Er bettelte, er pumpte, er nahm alles, was man ihm bot, nur, um es anderen weiterzugeben. Selbst arm wie kaum einer seiner Mitbrüder, lebte er die Armut um der armen, notvollen Mitmenschen willen mit. Er trug, wie sie, geflickte Schuhe, er hatte, wie sie, gestöpfte Anzüge, er schämte sich nicht, wie sie, alles anzunehmen, was man ihm gab, ob es Taschentücher, Wäsche, Seife, Rasierzeug, Eßwaren, Geld, Kleidung, Schuhe oder was sonst immer waren. Sein großes, barmherziges Herz lebte die Not mit und liebte sie um jene, die so schwer daran trugen. Er war der Bettler in Berlin, und wenn es Menschen gegeben ist, Blut zu schwitzen, wahrlich, ein Carl Sonnenschein hätte Blutstropfen vergießen können über all die Not, die ausweglose Bedrängnis, das schwere Herzeleid.

Wenn er heute lebte, welche Aufgaben hätte er zu erfüllen und mit weldiem Feuereifer würde er sie betreiben! So viel bergehohe Lasten, so viel Armut und Elend, so viel Besitzlosigkeit und Gleichgültigkeit bis zur Härte und Kälte des Herzens! So viel Trauer und Tränen um zertretene Menschenleben und vernichtete Hoffnungen, um so viel Verlust an Haus und Hof, an Heim und Heimat. Mit Feuereifer würde er sich in die großen Aufgaben stürzen, die einen ganzen Menschen brauchten und einen hilfsbereiten. Nicht mit schönen Reden würde er praktizieren, seine Waffe wäre das Vorbild, das „Sofort-tun“, das Eingreifen überall da, wo die Not und das Elend und auch das Sterben wäre.

Das war Dr. theol. et phil. Carl Sonnenschein. Als er starb, war ein großes Trauern im Land. Denn alle wußten, daß ein wirklich edles, ein gütiges, ein heißes Herz aufgehört hatte zu schlagen und daß sie nun nirgendwo mehr so viel Hilfe erwarten konnten wie bei ihm. Er lebte wie ein Bettler und wurde begraben wie ein König. An seiner Beerdigung nahm die damalige Reichsregierung unter Führung des Reichskanzlers Dr. Heinrich Brüning teil. Zwölftausend Leidtragende schlossen sich dem imposanten Leichenzug, den hohe und höchste weltliche Bürdenträger und kirchliche Würdenträger eröffneten, an. Das Volk gab einem schlichten Menschen, der Priester war, das Geleite, und das Volk kannte ihn. In der Liesenstraße, im Berliner Norden, wurde dieser große Tote zur letzten Ruhe gebettet. Waisenkinder standen um seine Gruft, und alle Leidtragenden, ob jung oder alt, weinten um ihn.

Die mit ihm arbeiteten, die ihn kennenlernen durften, waren und sind noch begeistert von diesem volkstümlichen Priester, der den Menschen in Demut und Liebe, Erfahrung und Verstehen diente bis zum Verlöschen seines Lebens.

Finis coronat opus — „das Ende krönt das Werk“. Die Krönung seiner Person und seiner Werke konnte nicht anschaulicher und augenscheinlicher erfolgen als durch den Triumphzug, der am Ende seiner irdischen Laufbahn durch die Reichshauptstadt am 24. Februar 1929 zog.

## Ein Dichter sieht die Nazis

Louis Bromfield, der große nordamerikanische Romancier, der Dichter der mächtigen Epopöe vom „Großen Regen“ („The rains came“), hat in zwei Prosawerken, einer Erzählung und einem Roman Aufstieg, Scheinglanz und Untergang des Nazismus wiedergespiegelt. Die jüngst versunkene Gegenwart der zwölf schmachvollsten Jahre deutscher Geschichte ist hier eingefangen, unbarmherzig mit dem Blicke eines leidenschaftlichen Hasses erschaut, aber zugleich unverwechselbar nachgestaltet von den bildenden Händen eines Dichters, der sein Zeiterlebnis in gültiger Form überliefern wollte.

Die Erzählung findet sich als letzte in dem „Short story“-Bande „The world we live in“ („Die Welt, in der wir leben“). Bromfield, dessen weitaus schwingende Epik auf tausend Seiten niemals außer Atem kommt, ist auch ein Meister der Kurzgeschichte, der durch eine unerhört dichte Naturschilderung ebenso fesselt wie durch die mit einigen kräftigen sparsamen Strichen hingetzten Umrisse einer Vielfalt von Gestalten und durch die virtuose Kunst, unablässig in Spannung zu erhalten. Man könnte manchmal an die raffinierte, atemraubende Handlungsführung eines Detektiv-thrillers denken; aber gleichzeitig erkennt man, daß es um Wesentlicheres geht, daß Bromfield wie ein neuer Balzac die schonungslose Darstellung einer ganzen Menschheitsepöche, kritisch durchleuchtend und schöpferisch nachgestaltend, im Sinne hat. Dabei fällt — in etwa an Stefan Zweig erinnernd — die wunderbare, fast schwebende Leichtigkeit seiner Erzählgabe auf. Wie von selbst, fast spielerisch zwanglos, knüpfen sich die Fäden, scheinbar absichtslos, dabei aber doch einem — kaum spürbaren — inneren Gesetze folgend. Das Ganze so einer Erzählung ist sozusagen überraschend da. Eine Novelle hat sich um ein Menschenschicksal gerundet, und man merkte es kaum; denn man hat unterdessen so viel anderes beobachtet, in sich aufgenommen, überdacht, daß man schier vergaß, eine Erzählung zu lesen. Das ist das Geheimnis der Prosaunst Bromfields, das ein amerikanischer Kritiker so umschrieb: „Als Geschichtenerzähler hat er die goldene gottbegnadete Leichtigkeit, die den Leser mesmerisiert“.

„Thou shalt not covet!“ („Du sollst nicht begehren!“), lautet der Titel unserer Erzählung. In lebendigstem, autobiographisch eingekleidetem Bericht werden wir von Bromfield unter den Arm genommen und begleiten mit ihm den erschreckenden Lebensweg einer deutschen Pastorentochter. Dieses blonde „Gretl“, das für ein unaufhebliches bürgerliches Glück geboren schien, gerät durch die Not der Inflationszeit nach dem ersten Weltkrieg, um die Ihren im Verfall des einst gesicherten Vermögens zu retten, an die Seite eines älteren, sexuell pervertierten Mannes. Die Ehe dauert nur ein Jahr. Dann treibt sie der Ekel davon. Sie wird Chorgirl und fällt in naiver, unbedachter Verliebtheit in allerlei Abenteuer, die sie aber, da sie immer mit dem Herzen dabei ist, nicht weiterbringen. Schließlich lernt sie doch noch die hohe Schule geschäftstüchtigen

Hetärentums. Sie verkauft sich in einer neuen Ehe an einen Großindustriellen, einen kalten, böartigen Glücksritter, der, die Politik in sein Geschäft einbeziehend, den Nationalsozialismus mit hochbringt, ihm aber schließlich, ein betrogener Betrüger, selbst zum Opfer fällt. Er muß ins Ausland fliehen — man denkt an das Schicksal einer prominenten Figur der letzten zwölf Jahre — wird aber nach dem Zusammenbruch Frankreichs von eben jenem blonden „Gretl“, das nun in allen Wassern gewaschen ist, den Naziverfolgern ans Messer geliefert. Sie hat sich durch diesen Verrat seiner Wertsachen versichert und endet — einst wütende Hasserin des Hitlerismus — als Mätresse eines hohen Machthabers im besetzten Paris. Flüchtig wird schließlich noch angedeutet, daß sie auch die Katastrophe des Nazismus überdauern und weiter ihr Leben erfolgreich durch die Stürme der Zeiten steuern wird.

Dies ist die Fabel, der Faden, um den herum sich die Geschichte vom Werden der Nazibewegung an kristallisiert, auf die es Bromfield entscheidend ankommt. Und es ist bewundernswert, wie er — beiläufig einsetzend in einem kleinen, von den damals nach dem ersten Weltkrieg verfeimten Deutschen heimgesuchten Schweizer Winterort, wo sich, untermischt mit Inflationshyänen, die ersten Nazi-verschwörer treffen und ihre Fühler in die Welt hinausstrecken — das Keimen und Gedeihen der Hitlerei bis zu ihrem weltgefährdenden Kulminationspunkt aufzeigt: wie sie als bösaartiges Giftgewächs auf dem Schlamme aufgeht, der von der furchtbaren Heimsüchung der Nachkriegsjahre zurückblieb, und schließlich immer geilere Blüten treibt.

Bromfield ist kein Freund der Deutschen und alles Deutschen. Er ist in ehrlicher Subjektivität gegen manches blind, und wenn er etwa München ein „leberfarbenes falsches Florenz, beherrscht von der Erinnerung an einen wahnsinnigen König“ nennt und gesteht, daß ihm Berlin immer „a horror“ gewesen sei, so wird evident, wieso er niemals einen Zugang auch zu deutschen Werten finden wird. Aber aus dieser instinkthaften Abneigung heraus schärft sich sein Blick für alle Schattenseiten deutschen Wesens, und er erkennt deshalb klar und mit unbarmherziger Sicherheit die heimlichen Wurzeln des Hitlerismus und seines Erfolges gerade im deutschen Volk: in dem unsinnigen Minderwertigkeitsgefühl, das sich durch Übersteigerung eines verkrampten, krankhaften Selbstbewußtseins vor sich selber retten möchte. Eine Hauptfigur neben dem Großindustriellen, Baron von Hagen, dem zynischen Drahtzieher des Nazismus, ist der animalische, perverse Barbar Heinzlmann, in dem Röhm — mitsamt seinem kläglichem Ende — so deutlich nachgezeichnet ist, daß man sich über die Namenstarnung eigentlich wundert. Sie scheint nur ein Kunstmittel zu sein, das die Spannung erhöht, indem es die Identifizierung durch den ahnenden Leser verzögert.

Es hilft nichts: wir müssen uns eingestehen, daß Bromfield kraft seiner Abneigung gegen Deutschland den Hitlerismus und seinen Aufstieg geradezu hellseherisch richtig sieht: Minderwertigkeitskomplex, permutiert in den Willen zur Macht. Fast Seite an Seite ist man versucht, ganze Absätze zu unterstreichen.

Wie ahnungsvoll wahr ist, was beim Anblick marschierender SA in München gesagt wird: „Eine erschreckende Sache: das völlige Aufgehen des Individuums in eine Maschine, aus dem Verlangen dieses Individuums entsprungen, sich vollkommen aufsaugen zu lassen, die eigene Identität restlos an die Maschine zu verlieren, der Wille, nur ein Rädchen im Räderwerk zu sein.“ Und dann heißt es, mit einem Seherblick in die tiefste Tragik deutscher Geschichte: „Es ist da etwas im deutschen Wesen, das eine ekstatische Steigerung im Selbstmord findet“.

Bromfield liebt Europa mit einer leicht sentimentalischen Neigung. Vielleicht entstammt seine Abneigung gegen Deutschland aus dem Wissen, daß es dieses, sein altes Europa, endgültig zugrunde richten wird. Leichtthin gesprochen, ist es doch ein schweres und bitteres Wort, wenn einmal gesagt wird: „Es wird ein großer Unfug sein, wenn wirklich die Welt euch noch einmal besiegen muß“, Hitler selbst, der sogenannte „Führer“, taucht nur in Gesprächen auf. Der drahtziehende und „draht“spendende Industriegewaltige spricht verächtlich von ihm als von einem „kleinen Mann, aber hysterischen Burschen“, der nur deshalb Bedeutung habe, weil er „der Ausdruck eines tief im deutschen Charakter schlummernden Wesenszuges sei und weil die Zeitläufte für ihn wie geschaffen seien.“ Zu anderen Zeiten, unter anderen Umständen, so meint dieser zynische Förderer des „kleinen Mannes“, wäre er wohl nur eine Possenfigur geworden. „Ausgezeichnet ist die blitzhafte Umreißung einer Erscheinung wie Goebbels: „Der hatte das Gesicht einer Ratte; das Gesicht eines gerissenen Verbrechers, der sich einbildete, er könne die ganze Welt elegant übers Ohr hauen“.

Bromfields leidenschaftliche Abneigung gilt auch dem internationalen Industriegigantentum. Er verkennt daher nicht — und geißelt aufs schärfste — die Schuld derjenigen in den heute alliierten Ländern, die aus bleicher Furcht vor anderen Gefahren den hitlerischen Machtmahr durch Subsidien mit aufgemäset haben. Und er weiß auch, warum das „kranke, korrupte, sterbende Frankreich“ der ausgehenden Dritten Republik zum Untergange reif war. So ist denn diese Geschichte vom Glanz und Elend der kleinen, ihrer wirten Zeit zum Opfer gefallenen blonden Pfarrerstochter zu einem großartigen Aufriß eben dieser ganzen düster schillernden, dem Ende wie hypnotisiert zustrebenden Epödie zwischen den beiden Weltkriegen geworden: ein vom Haß nicht blind, sondern schauend beschworenes Abbild vom weltgefährdenden Aufstieg des Nationalsozialismus.

Der Roman „Anna Bolton“, der die gleichen Vorzüge einer schier unerschöpflichen Fabulierkunst und tiefer Einsicht in das tragische Geschehen der vom Nazismus aus den Fugen gehobenen Zeit aufweist, ist noch reicher in der Darstellung der sterbenden Welt vor 1939, noch konsequenter im erkennen den Haß gegen den Ruhestörer, der an den Schlaf der Welt rührt, noch dichterischer in dem Bericht von menschlichen Schicksalen, die vom aufwühlenden Erleben geformt und umgeformt werden.

Großartig ist schon der Einsatz: wie der nahende Verfall des alten Europas sich in der letzten hektischen Spätblüte einer Londoner Season ankündigt, über

der schon drohend der Schatten des Wahnsinnigen lastet, der zum blutigen Henker der morbiden Welt werden sollte. Die Atmosphäre dieses Londoner Junis rings um Picadilly wird so lebendig, daß jeder, den sie einmal umfing, vor Heimweh Tränen in den Augen spürt.

Anna Scanlon, die Tochter einer Rejmächefrau und eines Trunkenbolds in der kleinen Stadt Lewisburg im Staate Ohio, ist ein talentiertes, ehrgeiziges Mädchen. Ein frühes Liebesglück mit einem jungen Mann aus wohlhabendem Bürgerhause, der sich ihretwegen mit den Seinen entzweit, nimmt ein jähes Ende durch den tödlichen Unfall des Ehegatten und das Sterben des einzigen Kindes. Nun scheint die seelische Substanz in Anna zerstört; nur der brennende Ehrgeiz der begabten Frau von geringer Herkunft ist übriggeblieben; der Ehrgeiz, in der großen Welt des Scheins eine Rolle zu spielen, selbst etwas zu scheinen, „to show Lewisburg“. Sie heiratet einen steinreichen älteren Mann, nimmt die öde Gefangenschaft dieser Ehe auf sich, nur darauf wartend, daß sie bald als reiche Witwe ans Ziel ihrer weltlichen Wünsche gelange. Der Plan glückt, und die Witwe Anna Bolton erklimmt den Gipfel gesellschaftlichen Talmiglanzes, als sie die große Welt, alles, was in ihr Namen und Geltung hat, im Londoner Stadthaus einer Marchioness empfängt. Sie hat sich diesen Triumph nicht wenig kosten lassen, und Bromfield nimmt die Gelegenheit wahr, das Bild einer untergehenden Welt mit allem verführerischen Schimmer farbenschillernd auszumalen.

Anna nähert sich den Vierzigern. Sie geistert durch das in letzter bengalischer Beleuchtung aufflammende Europa. Bald taucht sie an der Riviera auf, bald begegnet ihr der Erzähler, ein Schulkamerad aus dem kleinen, lang vergessenen Lewisburg, im Rom Mussolinis, diesem „mad carnival of Europe at its worst“. Eine rührende Gestalt ist ihr beigezelt: Miss Harriet Godwin, die einst in der Edwardischen Zeit zur großen Gesellschaft zählte, jetzt aber, verarmt, der Amerikanerin als engagierter Mentor folgt, über ihre Gesellschaftsfähigkeit wachend und sie mit mütterlicher Freundschaft behütend.

Und nun geraten die beiden Frauen unversehens in den Untergang Frankreichs. Die elementare Katastrophe reißt sie in einen Malstrom äußerer Erlebnisse hinein. Bromfield vermittelt diesen Zusammenbruch so, daß man ihn als etwas Gegenwärtiges mitmacht: die letzten Tage vor dem jähen Erscheinen der deutschen Eroberer im Hotel Ritz in Paris, die alphafte Flucht auf den Landstraßen Frankreichs unter dem erbarmungslosen Feuer der deutschen Bordmaschinengewehre . . . Hier erlebt Anna ihr Damaskus: die Begegnung mit einem Offizier der zertrümmerten französischen Armee, dessen junge Frau bei einem Angriff der deutschen Tiefflieger tot auf der Landstraße liegenblieb und der mit der Toten und dem einzigen Kinde sich mit der Brutalität der Verzweiflung in Annas Auto drängt. Als sie protestiert, weil der Wagen schon überfüllt sei, schlägt er sie ins Gesicht: „Ich kenne euresgleichen! Ihr seid an allem schuld!“ Im Dunkel hat sie ihn angestarrt, und jählings glaubt sie, den wiedererstandenen Jugendliebten in ihm zu sehen. Willenlos ergibt sie sich

seinem herrischen Befehl — und von nun an ist sie eine andere geworden. Es ist, als habe der Schlag die verschüttete Seele in ihr zum Leben erweckt. Nun weiß sie wieder, wofür sie auf der Welt ist. Das quälende Bewußtsein, ohne Sinn dahinzuleben — „I have every thing I wanted, but it is nothing at all“ — löst sich in der blitzhaft erweckten Neigung zu dem fremden Mann, der nicht nur den verlorenen Jugendgeliebten für sie verkörpert, sondern zugleich das arme, geschlagene, einem Martyrium entgegentreibende Frankreich. In der kleinen Provinzstadt Gerbervilliers im unbesetzten Teile des Landes bleibt sie mit Harriet und hütet das Kind Lamberts, des fremden Mannes, indessen dieser in der Untergrundbewegung der französischen Patrioten mit aller Leidenschaft wirkt. Sie sorgt nicht nur für sein Kind, sondern auch für die vom Schicksal geschlagenen Menschen im Emigrantenlager des Städtchens. Um ihr in der Schweiz liegendes Vermögen flüssig zu machen, nutzt sie ihre alten gesellschaftlichen Beziehungen zu Leuten aus, die nun im Dienst der Deutschen stehen, fährt oft nach Paris und trifft dort Menschen, deren Umgang sie gefährdet und kompromittiert, nur, damit sie immer weiter helfen kann. Bis dann eines Tages die Befreiung durch die Alliierten kommt und Anna als Gattin Lamberts die Erfüllung ihrer Vita Nuova findet. So vollendet sich, was die gute alte Harriet sterbend zu der Freundin gesagt hat: „I have seen you grow a soul.“

Wieder ist, wie in „Thou shalt not covet“, das Lebensschicksal einer Frau inmitten einer umbrechenden, in Krämpfen und Qualen zuckenden Welt der Ariadnefaden, mit dem Bromfeld uns durch das wirre, geheimnisvolle Labyrinth der Zeit sicher leitet. Es ist, als erschließe sich Raum um Raum dieser Zeit: wenn wir uns in dem irren Paris der Besetzungsjahre mit Anna bewegen, dieser „toten Stadt, voll von Gespenstern, diesem fremdartigen grauen Paris, bevölkert mit Verrätern und Deutschen“, oder wenn wir an einem Abend mit ihr in das dunkle, leere Städtchen Gerbervilliers zurückkehren, während ein einsamer Hund den Mond anbellt und in ihr die alphanfte Vorstellung des Weltuntergangs aufdämmert: „So wird die Welt aussehen, wenn erst alle Menschen einander getötet haben.“

Auch ein Deutscher spielt eine wichtige Rolle in dem Geschehen um Anna: der Major v. Kleist, Militärattaché der Deutschen Botschaft in London, ein Mann, der aus der Tiefe seines aristokratischen Geblüts heraus den Hitlerismus verachtet und doch in seinen Diensten steht. Bromfield hat für ihn irgend etwas übrig, aber er weiß auch, daß er zu jener Kriegerkaste gehört, die so viel Unglück über die Menschheit hat heraufbeschwören helfen. Die alte Frau Ritz, eine der feinsten, in weltabgeklärter Klugheit und wissender Menschlichkeit bezaubernden alten Damen, die je ein Dichter porträtiert hat, gibt Anna, die meint, Kleist sei unglücklich, die bittere Antwort: „So geht es vielen Deutschen. Es sind diejenigen, die Gott eigentlich nicht zu Deutschen bestimmt hatte.“ Wahrlich ein furchtbares, sehr subjektives Wort, aus dem Haßtemperament Bromfields heraus gesprochen, das jeden Deutschen tief erschüttern muß, auch wenn er weiß, daß Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, Mozart usw. von

Gott doch wohl als Deutsche erschaffen wurden und nur als Deutsche erschaffen werden konnten. Ein kleines Kabinettstück für sich, dazu von besonderem, aktuellem Reiz, ist Anna Boltons Handel mit Göring, von Herrn v. Kleist vermittelt, von ihr durchgeführt, damit sie für ihre armen, notleidenden Naziopfer weiter zu sorgen vermag. Hier zeichnet Bromfield mit leicht karikierendem Stift; da indessen die Wirklichkeit selbst karikaturistisch genug war, spürt man es kaum. Der Widerwillé gegen die aufgeblähten, im Grunde impotenten Möchtegern-Diktatoren der Welt führt ihm dabei die Hand. So stellt er den feisten Popanz mit kompakter Plastizität gegen den Hintergrund alter Kultur des im Louis-XV.-Stil gehaltenen Oppenheimerschen Palais. Anna steigt mit Kleist die mächtige Marmortreppe empor. Die Tür öffnet sich, und „wie sie durch die Türe trat, erkannte sie sogleich die mächtige Persönlichkeit. Bei ihrem Anblick löftete er seine gewaltige wabbelige Körpermasse mühsam aus einem Sofa und näherte sich ihr feixend. Es war das Lächeln eines kranken, widernatürlichen Menschen. Sie empfand dabei eine gewisse Übelkeit. Er war in eine blaßblaue Uniform gekleidet, die seine Fettpolster allzu knapp umspannte, so daß das riesige Hinterteil und die große, fast feminine, mit Orden behängte Brust überdeutlich herausgearbeitet waren. Die Augen waren blaßblau und klein, mit großen Säcken darunter. Den Rundschädel bedeckte schütteres Haar, das mattblond gefärbt zu sein schien. Es war ein Monstrum, das auf sie zukam, dessen kleiner launischer Mund sich zu einem Lächeln verzog. Es war unverkennbar der große Feldmarschall persönlich.“ Köstlich wird die Begrüßung geschildert: „Anna hatte plötzlich das Gefühl, als erwarte die aufgeschwemmte Menschenmasse halb und halb einen Hofknicks von ihr, den sie ihm aber versagte. Sie empfand einen jähren, rein weiblichen Ekel und Widerwillen.“ Annas Instinkt weiß nun, was jeder mit etwas Feingefühl vor jedem Bilde der Nazihäuptlinge immer wieder empfinden muß: „Es war unmöglich, daß sich jemals die Welt Menschen wie diesem Ungetüm, das ihr da gegenüber saß, das feiste Hinterteil zwischen die Armlehnen eines fragilen Louis-XV.-Sessels gequetscht, unterwerfen würde.“ Der Handel über den kostbarsten Zobelpelz in Europa und Annas Smaragdring ist bald abgeschlossen. Immer wieder ist es Göring, der den Leser dabei interessiert: „Wenn er von den Smaragden sprach, trat ein lüsterner Ausdruck, ein Art impotenter Begehrlichkeit in die blaßblauen Schweinsäuglein.“ Und nun steigt das Bild der Deutschen Regierung in Annas Gedanken auf, wie es sich uns heute auf den Anklagebänken in Nürnberg präsentiert (samt denen, die leider nur noch „im Geiste“ oder, besser gesagt, als Gespenster mit auf ihnen sitzen): „Dieser da ist also einer der Führer des deutschen Volkes. Ein anderer ist ein Paranoiker, namens Hitler, der dritte ein kleiner klumpfüßiger Sexualmaniak, dann ein Sadist usw.“

Gewiß: man liest diese beiden Dichtungen Bromfields, so sehr sie als Kunstwerke eines großen Erzählers jeden Leser entzücken und im Banne halten, nicht ohne einen bitteren Beigeschmack, bitter vor allem deswegen, weil kein wahrheitsliebender Deutscher sich versucht fühlen könnte, ihm zu widersprechen. Bromfield hat die Nazis gesehen, wie sie waren und wie sie das wahrhaft erwachte Deutschland erkennen muß, um genesen zu können.

## Mut zu Ruinen

Unsere Städte liegen in Trümmern, unsere Dome stehen nicht mehr — wohin sich auch unser Blick wendet — Ruinen, traurige brandgeschwärzte Ruinen. Es wäre schön, aufs Land gehen zu können, um diese Ruinen nicht dauernd vor Augen haben zu müssen, wie es viele Menschen tun — aus der Ruhe eines unzerstörten Gemeinwesens denkt man leichter, alles sei „nicht so schlimm“ gewesen. Man hat für diese Art der Problembetrachtung das Wort von der Vogel-Strauß-Politik gefunden, es ist aber im heutigen Deutschland mehr, es ist die Furcht vor dem Nachdenken, die Furcht vor der Konsequenz, die Mutlosigkeit, die die Menschen sehr oft dazu verführt, achtlos an den Ruinen und an dem Elend ihrer Mitmenschen vorbeizugehen und vor sich selbst zu flüchten. Aber Nachdenken schadet uns Deutschen nicht; hätten wir früher nachgedacht und nicht das Denken anderen überlassen, ständen die Ruinen nicht da.

Es ist gut und lehrreich, wenn man Tag für Tag mit überfüllten, klapprigen Straßenbahnwagen durch zerstörte Straßen und weite Trümmerfelder fahren muß. Ruinen sind der beste Anschauungsunterricht, den es geben kann, für jeden Deutschen, vor allem für uns junge Deutsche. Denn die Tatsache der Trümmer zwingt jeden ernsthaften Menschen zum Fragen und zum Denken. Dieses Denken, dieses Suchen nach den Ursachen der Trümmer, die ja viel tiefer liegen als in den Bomben, die sie schufen und die nur das Ausrufungszeichen nach einem fertig gesprochenen Satz waren, haben gerade wir Jungen bitter nötig, da wir am längsten die Ruinen zu ertragen haben, die äußeren und die inneren. Allerdings gibt es auch unter uns Leute, die mit verbundenen Augen und abwesenden Lächeln oder grimmig geballter Faust in der Hosentasche durch die Trümmer gehen und sie sehen und doch nicht erblicken, aber sie sind nur eine kleine Minderheit.

Wir müssen Mut haben zu diesen Ruinen unserer Häuser, unserer Kirchen und Kulturdenkmäler — wir müssen ihnen ruhig ins Gesicht sehen. Nur dann stehen sie nicht umsonst da, dann werden gerade sie, die Zeugen der Vernichtung, uns auf den rechten Weg weisen, den Weg ins Leben. Sie sind die sichtbaren Folgen einer ins Grenzenlose gesteigerten Machtpolitik, eines übersteigerten Nationalismus auf Kosten anderer Völker, eines Hochmuts, der furchtbar gebrochen wurde. An uns ist es, aus ihnen die Konsequenzen zu ziehen, aus ihnen zu lernen, wie es dazu kam, daß sie entstehen konnten und unser ganzes Land in Schutt und Asche fiel. Wir müssen in unserer Geschichte zurückgehen, dürfen nicht nur beim Dritten Reich stehenbleiben, sondern müssen auch uns liebgewordene Gestalten, wie Friedrich den Großen und Bismarck in einem anderen Lichte sehen. Sie waren keine Wegbereiter des Nationalsozialismus in eigentlichem Sinne, wie heute vielfach behauptet wird, doch haben sie und viele andere, deren Namen von uns bisher nur mit Achtung und Ehrfurcht genannt wurden, viel dazu beigetragen, ihn zu ermöglichen. Es ist rückschauend zwar leicht, einen Mann, der die Politik seines Volkes in einer vergangenen Zeit leitete, zu beurteilen und zu verurteilen.

Zum Verurteilen sind wir Jungen nicht berufen, das ist auch hier nicht unsere Aufgabe. Unsere Aufgabe besteht nur darin, mit dem Blick auf die Ruinen zu erforschen, was alles zu der Geisteshaltung des deutschen Volkes führte, die die Gewaltdiktatur Hitlers und seinen Krieg möglich gemacht hat.

Doch soll von dieser Erforschung hier nicht die Rede sein, sondern von den anderen Ruinen, die unsichtbar sind, aber vielleicht noch viel quälender — von den Ruinen in uns selber. Wie sieht es aus bei uns, in uns, in uns Übriggebliebenen, denn anders kann man wohl die traurigen Reste der deutschen Jugend nicht bezeichnen, die den Krieg überlebt haben? Es sieht wüst genug aus, auch unser Inneres ist genau so ein Trümmerfeld, wie unsere Städte es sind. Alle Werte, an die wir einst geglaubt haben mit dem überströmenden Idealismus unserer Jugend, sind zerbrochen und liegen am Boden. Alle Altäre, die wir einst anbeteten und die wir anbeten mußten, weil die wenigsten unter uns den Teufel sahen, der an ihnen zelebrierte, sind eingerissen und zertrümmert. In uns gähnt ein Vakuum, ist das Nichts und eine furchtbare Not. Wir sind durch sechs Jahre Krieg gegangen, durch die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen des Menschentums, man hat uns hineingepreßt in eine erzwungene und teilweise Reife wie junge Pflanzen, die man in ein Treibhaus setzt und künstlich zur Blüte und zur Entfaltung treibt — man hat uns auf der einen Seite zu Greisen gemacht, und auf der anderen sind wir Kinder geblieben. Man riß uns heraus aus dem natürlichen Reifeprozess des jungen Menschen und trieb uns in das Grauen der Schlachtfelder. Viele von uns kamen verkrüppelt heim, viele sitzen noch in Gefangenenern auf der ganzen Erde verstreut und viele, sehr viele kamen nicht wieder. Aber nicht nur die persönliche Unausgeglichenheit schuf die Trümmer in uns, obgleich unser eigenes Ich dadurch verzerrt wurde, sondern der Zusammenbruch alles dessen, was uns einmal heilig gewesen war, und die Erkenntnis, daß wir nicht, wie wir geglaubt hatten, für die Erhaltung unseres Landes hinausgezogen und unser Leben zu opfern bereit gewesen waren, sondern daß eine gewissenlose Verbrecherclique uns und unseren Idealismus zur Befriedigung ihrer Pläne mißbraucht hatte — das vor allem schuf die Ruinen in uns selber. Hinzu kamen die Sorgen um unsere Angehörigen, die Heimatlosigkeit, die die meisten von uns getroffen hat, und die furchtbare materielle Not, in der wir uns alle befanden. Und so standen wir zunächst stumm und sagten gar nichts, weil wir leer waren und alles in uns tot.

Aber jetzt ist es an der Zeit, daß wir uns auf uns selbst besinnen, daß wir ja sagen zu den Trümmern in uns und daß wir den Mut zum „Trotzdem“ finden. Dazu heißt es aufräumen in uns, genau wie in unseren Städten aufgeräumt wird und die Ruinen eingerissen und blanke Flächen geschaffen werden, damit ein Neuaufbau erfolgen kann. Dazu heißt es, schonungslos die Trümmer einzureißen, die noch stehen aus der letzten Zeit, reinen Tisch zu machen, damit wir in uns etwas Neues schaffen können. Dabei wird uns eine Eigenschaft sehr nützlich sein, die wir draußen im Angesicht des Todes gelernt haben, die Eigenschaft, das Wesentliche in den Dingen zu erkennen. Auf sie kommt es an, und sie bietet die beste Garantie dafür, daß wir den Dingen auf den Grund gehen und nicht in Halbheiten steckenbleiben werden. Wir haben sehr viel einzureißen, denn wir sind in den letzten zwölf Jahren in einer Weise und

mit einer Intensität beeinflusst und „ausgerichtet“ worden, die nicht ohne Spuren blieb. Dieser Kampf in uns ist bitter schwer und schmerzt manchmal tief, weil man vieles, was einem einmal lieb und wert war, auch zertümmern muß. Da aber dieser Kampf so schwer, aber andererseits so ehrlich ist, sind wir schweigsam und scheinen oft uninteressiert, weil uns die Worte fehlen, um die manchmal fast unlösbar scheinenden Probleme auszudrücken.

Erschwerend kommt hinzu, daß die heutige deutsche Demokratie bisher nicht geeignet ist, unser Vertrauen zu erwecken, daß die Schlagworte, die heute kursieren, uns manchmal wie eine andere Walze auf einem wohlbekannten Laufwerk anmuten. Erschwerend kommt weiter hinzu die leider stark verbreitete Verständnislosigkeit der älteren Generation, die anscheinend nicht begreift, daß unsere Rückgrate noch nicht den Grad der Verkalkung erreicht haben, in dem es möglich ist, gestern noch treuer „Gefolgsmann des Führers“ und heute „schon immer dagegen“ gewesen zu sein, denn wir sind vielleicht in unserer Jugend noch zu ehrlich, um uns von einer Stunde auf die andere völlig umstellen zu können. Wir bezweifeln aber auch die Ehrlichkeit dieser Umstellung bei manchen der älteren Generation. Erschwerend kommt hinzu, daß diese ältere Generation, die, als wir noch Kinder waren, Hitler die Macht gab, uns wohlwollend in die Hitlerjugend schickte und uns dann mit dem gleichen wohlwollenden Lächeln auf den Schlachtfeldern opferte, wie noch nie eine Jugend zuvor geopfert wurde, heute zum Teil uns für „politisch unmündig“ erklärt und auf unsere Mitwirkung beim Bau der neuen Gesellschaftsordnung „verzichten“ zu können glaubt oder uns mangelnde Begeisterungsfähigkeit und fehlenden stürmischen Drang vorwirft. Sind wir nur deshalb politisch unmündig, weil wir nicht wählen durften bisher? Dann haben die Wähler von 1930—33 ihre politische Unmündigkeit in viel stärkerem Maße bewiesen — oder sind wir unmündig, weil wir noch schweigen? Wir dachten, die Grundbedingung der Demokratie sei die Achtung vor dem anderen, vor seinen Meinungsäußerungen, also wohl auch vor seinem Schweigen? Und wo sollen wir Begeisterungsfähigkeit hernehmen und stürmischen Drang? Das alles ist im Trommelfeuer verflogen, und geblieben ist nur ein kühler Skeptizismus und ein Wille zur Klarheit in allem. Aber ist der Zustand des Zweifels an allem, der Skepsis gegenüber jedem Wort und jeder Handlung, der Wille zur Klarheit und zur Erkenntnis des Wesentlichen nicht besser als aller jugendlicher überströmender Idealismus, der so leicht das Gewünschte für das Tatsächliche einsetzt? Ist das, was wir aus den Jahren im Feuer gewonnen haben, nicht geeigneter, etwas Neues, Bleibendes zu schaffen? Erst aus dem Zweifel an allem entspringt die Erkenntnis des Wertes oder Unwertes einer Sache und einer Anschauung, und deshalb sollte man froh sein, daß wir so sind, denn das, was wir jetzt als richtig erkennen, führen wir mit eiserner Konsequenz durch.

Wir kämpfen einen schweren Kampf mit uns selber, wir versuchen uns selbst zu erkennen, ehrlich und wahr, damit wir auf dieser Selbsterkenntnis aufbauen können. Deshalb muß die ältere Generation mit uns noch Geduld haben und muß noch etwas auf uns warten, denn innere Kämpfe von solcher Wucht und Schwere werden nicht von heute auf morgen ausgefochten, sollen sie nicht zur Farce werden. Und das wollen wir nicht und die ältere Generation auch nicht. Deshalb haben wir die eine große Bitte an die Älteren! Laßt uns noch etwas

Zeit, antwortet uns, wenn wir Euch etwas fragen — denn wir haben viel zu fragen und gleichzeitig wenig Vertrauen zu Euch — versucht nicht, uns zu belehren, das wäre grundfalsch, und achtet unsere Probleme, denn nur in der Achtung vor dem anderen Menschen liegt die wahre Demokratie begründet. Eines Tages werden wir dann kommen und werden da sein und an die ungeheuren Probleme herangehen, die sich vor unserer Zukunft auf türmen — und dann werden wir sie anpacken und meistern.

Es handelt sich für uns darum, ganz schlicht ausgedrückt, den Wert des Menschen wieder zu finden. Wir sind gelehrt worden, den Staat als Selbstzweck zu betrachten, ohne den der Einzelne nichts ist — wir müssen wieder lernen, daß zuerst der Einzelmensch kommt und der Staat nur Mittel zum Zweck darstellt. Wir müssen erst lernen, was Freiheit des Einzelmenschen innerhalb der menschlichen Gemeinschaft bedeutet, was Recht ist und Gerechtigkeit, was Toleranz gegenüber den anderen besagt, und vieles anderes mehr, was wir früher nicht oder nur zu einem verschwindenden Bruchteil gekannt haben. Wir müssen eben einfach Menschen werden und lernen, daß der andere genau so ein Mensch wie wir ist — wir müssen lernen, daß jeder Mensch ein Geschöpf Gottes ist und deshalb dieselbe Achtung und Duldung von uns verlangen kann, die wir als selbstverständlich für uns in Anspruch nehmen. Wir müssen wieder lernen, und das für immer und ewig, damit nicht noch einmal Verbrechen wie die in den Konzentrationslagern begangenen zusammen mit dem deutschen Namen genannt werden können — die Achtung vor der Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens. Wenn wir das alles begriffen haben, wird es uns auch möglich sein, in Deutschland eine wahre Demokratie aufzurichten und uns eine Zukunft zu schaffen, die besser ist als die Gegenwart.

## *Sonett der Jungen*

Ihr scheltet uns, weil wir noch nichts erkennen,  
weil wir nicht angerührt vom Neuen sind,  
Ihr haltet uns vielleicht für taub und blind  
und möchtet uns verstockt und töricht nennen.

O, wüßtet Ihr, welch' sengendheißer Wind  
uns überfiel, das Herz uns auszubrennen,  
was uns zerbrach, was uns für Fernen trennen  
von jenem Himmel, darin Gott beginnt.

So laßt uns Zeit. Wir müssen uns bedenken,  
denn wir verlernten es, Vertrau'n zu schenken,  
und wähnen uns allein und sind sehr jung.

Indessen seid uns Beispiel, Licht und Brücke,  
denn einstmals zahlen wir den Dank zurücke  
mit gold'nen Münzen der Begeisterung.

Ruth von Ostau

# Brief

AN DEN HERAUSGEBER

..... Sie wissen, was den bewegt, der heute aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrt, ohne von seinen Angehörigen mehr vorzufinden, als eine vielleicht trügerische Spur und von seinem Heim nicht einmal die. Sie wissen auch, daß er Zeit genug hat, sich umzusehen, denn der Aufenthalt in Behördenvorzimmern ist nach dem Zusammenbruch nicht kurzweiliger geworden. Eben dies Verständnis unserer Lage, das so wohltuend aus dem ersten Heft Ihrer wiedererstandenen „Deutschen Rundschau“ spricht, gibt mir den Mut, Sie zu fragen: ist die Enttäuschung, die, wie es scheint, jeder dieser Heimkehrenden durchzumachen hat, notwendig? Ist es allein unsere Schuld, wenn das Gefühl geistigen Zuhause seins, wie es mir bei der Lektüre jenen Heftes zuteil wurde, sich so selten einstellen will?

Man wende nicht ein, wir kämen, Opfer einer verflochtenen Propaganda, mit verfehlten Glanzerwartungen zurück! Nicht von denen ist hier die Rede, die sich vom hohlen Blechklang verlogener Siegesfanfaren betäuben ließen oder gar in der Nazi-Ideologie die Erfüllung deutscher Geschichte zu sehen wähten. Die an den Fronten standen oder in den Lazaretten lagen, hatten schon lange keine Illusionen mehr über den Krieg: weder über seinen Ausgang noch über seine Urheber. Und vom Ausmaß der Zerstörungen, vom Leid und der Not der Übriggebliebenen hatte ihnen Jahre hindurch das Schicksal der andern, das sie aus der Nähe ansehen mußten, den bitteren Vorgeschmack gegeben.

Aber seit das Erwartete geschah, ist über ein Jahr vergangen, während dessen wir, hinter Stacheldraht fast gänzlich abgeschnitten von der Außenwelt, in unzähligen Diskussionen die ersten Umrisse eines neuen Deutschland entwarfen. Können wir jetzt, nach der Rückkehr, anders, als dies Bild, das wir mitbringen, vergleichen mit der Wirklichkeit, die wir vorfinden? Nicht deren Elend ist es, was uns erschreckt, wohl aber die Gewissenlosigkeit, mit der ein Teil der deutschen Presse darüber hinweg zu schwätzen sucht. Nicht die Ratlosigkeit der Massen angesichts des Gebots, den Staat von Grund auf neu zu bauen, wohl aber der zungenfertige Mißbrauch, den eine einflußreiche Minderheit mit dem großen Begriff Demokratie treibt, indem sie ihn zum Aushängeschild totalitärer Gelüste erniedrigt. Mitunter traut man dem Datum nicht! Wie, diese dicke rosarote Schminke über unliebsamen Tatsachen, diese phrasenselige Gesinnungsprotzerei, hinter der sich schlecht genug der Pferdefuß der Gewaltandrohung verbirgt, diese verlogene Etikettierung aller, die nicht in die eigene Parteiform passen, mit dem diffamierenden Schlagwort der „Reaktion“: ist uns das alles nicht zum Ekel geläufig aus Tiraden der Hitler, Goebbels und Ley? Aber die Urheber der unzeitgemäßen Neuauflage

sind ja sogar stolz darauf! „Wir haben gelernt“, schmunzeln sie; völlig ahnungslos offenbar, wessen Geschäft sie damit in Wahrheit besorgen: der wirklichen Reaktion nämlich, die ihre neue Dolchstoßlegende heute schon aufs nachdrücklichste zu illustrieren weiß mit dem Verhalten solcher übereifrigen „Lerner“.

Zugegeben: Man hört auch andere Stimmen, solche, denen der Vorwurf, sie hätten irgend etwas aus der deutschen Vergangenheit gelernt, zu allerletzt zu machen wäre. Stimmen, aus denen nichts spricht als die Verbitterung Ausgestoßener, der Rachedurst, die kranke Zerstörungslust zurückkehrender Coriolane. Sie sind menschlich verständlich, diese Stimmen, sind erschütternd ganz gewiß! Aber die Ranküne ist ein schlechter Wegweiser. Ich darf das Ihnen gegenüber aussprechen, weil ich weiß, daß Sie mich nicht mißverstehen werden. Selbstkritik, die immer auch Kritik an der eigenen Vergangenheit ist: niemand kann sie schärfer fordern, aufrichtiger leisten, als Ihre Zeitschrift es getan hat und heute wieder tut. Die Heimkehrenden erwarten sie, wünschen sie sogar. Denn so gewiß der christlich-humanistische Geist des Abendlandes den Begriff einer Kollektivschuld verwirft — ihn aufzustellen und damit ganze religiöse, soziale, politische Gruppen ohne Ansehn der Person zu ächten, blieb der Barbarei des totalitären Staates vorbehalten — so gewiß kennen und anerkennen wir eine Kollektivhaftung. Man glaube doch nicht, daß wir unempfindlich gewesen wären gegen die Schande des verflossenen Regimes! Aber es war die Schande unserer Väter, für die wir einzustehen hatten, dies Solidaritätsgefühl, nicht der Hitlerische Phrasenschwall, hat uns damals gehindert, die Waffen niederzulegen, das sinkende Schiff zu verlassen und uns persönlich in Sicherheit zu bringen, als es, wie kluge Leute uns sagten, noch Zeit war. Und eben dies Bewußtsein der Verantwortung für die Sünden der Väter, das Tausenden die Kraft gegeben hat, schweigend zu fallen auf einem Posten, den sie verloren wußten, ist nach dem Zusammenbruch lebendiger als je, als die einzige Ehre, die wir noch besitzen.

Aber ist es danach unbillig, wenn wir die Haltung gleicher Solidarität auch von andern erwarten, zumal von solchen, die uns ihre Hilfe anbieten auf dem Wege in ein neues geeinigtes Deutschland? Hier wurzelt das Mißtrauen der Jungen gegen die tönenden Worte allzugerechter Pharisäer, die es so überaus eilig hatten, sich von der Not ihres Landes zu distanzieren. Es soll kein Stein aufgehoben werden gegen irgendeinen, der dem Aufenthalt im Gefahrenraum Deutschland die Sicherheit des Exils vorzog. Aber unser Dank und unser Vertrauen gilt den Männern, die bei uns blieben, als es dunkel wurde, die weiter zu uns sprachen, obwohl es gefährlich geworden war. Denn möglich war das, wenn auch oft genug um den Preis persönlicher Verfolgung: davon hat uns nicht zuletzt Ihre „Deutsche Rundschau“ den lebendigen Beweis gegeben. Ich könnte noch andere Namen nennen, darunter solche, die zu schmähen heute, wie es scheint, zum guten Ton gehört. Einer der Art mag hier für viele stehen: nie werde ich vergessen, wie viele Kameraden sich nachhaltig bestärkt sahen in ihrer mühsamen Selbstbehauptung gegen das nazistische Gift, als Ernst Jünger in den „Marmorklippen“ den Mut fand, seinen früheren

Zynismen, die ehemals so manchen Besseren empfänglich gestimmt hatten für die Hitlerschen Praktiken, feierlich und öffentlich abzusagen zugunsten eines neuen Humanismus.

Es mögen noch Jahre hingehen, bis die heute Heimkehrenden ihr eigenes Wort gefunden haben. Was sie erlebten, hat sie mißtrauisch gemacht gegen Worte überhaupt, und der Tag verlangt zuerst ihre schweigende Arbeit. Aber wesentlich bleibt, daß ihnen auf ihrem Wege zu sich selber das Bild jenes deutschen Geistes nicht verloren gehe, der, inmitten erbarmungslosen Terrors sich behauptend, weiterzubauen wagte auf den Fundamenten gemeineuropäischer Gesittung, wie viele seiner Träger auch fallen mochten. Dazu brauchen wir Hilfe und Beispiel der älteren Generation. Und mir scheint, wenn wir beides so finden, wie die „Deutsche Rundschau“ es uns verspricht, dann müßte es jedem von uns leichter fallen, in der harten Wirklichkeit eines zusammengebrochenen Landes den unvergänglichen Glanz der alten Heimat wiederzufinden und zugleich die Keime einer menschenwürdigen Zukunft.

Joachim Mündt

## *Sonette der Verlassenheit*

### I.

Verweht der Hoffnung trügerischer Schimmer,  
zerstört des Glaubens fahles Wahngelb,  
Vergeblichkeit und Schmach, zermalmte Trümmer,  
und jeder Schmerz brennt tief und ungestillt.

Wo ist ein Licht des sicheren Vertrauens?  
Wo spricht die Stimme, die sich frei erhebt  
und übertönend das Geheul des Grauens  
mit Adlerrut das Chaos überschwebt?

Wo ein Gewissen, das noch nicht getötet?  
Nur blinder Trieb, der schreit nach Dach und Brot.  
Kaum eine Stirn, die noch vor Scham errötet,  
die sich nicht duckt dem Peitschenhieb der Not.

Wer bannet dieses lähmende Entsetzen,  
um unverzagt ein neues Ziel zu setzen?

## II.

Wer rügte noch die unterlass'nen Taten?  
 Der Dämon hockt auf breitem Unterbau.  
 Die Eitelkeit verschlag'ner Renegaten  
 umschmeichelt ihn mit hündischem Kotau.

Wo noch ein Nacken ungebeugt verharrte,  
 fand sich ein Henkerstrick um Judaslohn.  
 Noch jede Faust im Todeskampf erstarrte,  
 die sich geballt wider die Götzenfron.

Die Menge taumelt mit verdumpften Sinnen  
 und schwelgt in Räuschen roh und ungestalt.  
 Um die verheiß'ne Beute zu gewinnen,  
 erträgt sie blind die Schrecken der Gewalt.

Wer rügte noch die unterlass'nen Taten!  
 Gequältes Volk, du hast dich selbst verraten!

## III.

Wo ist ein Wissen, das die Furcht bezwänge?  
 Die Lippe bebt, der Fluch zersprengt die Brust.  
 Doch wer bedacht, was seinem Haß gelänge,  
 dem wird die Einsamkeit schuldvoll bewußt. —

So trage deinen Trotz, begrabnes Feuer,  
 durch diese tödliche Verlassenheit.  
 Du glühst im Schattenkreis der Ungeheuer  
 für eine freie vorgeahnte Zeit.

Dir blieb die Sehnsucht ausgetret'ner Seelen  
 in einem Funken, der mit dir vergeht  
 oder entfacht von edleren Befehlen  
 als Flammenweiser vor der Zukunft steht.

Bewahre dich, daß deine Bürgschaft bliebe,  
 dem Stern der Bruderschaft, der Macht der Liebe.

## Das Kreuz

Bei der Enthüllung eines Denkmals auf dem Schlachtfeld von Verdun für die im ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten Frankreichs wurde in der Gedenkrede besonders eines Rabbiners gedacht. Von seiner Tat erzählt die Novelle.

Ein katholischer und ein jüdischer Geistlicher fuhren im Herbst 1916 im Kraftwagen von Paris an die Front. An dem Abschnitt, den sie besuchen wollten, war es seit mehreren Wochen zu keinen größeren Kämpfen gekommen. Erschöpft lagen sich die vordersten Linien gegenüber.

Die beiden Geistlichen gerieten bald in ein lebhaftes Gespräch. Schon nach dem ersten, noch vorsichtigen Abtasten ihrer Ansichten und Überzeugungen, stellte sich heraus, daß bei aller Verschiedenheit dennoch eine verwandte Grundhaltung bestand. Der Einklang der Denkart und des ethischen Empfindens festigte schnell eine natürliche, von Anfang an bestehende Zuneigung zwischen den Männern. Sie waren in dem gleichen geistigen Klima beheimatet. Rasch verlief ihnen die Fahrt; vertieft in den Gedankenaustausch bemerkten sie kaum die sich steigernde Artillerietätigkeit an der näherrückenden Front. Am Abend erreichten sie das Quartier des höheren Stabes, dem sie zugeteilt waren. Sie wurden in einem Gutshause untergebracht, das in der Nähe eines stark zerstossenen und von den Einwohnern geräumten Dorfes lag.

An der Abendtafel des Generals, zu der die Geistlichen geladen waren, herrschte eine nervöse und gespannte Atmosphäre. Auch bei Tisch ging der Dienstbetrieb weiter. Offiziere kamen und gingen, Meldungen liefen ein, Befehle wurden erteilt und Kuriere abgesandt.

Die Herren vom Stabe wahrten korrekt die Form der Höflichkeit gegen ihre Gäste, aber es kam keine rechte Unterhaltung auf. Militärische Überlegungen schienen die Offiziere ganz in Anspruch zu nehmen. Ein Druck lag in der Luft, etwas wie die Ahnung drohenden Unheils, das sich anzusagen schien im Anschwellen der Feuerheftigkeit, im fast ununterbrochenen Klirren der Fensterscheiben.

Die beiden Geistlichen fühlten sich selber als Fremdkörper in dieser ruhelos geschäftigen Umwelt und sahen sich mehr aufeinander angewiesen, als sie erwartet hatten. Sie zogen sich daher — Reisemüdigkeit vorschützend, die der General bereitwillig als Entschuldigung gelten ließ — frühzeitig auf das Zimmer zurück, das man ihnen gemeinsam zugewiesen hatte. Bis spät in die Nacht saßen sie vor dem Kaminfeuer und genossen die hohe Geistesfreude eines bereichernden Gespräches, indes draußen an der Front das Lichterspiel der Leuchtraketen gespenstisch die Nacht aufhellte und der Lärm der dumpfen Abschüsse, das Krachen der Einschläge, sich immer mehr vervielfältigend, zum fast eintönigen Hämmern des Trommelfeuers anwuchs.

Der Abbé trat ans Fenster, öffnete es und sah hinaus in die Dunkelheit. Von der Straße klang der Schritt marschierender Truppen, das Geklapper von Wagenkolonnen, das Geräusch hastiger bremsender und anfahrender Kraftfahrzeuge zu ihnen herauf. Aus der Finsternis schlug das Unheimliche — kalt — wie eine Welle ins Zimmer.

„Ich fürchte“, sagte der Abbé, „unser Frontbesuch wird anders werden, als wir bei unserer Abfahrt dachten.“

Der Rabbiner trat an seine Seite. „Wenn wir nur helfen können“, sagte er,

Der Horizont brannte in pausenlosem Aufflammen unzähliger Einschläge. Ein Orkan der Vernichtung peitschte das Land.

„Welch schreckliche Fehlleistung ist doch der Krieg“, sagte der Rabbiner. „Wir Menschen sind unfähig, rechtzeitig kleine Opfer zu bringen um des Friedens willen, dessen Wert wir vergessen, solange wir ihn haben. Untragbar erscheint uns der geringste Verzicht zugunsten eines anderen. Weil die Menschen, weil die Völker freiwillig nichts aus den Händen geben wollen, wird ihnen alles durch Gewalt genommen werden. Eine noch so teuer erkaufte Verständigung ist immer noch unvergleichlich viel billiger als jede bewaffnete Auseinandersetzung. Ist der Krieg einmal entfesselt, so wird er der Herr und Meister, der sich seine Gesetze selber gibt.“

Die Stimme des Rabbiners hatte einen erbitterten Klang angenommen. „Wenn die Menschen“, fuhr er fort, „nur einen Bruchteil der Energie und der Kosten, die sie jetzt verbrauchen, um einander zu schaden und sich unglücklich zu machen, darauf verwenden würden, einander zu helfen und zu beglücken, ich glaube, dann, ja, dann könnte ein Zustand des allgemeinen Wohlergehens auf Erden erreicht werden, gegen den — verzeihen Sie — das Paradies nur ein bescheidener Garten war.“ Der Abbé nickte versonnen. Er sah auf zum Sternenhimmel. „Ewig ist der Kampf zwischen Gott und dem Teufel, zwischen dem Licht und der Finsternis. Wir aber sind berufen, Gott zu helfen in seinem Ringen um den Sieg, mit ihm und für ihn zu streiten. Gott braucht unsere Hilfe, unseren vollen Beistand gegen die Dämonen der Tiefe und der Dunkelheit. Lichtträger, Kinder des Lichtes zu werden, das ist unsere Aufgabe, unser Ziel. Nicht das sind unsere schwersten Stunden, in denen wir zögernd, aber wissend am Scheideweg stehen und uns die freie Wahl gegeben ist, ob wir den schweren Weg des Rechts gehen wollen, oder den leichteren des Unrechts. Nein — unsere verlorensten Stunden sind die, in denen wir den rechten Weg vergebens suchen, wenn wir nicht mehr erkennen können, was unsere Pflicht ist zu tun, wenn wir im Zwielicht nicht mehr zu unterscheiden vermögen, was böse ist, was gut — wenn wir vergeblich horchen auf die Stimme unseres Gewissens, die ratlos bleibt, weil Gottes Lippen schweigen.“ „Gott schweigt auch jetzt“, sagte der Rabbiner, „und wir — wir irren im Nebel. Da kommen Menschen zu uns, die der Krieg in Konflikt gebracht hat mit ihrem Gewissen, sie leiden, sie suchen einen Ausweg — fragen um Rat, bitten uns, ihnen zu helfen. Wir aber verstecken uns hinter glatten, unverbindlichen Worten, weil wir selber keine Antwort wissen. Und vielleicht gibt es Konstellationen, in denen ein rechter Weg sich überhaupt nicht finden läßt.“

Der Abbé machte eine Handbewegung, als wollte er etwas abwehren. „Es wird kalt“, sagte er fröstelnd und schloß das Fenster. Ein Soldat brachte Brennholz für den Kamin herein. Während er Scheite ins Feuer legte, berichtete er gewichtig von Gerüchten, die im Stabe umliefen. Ein Großangriff werde erwartet.

„Die armen Kerls da vorne“, sagte der Abbé, als der Soldat wieder gegangen war. „Meine einzige Hoffnung ist, daß dieses widerliche Blutbad das letzte ist, daß dieser Weltwahn die qualvollen Geburtswehen eines neuen Zeitalters bedeutet — die Sühne für die Massensünden unserer Zeit: die Trägheit der Herzen und die stumpfe Phantasielosigkeit, die nicht imstande ist, sich in die Lage anderer zu versetzen.“

Der Rabbiner sah dem Rauch seiner Zigarre nach, der vom Feuer des Kamins angezogen wurde.

„Die Zukunft hängt vielleicht weniger vom Ausgange der Schlachten ab“, sagte er, „als vom Frieden. Vom Siege den rechten Gebrauch zu machen, ist schwerer, als den Sieg erringen. Ebenso selten wie der einzelne Mensch es verträgt, große Erfolge zu erreichen, ohne das Maß zu verlieren, ebenso selten weiß die Geschichte von aussöhnenden Siegen zu berichten.“

„Sie haben Recht“, erwiderte der Abbé. „Möchten die christlichen Nationen sich des Wortes ihres Herrn und Meisters erinnern: „Liebet Eure Feinde!“ — dieses so oft mißverstandenen, als unmännlich ausgelegten Wortes, das Vergeltung fordert statt Vergeltung. Ich glaube vielmehr, dieses Wort appelliert an echtes Heldentum.“

„Heldentum — wieso?“ fragte der Rabbiner überrascht.

„Ich denke dabei weniger an jene Einfachen, Unproblematischen“, fuhr der Abbé fort, „die selbstsicher weder Gefahr noch Furcht kennen und die keine Bedenken ängstigen. An jene Gesunden, Tapferen, in denen das Volk seine Helden sieht. Ich bewundere sie — gewiß —, meine Neigung aber, mein Mit-Leiden gehört denen, die gehemmt durch Angst des Körpers oder Zweifel der Seele vor der Tat erst sich selbst überwinden müssen. In der Selbstbesiegung, der Überwindung des Ich-Süchtigen sehe ich das wirkliche Heldentum. Wer aber sich selber, sein eigenes Wünschen und Wollen, um einer höheren Liebe willen, gänzlich zu verleugnen vermag, ist Held und Heiliger.“

Das dumpffrollende Brausen des Trommelfeuers, aus dem die gellenden Detonationen schwerer Minen sich heraushoben wie aufspritzender Gischt aus einer Brandung, kam näher gleich einem heraufziehenden Gewitter.

Allmählich erstarb das Gespräch. Schweigend saßen die Geistlichen am erlöschenden Holzfeuer. Ihre Gedanken wanderten an die Front, zu denen, um die jetzt Not und Tod waren. Von dem leisen unaufhörlichen Beben, das das ganze Gebäude durchschwang, stieg ein wachsendes Grauen in ihnen auf, ein Schauer, der zum fröstelnden, inneren Zittern wurde. Keiner von beiden dachte an Schlaf.

Mitternacht war längst vorüber, als hart an die Tür geklopft wurde und ein Hauptmann ins Zimmer trat.

„Gut, meine Herren, daß Sie sich nicht hingelegt haben. Wir müssen mit einem ernststen Angriff rechnen. Aus dem Frontbesuch der Herren kann vorerst natürlich nichts werden. Der General hält es für das beste, wenn Sie sich zunächst wieder in die Etappe zurückbegeben und dort die weitere Entwicklung abwarten. Wir selber werden dies Quartier hier räumen und einen Gefechtsstand beziehen. Die Herren wollen sich also zur sofortigen Abfahrt rüsten. Sie haben hier ja auch im Augenblick keine Aufgabe, die auf Sie wartet.“

Der Rabbiner fuhr mit der rechten Hand nervös durch sein Haar, während er den Kopf senkte. „Keine Aufgabe? Ich weiß nicht, ob wir . . .“ unschlüssig verstummte er, als hörte er in sich hinein.

Der Abbé ging im Zimmer auf und ab.

„Sie versäumen hier ja nichts“, ermunterte der Hauptmann, als schlosse er eine Debatte ab und wandte sich zur Tür.

Der Abbé blies die Kerzen aus und schlug die Fensterläden auf. Draußen begann es eben zu dämmern. Die Heftigkeit der Beschießung hatte etwas nachgelassen, aber das Feuer schien vorverlegt zu werden; einzelne Einschläge von Ferngeschützen tasteten sich bereits näher heran.

„Der Angriff rollt. Es ist keine Zeit zu verlieren.“ Offenbar wußte der Hauptmann mehr über die Lage an der Front, als er sagen wollte.

Auf dem Gutshof wurden in aller Eile Vorbereitungen zur Abfahrt des Stabes gemacht. Wagen wurden bespannt, Gepäck aus dem Hause geschafft und hastig aufgeladen, aufgeregte Kommandos erklangen. Und plötzlich drang aus dem Gewirr der Stimmen und verworrenen Geräuschen ein einziges Wort, klar und jäh in das Bewußtsein des Abbé und traf ihn wie ein Schuß: „Durchbruch“.

„In die Etappe — zurück?“ dachte der Abbé. „Nein“, sagte er wie aus tiefem Versinnensein jäh aufgeweckt. „Nein!“ — das zweitemal so laut, daß er selber erschrak — dann sah er den Hauptmann an, der unruhig, die Hand auf dem Türdrücker, wartete. „Unsere Aufgabe ist zu helfen.“ „Und wo, wenn ich Sie fragen darf, wo wollen Sie denn helfen?“ entgegnete der Hauptmann.

Der Abbé schien das ironische, überhebliche Lächeln des Offiziers gar nicht zu bemerken. „Wo man uns braucht“, sagte er und verharrte eine Weile nachdenkend. „Wo, Herr Hauptmann“, fragte er, „ist die nächste Sammelstelle für Schwerverwundete?“

„In der Dorfkirche wird ein Hauptverbandsplatz eingerichtet.“ „Danke, nun weiß ich, wo ich hingehöre!“

Der Offizier stutzte einen Augenblick, dann wandte er sich an den Rabbiner, der sehr blaß geworden war.

„Und Sie?“

Einen Augenblick zögerte der Rabbiner mit der Antwort. Er sah zum Abbé hinüber. Ihre Blicke begegneten sich. „Ich werde meinen Amtsbruder begleiten.“

„Nun — wie Sie wollen, auf Ihre eigene Verantwortung. Mein General wird ungehalten darüber sein, aber wir haben jetzt andere Sorgen. Leben Sie wohl, meine Herren.“

Die durchdringende Kälte der frühen Tagesstunde ließ die beiden Geistlichen erschauern, als sie kurze Zeit danach durch die Trümmer des Dorfes zur Kirche gingen. Sie mußten sich dicht an den Resten der Hausfassaden vorbeidrücken, denn ein Strom von Wagenkolonnen und hastenden Truppen wälzte sich durch die Straßenge. Schon kamen ihnen Gruppen von Leichtverwundeten entgegen, die, noch marschfähig, sich zu Fuß auf den Weg ins Hinterland machten.

Auf dem Friedhof, der die Dorfkirche umgab, herrschte eine fieberhafte Tätigkeit. Während Sanitäter noch dabei waren, die Hauptverbandstätte einzurichten, kamen schon einige Verwundete, die sich mühselig fortschleppten. Krankenwagen setzten ihre blutigen Lasten ab, die in das Gotteshaus getragen wurden.

Vor dem Portal der kleinen, gedungenen Kirche hielt der Rabbiner den Abbé zurück und machte ihn auf die im ersten Sonnenlicht aufleuchtenden frühgotischen Steinbilder des Bogenfeldes aufmerksam, in deren Mitte ein ritterlicher Christus stand. Die liebende Hingabe, mit der ein namenloser Meister einst diese herrliche Gestalt geschaffen hatte, sprach noch heute mit ungebrochener Stärke aus den strengen und doch lichten Zügen des Gottessohnes. Während sie bewundernd aufsahen zu diesem edlen Bildnis, erkannte der Rabbiner im aufdämmernden Hintergrund den Umriss eines Kreuzes. Und plötzlich befahl ihn erschreckend der Gedanke an das unendliche Leid, das über die Juden jahrhundertlang im Namen dieses Zeichens gekommen war. Unwillkürlich bewegte er heftig den Kopf, als wollte er eine quälende Vision abschütteln. Dann folgte er dem Abbé, der sich beim Eintritt in das Gotteshaus bekreuzigte.

In der Kirche, deren Chor eingestürzt war, so daß der Himmel durch das großrissige und aufgebrochene Gewölbe sah, war Stroh mauerentlang aufgeschüttet. Schwerverwundete lagen darauf wie menschliches Strandgut. Die Geistlichen suchten den Chefarzt auf, der mit den Assistenten in der Sakristei operierte und verband.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind,“ begrüßte sie der Chirurg, indes er sich die Hände weiter wusch. „Wir werden hier viele Arbeit erhalten. Sie aber werden dort helfen können, wo wir mit unserer Kunst zu Ende sind.“

Allmählich füllte sich das Kirchenschiff mit Leidenden und Sterbenden. Immer neue Verwundetentransporte kamen von der Front. Die Sanitäter arbeiteten unermüdlich, schleppten Bahren, betteten Stöhnende ins Stroh, bereiteten Verletzte zur Operation vor.

Die Ärzte schnitten, amputierten, verbanden und gaben Spritzen. Sie arbeiteten mit automatischer Diszipliniertheit. Indem sie ihre Gedanken auf ihr Handwerk konzentrierten, schützten sie sich zugleich vor dem zudrängenden Mitgefühl, erhielten sie sich die Kraft zum entscheidenden Entschluß. Schweißtriefend kämpfte der Chirurg zäh und zornig gegen den Tod. Er verbarg sein Empfinden hinter einer lauten und rauhen Art, die auch die Leidenden zur äußersten Härte gegen sich selber zwang.

Je näher die Schlacht heranrückte, der Angriff des Feindes in neuen Wellenschlägen vorflutete, um so stärker schwoß der Zustrom der Opfer.

Der Abbé wurde bald hierhin, bald dorthin gerufen, wo ein Lebenslicht im Verflackern war. Er kniete bei den Erlöschenden, nahm die Beichte ab, betete und sprach frei im Namen des Herrn. Segnend hielt er das Kruzifix dem brechenden Blick der Sterbenden entgegen. Und weiter ging er zu anderen, die stumm sich in Schmerz verbissen und ohne Hoffnung waren; sprach ihnen Mut zu, löste durch Güte und hilfsbereites Einfühlen die innere Verkrampfung und wies auch ihnen das Kreuz als Symbol des göttlichen Lichtes. Friedlicher erschienen die Züge der Toten, die er bis an die Schwelle geleitet hatte. Beruhigt und entspannt sahen ihm die Geströseten nach, wenn er von ihnen ging, um den Nächsten aufzurichten.

Nach dem Rabbiner wurde als Seelsorger seltener verlangt; denn es gab nur einzelne seines Glaubens in der Schar der Verwundeten, die geistlichen Beistand brauchten. In dieser Lage empfand er als seine Pflicht, sich nicht allein den Seinen zu widmen, sondern überall dort zu helfen, wo immer es ihm möglich schien. Mit einem leise brennenden Gefühl des Neides bewunderte er, wie offensichtlich die Hilfe war, die der Abbé brachte, und die Erleichterung, die er den Versinkenden schenkte. Dem Rabbiner war es, als ginge etwas wie ein friedensbringender Zauber aus von dem segnenden Kruzifix in der Hand des Abbé. Er konnte denen, die nicht seines Glaubens waren, nur helfen als Mensch; — sein Amt war eher eine Erschwerung als eine Unterstützung seines Wirkens. Und auch als Mensch fand er oft den Zugang zum Bruder in der Not nicht unverstellt von Mißtrauen, das er erst überwinden mußte.

Der Lärm der Schlacht brandete näher und näher heran. Schon streute die feindliche Artillerie den Rand des Dorfes ab, und auch die hindurchführende Straße wurde in kurzen Zeitabschnitten mit Granat- und Schrapnellfeuer belegt. Flieger schwärmten kurvend in großer Höhe.

Der Kirchenraum reichte längst nicht mehr aus für den Zugang an Verwundeten. Man legte die Hinzukommenden auf den Friedhof im Schutze der halb hohen Steinmauer nieder. Die letzten Sanitätswagen jagten an der Kirche vorbei, um ihre schmerzreiche Fracht weiter zurückzubringen, aus der Gefahrenzone heraus. Von der Kampflinie aber wurden die ersten Verwundeten herangetragen. Reserven trafen ein und verschanzten sich eilig zwischen den Trümmern der Häuser. Aus der Front zurückgehende, abgekämpfte Kompagnien wurden in der Auffangstellung wieder eingesetzt. An eine Räumung des Verbandplatzes war bei der Geschwindigkeit des feindlichen Vordringens nicht mehr zu denken. Übermüdet arbeiteten Ärzte und Sanitäter weiter, ohne sich durch die unheilvolle Entwicklung der Lage ablenken zu lassen. Auch die Geistlichen waren ihrer Aufgabe so hingegeben, daß sie kaum gewahrten, wie die Gefahr sie enger umzog. Sie hielten sich jetzt auf dem Friedhof auf, weil ihre Anwesenheit dort beruhigend wirkte auf die hilflos Liegenden, die die unausweichliche, neue Gefährdung ängstigte. Die Hoffnungen, bald in die Heimat zu kommen und dort in einem Lazarett zu gesunden, gingen unter im Krachen berstender Granaten. Das Gefühl, sich vom Kriege gleichsam durch einen blutigen Tribut auf längere Zeit, vielleicht für immer, freigekauft zu haben,

das manchem im Schmerz eine Linderung bedeutet hatte, erwies sich als Täuschung angesichts der heranwellenden Schlacht.

Die Geistlichen knieten neben den Verwundeten, und während der Abbé sein heiliges Amt versah, tröstete der Rabbiner, half beim Erneuern durchsickerter Verbände oder schrieb nach dem Diktat der Soldaten Grüße an die Mutter, die Frau, die Geliebte — Briefe, von denen er wußte, daß keine Wahrscheinlichkeit mehr dafür sprach, sie jemals befördern zu können.

Der Rabbiner riß sich zusammen, damit seine Hand nicht zu sehr zitterte. Seine sensiblen Nerven gehorchten nur noch widerstrebend seinem Willen. Das Übermaß von Leid um ihn herum bedrängte ihn wie ein Alpdruck, stieg wie eine Flut, in der er zu versinken drohte. Plötzlich schlug — ohrenbetäubend — mitten zwischen die Gräber eine Granate; Staub und Trümmer wirbelten auf, Schreie schrillten. Der Rabbiner hatte sich instinktiv über den Verwundeten gebeugt, den er gerade betreute, wie um ihn mit seinem Leibe zu schützen. Als er sich wieder aufrichtete, suchte sein Blick vergebens nach dem Abbé. Aufgesprungen entdeckte er ihn, zusammengesunken, zwischen den Grabsteinen. Der Rabbiner eilte hinzu. Erschüttert blieb er stehen: Er fand einen Sterbenden. Ein Sprengstück hatte dem Abbé die Hüfte aufgerissen, ein Strom von Blut quoll aus der Wunde.

Laut rief der Rabbiner nach dem Arzt, schrie: „Sanitäter!“

„Es hat keinen Zweck mehr“, sagte mühsam der Abbé mit leiser Stimme. Der Rabbiner sank neben dem Abbé in die Knie und gepeinigt von Ratlosigkeit machten seine Hände Bewegungen, als wollte er den Tod aus der Nähe weisen. „Was kann ich tun?“

Die Züge des Abbé verfielen zusehends, als alterte er um Jahre von Augenblick zu Augenblick. Mit äußerster Anstrengung richtete er sich etwas auf. „Mein Bruder, Sie haben gesehen, wie ich zu den Sterbenden gesprochen und ihnen geholfen habe, indem ich ihnen das Kreuz zeigte. Ich bitte — im Namen Gottes — bitte ich Sie: nehmen Sie das Kreuz, gehen Sie zu den Sterbenden und . . .“

Die Stimme versagte. Mit letzter Kraft faßte der Abbé das Kruzifix und streckte es dem Rabbiner entgegen.

Dem Rabbiner war es, als presse eine Hand sein Herz in der Brust zusammen. „Mein Gott!“ stöhnte er, „mein Gott!“

Er sah auf die Reihen der Verwundeten, und ihm schien es, als wären die Augen aller auf ihn gerichtet — wie eine einzige Bitte. Einen Augenblick schwankte er, dann versank sein Blick wieder in dem des Sterbenden, aus dessen Totenantlitz die Augen allein noch lebend mit seltsamem Leuchten auf ihn gerichtet waren.

„Mein Bruder“, stammelte der Rabbiner. Seine Hand schloß sich um das Kruzifix. Der Ausdruck im Blick des Abbé veränderte sich plötzlich. Etwas Fremdes trat in ihn ein. Die Augen blieben auf den Rabbiner gerichtet, aber sie sahen ihn nicht mehr, sie sahen durch ihn hindurch.

Der Rabbiner schloß dem Toten die Augen und erhob sich. Und er nahm das Kreuz und ging zu den Sterbenden.

# R u n d s i c h a u

**ICH, Hans Bernd Gisevius**, „letzter prominenter Überlebender des 20. Juli“. Von der Veröffentlichung „Bis zum bittern Ende“ ist der 1. Band „Vom Reichstagsbrand bis zur Fritsch-Krise“ erschienen (Zürich, Fretz & Wasmuth Verlag AG.), der 2. Band, aus dem wir Proben in der Schweizer Presse lasen, wird baldigst herauskommen. Das Buch ist ein Dokument mit einem zweifachen Gesicht. Es gibt viel Tatsachenmaterial, das freilich nur den Kreisen, die der Widerstandsbewegung ferngestanden haben, Neues bietet, aber die unterrichteten Kreise zum Widerspruch herausfordert. Es ist eine fesselnde Lektüre in den Abschnitten, in denen Gisevius sich auf die tatsächliche Darstellung beschränkt, eine qualvolle, wenn er von seiner, ach so bedeutenden Persönlichkeit und der Rolle spricht, die er gespielt zu haben meint. Gisevius ist, wie er selber schreibt, 1933 als Regierungsrat zur Geheimen Staatspolizei gekommen und ist, trotzdem er die Methoden und den Charakter dieser Verbrecherorganisation ganz klar erkannt hat, nicht aus eigener Initiative, sondern weil er unbeliebt war, ausgeschieden. Er will die Absicht gehabt haben, der Gegenspieler und der Sieger über Heydrich und Himmler zu werden. Ein Plan, der nicht gerade für seine Urteilsfähigkeit und die richtige Einschätzung der tatsächlichen Möglichkeiten spricht. Er hat zweifellos die Entwicklung der Gestapo zu dem furchtbaren Instrument aus nächster Nähe beobachtet und in die Hintergründe der Blomberg-Fritsch-Krise Einblick gewonnen. Es sei auch anerkannt, daß er es versteht, die zwangsläufige Entwicklung aus psychologischen Gründen und aus dem Gesetz, nach dem dieser ganze Apparat angetreten war, logisch zu entwickeln, und das bleibt ein Verdienst. Es wird aber dadurch abgeschwächt, daß Gisevius seine wertvolle Persönlichkeit überall in den Vordergrund zu stellen versucht, immer gestützt auf Zeugnisse von Männern, deren Mund für immer verschlossen ist. Wir wissen aus seinen Zeugenaussagen vor dem Nürnberger Gericht und aus den Veröffentlichungen in Schweizer Blättern, in denen er sich gebührend selber feiert und feiern läßt, daß er die Gewichte sehr zugunsten von Schacht zu verschieben sich bemüht. In der deutschen Öffentlichkeit ist hiergegen schon lebhafter Protest erhoben worden, und auch wir unterstreichen noch einmal, daß es eine Fälschung der tatsächlichen Vorgänge ist, wenn Schacht überhaupt als ein wichtiger Träger der Widerstandsbewegung angesprochen wird und darüber vergessen werden soll, daß ohne Schachts entscheidende Beihilfe weder eine Finanzierung der NSDAP bei ihrer völligen Pleite durch die Industrie des Westens noch eine Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen und Verwaltungsapparates des Dritten Reiches möglich gewesen wäre! Was alles zu einem endgültigen Verdikt über ihn ausreichen dürfte. Gewiß hat Schacht manche Männer der Widerstandsbewegung durch seine großen intellektuellen und technischen Gaben immer wieder für sich einnehmen können. Das Mißtrauen aller gegen ihn blieb trotzdem wach, da man wußte, daß dieser eiskalte Zyniker niemals

von den allein zum Handeln berechtigenden Motiven sich leiten ließ, sondern daß immer höchst persönliche Gründe für ihn maßgebend waren. Hierüber wird an anderer Stelle das Letzte zu sagen sein, aber allein hierdurch erscheinen auch andere Veröffentlichungen von Gisevius zweckbedingt. Unerträglich aber ist die Lektüre des Buches in allen den Abschnitten, in denen Gisevius in einer langweiligen und abstoßenden Ausführlichkeit von seinen eigenen Erlebnissen, Überlegungen und Gefühlen spricht, in einem oft hingeschluderten Deutsch. Wir erinnern uns an die große Berliner Theaterzeit mit ihren berühmten Premieren-Skandalen, von denen einer der bekanntesten dadurch ausgelöst wurde, daß auf der Bühne eine der handelnden Personen fragen mußte: „Wer hat denn den Unsinn geschrieben?“ und aus dem Publikum der Name des Autors genannt wurde. An diese Art der unfreiwilligen Selbstcharakterisierung denkt man, wenn man bei Gisevius liest: „Dieses falsche Pathos, diese Leichenbittermienen, diese kriminalromanhafte Mischung aus affiger Phantasie und blutiger Wirklichkeit“.

Wir müssen auch feststellen, daß Gisevius den Männern, die am 30. Juni 1934 Opfer von Papens Gewissenlosigkeit geworden sind, wie Dr. Edgar J. Jung, Herr von Bose und andere, in keiner Weise gerecht wird, da er die geistige Bedeutung Edgar Jungs, trotzdem er ihn persönlich kannte, überhaupt nicht begriffen hat. Das ist um so bedauerlicher, weil hier die erste Gelegenheit, in größerem Zusammenhang die tapferen und klugen Männer aus der ersten Zeit des Widerstands zu ehren, zugunsten eigenen Lobes versäumt wurde. Er scheut sich auch nicht, Belanglosigkeiten als wichtig hinzustellen und unbedeutende Dinge, die für ihn persönlich vielleicht interessant waren, mit so breitem Pinsel zu malen, daß man fast von Zeilenschinderei sprechen könnte. Wir empfinden es auch nicht als Verdienst, daß er scheußliche Wortbildungen, wie gestapistisch, in die deutsche Sprache einzuführen versucht. Er hat nicht einmal so viel Sorgfalt aufgebracht, für die richtige Schreibweise von Eigennamen (Gördeler statt Goerdeler) zu sorgen. Gisevius hat nicht in Rechnung gestellt, daß außer ihm noch einige andere aus der Widerstandsbewegung am Leben blieben, die seine Selbsteinschätzung kontrollieren können — und daß aus den Todeszellen Aufzeichnungen in sichere Hände gelangten. Aber kurz und gut: Dieses Buch ist eine für die gesamte deutsche Sache schädliche Veröffentlichung und nützt höchstens dem Bankkonto des Verfassers. Wir denken wiederum abschließend an eine kleine Geschichte, die nach dem ersten Weltkrieg kursierte: Ein Vater erzählt seinem jungen Sohn von seinen eigenen Taten im Kriege. Der Sohn antwortet: „Das ist ja alles schön und gut, aber sage mir nur, wozu hat man denn außer dir die vielen anderen Millionen Soldaten gebraucht?“

**Im Spiegel der Karikatur.** Wem sich Gelegenheit zur regelmäßigen Durchsicht ausländischer Bildblätter bietet, der stellt mit Interesse immer wieder fest, wie andersartig die Illustrationen sind, die hier dem Leser geboten werden, und welcher Beliebtheit sich politische Karikaturen erfreuen. Kein Gebiet des öffentlichen Lebens, das nicht vom Karikaturisten mit freundlichem Humor,

mit überlegenem Spott oder mit der spitzen Schärfe angreifender Kritik bedacht wird. Schon die Photographien sind anders. Da stehen die Männer der Politik nicht in Pose und machen ein feierliches Ateliiergezicht, sondern der Kameramann lauert direkt darauf, daß er einen unbewachten Augenblick für seine Aufnahme erwischt, eine Geste, die weder repräsentativ noch „amtlich“ ist, eine Bewegung, die eine unerwartete Reaktion verrät, eine äußere Haltung, die sein Träger gleichsam wider Willen annimmt, als Ausdruck einer unvorhergesehenen inneren Einstellung.

Welch ein Gegensatz zu den deutschen Bildveröffentlichungen des letzten Jahrzehnts! Kein Wunder, wenn man weiß, daß in dieser Zeit alle Photographien vor ihrer Veröffentlichung „vorgelegt“ werden mußten. Hitler bestimmte selbst die Bilder, die zu seinem Geburtstag erscheinen mußten. Von Goebbels durfte keine Aufnahme herausgehen, die er nicht selbst gesehen und genehmigt hatte, und die anderen Herren machten es nicht anders. Die Welt sollte sie nur so sehen, wie sie sich sahen, nicht wie sie in Wirklichkeit waren. Auch Bilder können enthüllen, und davor lebten sie in beständiger Furcht! Nur zu begreiflich, daß die Karikatur unter diesen Umständen nicht sehr beliebt war. Auch Karikaturen sprechen Wahrheiten aus, und das hätte peinlich werden können.

Die Kunst des Karikaturisten besteht darin, mit wenigen Strichen viel und Wesentliches auszusagen. Mit der spitzen Zeichenfeder gibt er auf kleinstem Raum mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit wieder, was sein scharfes Auge entdeckt. Seine Stärke ist die menschliche Schwäche. Er abstrahiert beständig, um so einfach wie möglich zu sprechen; aber was er sagt, sitzt. Daher die Furcht vor ihm! Karikaturisten können weise politische Propagandisten sein. Weil sie rücksichtslos aufdecken und gerade, weil sie keine Scheu kennen, die Wahrheit zu zeigen, sind sie ihrer Zeit oft voraus. Es ist aufschlußreich, heute einmal die Karikaturen der Auslandspresse aus dem Jahre der „Machtergreifung“ anzusehen. Mit fast prophetischer Klarheit und Weitsichtigkeit wurde da eine Entwicklung angedeutet, die sich später in schrecklichster Form verwirklicht hat. Hitler wußte, warum er höchstpersönlich die Wiedergabe solcher Karikaturen in Deutschland kurzerhand verbot.

Im demokratischen Ausland fällt es keinem führenden Politiker ein, die Karikatur übelzunehmen. Im Gegenteil, die Karikatur erhöht seine Popularität. Wer etwas darstellt, kann sich auch leisten, daß er in seinen Absonderlichkeiten und in gewissen persönlichen Schwächen gezeigt wird. Gescheite Menschen wissen, daß auf dieser Erde nichts vollkommen ist, sie selbst nicht ausgenommen. Die angreifende Karikatur wirft nur den Schwachen um; den Starken reizt sie zum Widerstand und spornt ihn zu kraftvoller Verteidigung an.

Der Deutsche ist darin merkwürdig: Er erkennt das Wesen der Karikatur, an deren regelmäßiges Erscheinen ihn die Presse nicht gewöhnt hat, und ist leicht verstimmt. Das fängt schon in gewissen Berufsgruppen an, die es für den Tod nicht ausstehen können, karikiert zu werden. Es setzt sich oder setzte sich

bisher wenigstens bis in die politischen Kreise fort, die auch die Karikatur kommandierten und ihr eine erwünschte Richtung und einen entsprechenden Inhalt gaben. Karikatur muß frei sein, wenn sie gedeihen soll. Sie verträgt keinen Kasernenhoftön. Ihre Schöpfer sind freischaffende Künstler, also empfindliche Naturen, die sich zurückziehen, wenn sie falsch angefaßt werden und sich bevormundet fühlen. Kein Mensch kennt sich selbst. Nie weiß er, wie ihn andere wirklich sehen. Auch ein Volk kennt sich selten; es kann im Spiegel der Karikatur zu mancher Einsicht kommen, die ihm auf andere Weise in solcher Klarheit kaum nahegebracht werden kann. Aber es muß lernen, eine Karikatur nicht zu tragisch zu nehmen. Lächelnd setzt der Zeichner die Feder an, lächelnd besieht er sein Werk, und lächelnd soll es auch hernach, wenn es tausendfach vervielfältigt in die Welt hinaus geht, betrachtet werden. Nur weise Menschen haben Humor, und will nicht jeder gern als weise gelten?

**Aus unserm Poesiealbum.** „Das heiterste der schönen Feste im Reigen des Jahres ist nun gekommen: Pfingsten, das Fest der Blüten und aller lockenden Frühlingsschönheit, ist da! Wir freuen uns, wenn wir in linder, wärmender Sonnenluft uns der ausgebreiteten Pracht und Herflichkeit des Frühlings hingeben können. Jetzt ist die Zeit der Blüten und der süßen Düfte, die alle Schwermut aus unserer Seele bannt und auch alte Herzen wieder jung macht. Wir empfinden jetzt so recht, wieviel lachende Lebensweisheit in dem schalkhaften Worte liegt: „Zwischen Ostern und Pfingsten und umgekehrt ist die Welt ja so schön und so liebenswert!“ Von diesem fröhlichen und humorvollen Optimismus wollen wir uns alle innerlich erfüllen lassen, weil die Freude und ein Herz voller Frohsinn gerade in so schweren Zeiten unser köstliches Besitztum sind. Die Heiterkeit des Pfingstfestes läßt uns auch mit frohem Mut in die Zukunft blicken, die uns allen mit den Verheißungen eines hoffentlich baldigen glücklichen Friedens entgegenwinkt.“ Was ist das? Das ist nicht etwa der Erguß einer schönen Seele in den früher so beliebten Poesiealben, sondern die Pfingst-Botschaft des Stadtoberhauptes von Berlin an seine „lieben Berlinerinnen und Berliner“. Wie gut müssen es doch die Bürger dieser Stadt haben, wenn ihr Landesväterchen in solcher Form zu ihnen sprechen zu können meint, als ein Schalk, der bejaht und so doppelt nicht verhaßt ist. Sie werden es sicher dankbar empfinden, wenn ihnen gemütvolle Banalitäten von autoritativer Stelle als Ausgießungen eines heiteren Optimismus zugesandt werden und sie nichts zu hören brauchen von den sicher inzwischen getroffenen Maßnahmen, die ihre sehr realen Sorgen vermindern könnten. Die Sorgen um die wirklich demokratisch-paritätische Besetzung der Magistratsposten, die Sorgen wegen der immer zahlreicher werdenden Nachrichten über starke Korruptionerscheinungen, über die Mißgriffe bei der Aufstellung der Polizei, die Sorgen wegen der vorerst noch sehr in den Anfängen steckenden Versuche, den Beamten in allen Dienststellen einen geziemenden Ton gegenüber dem Publikum anzuerziehen, wegen der Geheimniskrämerei in den viel zu vielen nichtöffentlichen Sitzungen, wegen der zunehmenden Unsicherheit und der steigenden Verbrecherkurve usw. usw. Wie sagte doch Cäsar Flaischlen? „Hab' Sonne im Herzen!“

# Literarische Rundschau

## Endlich wieder Bücher

Für jeden, der mit Druck, Papier und Buch von Berufs wegen zu tun hat wie auch für alle in geistigen Dingen aufgeschlossenen Menschen ist es ein Zeichen der Wiederkehr besserer Zeiten, wenn Bücher und Zeitschriften ins Haus kommen. Wir haben lange warten müssen, bis ein Anlaufen der ersten Verlagstätigkeit bemerkbar wurde. Jetzt aber kommt Sendung auf Sendung, und jede ist willkommen.

Die Zeit hat es noch nicht erlaubt, jedem neuen Buch nach seiner Bedeutung eine ausführliche Besprechung wie in früheren Jahren zuteil werden zu lassen. Wir wollen unseren Lesern aber von den neu erschienenen Büchern wenigstens Kunde geben, uns eine Würdigung für bald vorbehaltend.

Mit besonderer Aufmerksamkeit, innerer Freude und Befriedigung begrüßen wir die Arbeit des Zinnen-Verlages Kurt Desch, München, dessen erste Neuerscheinungen vollauf bestätigen, mit welchem Ernst, welchem Verantwortungsbewußtsein und welchem Verständnis dieser Verlag an seine Arbeiten gegangen ist. Die ersten Bücher geben die Sicherheit, daß das sehr weit- und großgespannte Verlagsprogramm alle Versprechungen erfüllen wird. Uns liegen vor: Ernst Wiechert, „Die Jeromin-Kinder“.

Weiter eins der erschütterndsten Dokumente unserer Tage: Werner Bergengruen, „Dies Irae“, eine Dichtung, John Steinbeck „Gabilan“, eine Sammlung amerikanischer Novellen. — Aus der kulturpolitischen Schriftenreihe, die Rudolf Schneider-Schelde herausgibt, „Europäische Dokumente“, Adolf Webers „Wohin steuert die Wirtschaft?“ (RM 3.—). Hier wird mit größter Klarheit zu den entscheidenden volkswirtschaftlichen Problemen sowie zu der Stellung des freien Unternehmers in der sozialisierten Wirtschaft Stellung ge-

nommen mit eingehender Kritik des Weges, den die Wirtschaft des neuen Deutschland eingeschlagen hat.

Der Verlag Karl Rauch, Leipzig C 1, legt von Puschkins Werken die „Erzählungen“ vor mit einem Geleitwort des Verlages in den Übersetzungen von Arthur Luther, Sigismund von Radecki und Reinhold von Walther, Puschkins „Dramen“ in der Eindeutschung von Henry von Heiseler, Puschkins „Gedichte“ und seine Erzählung „Der Postmeister“ in Deutsch und Russisch, wobei die deutschen und russischen Texte einander gegenübergestellt sind.

Der Aufbau-Verlag, Berlin, hat von Anfang an eine sehr umfangreiche Verlagsarbeit durchgeführt. Bei uns sind eingegangen: Erik Reger, „Union der festen Hand“, der große 1931 zuerst erschienene Roman und das Gericht über die westdeutsche Schwerindustrie, Günther Weisenborns Drama aus der deutschen Widerstandsbewegung „Die Illegalen“ (Halbleinen RM 3,90) zum Gedächtnis der zahllosen tapferen Männer und Frauen, „rein wie Eis, gläubig und freiheitsliebend, die für die Menschlichkeit kämpften und starben“. Eine Einführung schrieb Friedrich Luft. Aus dem reichen Schaffen von Johannes R. Becher, seine Deutschland-Dichtung „Die hohe Warte“, in der Gedichte aus den Jahren 1933 bis 1945 vereint sind. Becher versteht unter Deutschland - Dichtung die deutsche Dichtung im Kampf zur Errettung der Nation, eine Aufgabe, der er sich mit der ganzen Leidenschaft seiner dichterischen Gabe unterzieht. (Halbleinen RM 5,70, Ganzleinen RM 6,80). Ferner von Iwan Turgenjew der klassische Roman „Väter und Söhne“ in einer vollständigen Ausgabe (Leinen RM 5,80, kartoniert RM 4,80). Besondere Beachtung verdient Willi Bredels Buch aus einem Konzentrationslager „Die Prüfung“ (Halbleinen RM 7,80, Leinen RM 8,40), das wir wie alle Dokumente aus der

Patentverwertungen  
Finanzierungen  
Fertigungslizenzen  
Kreditvermittlungen

MARTIN  
JUNG

BERLIN W 30  
Regensburger Straße 5a

Nazizeit gern in möglichst vielen Händen wüßten. Wenn auch für Bredel wohl in erster Linie die Bewährung der Kommunisten in den Gefängnissen und Lagern der Gestapo im Mittelpunkt steht, so ist es besonders wesentlich, daß gerade die grauenhaften Einzelheiten der Mißhandlungen — denn von einer Behandlung kann man nicht sprechen — weit mehr bekannt werden als bisher. Denen, die selber durch diese Hölle gegangen, wird die Erinnerung fast mit unerträglicher Kraft wach, und man will und darf nichts vergessen.

Auch der Greifenverlag in Rudolstadt ist kräftig und zielbewußt an der Arbeit. Jetzt ist neu erschienen: „Almanach der Unvergessenen“, ein Gedekbüchlein, herausgegeben von Dr. Josef K. Witsch und Universitätsprofessor Dr. Max Benze (geb. RM 6,75, kart. RM 5,—).

Wie ein Freund berührt uns die erste Veröffentlichung des Insel-Verlages, die Rudolf Hagelstanges „Venezianisches Credo“ bringt, Verse von großer Gedankentiefe, einem Adel der Gesinnung und Formvollendung, die tief innen den Leser anrührt. (RM 2,25.) Die ersten 24 Sonette entstanden 1944 in Venedig, weitere in Branzano und der Abschluß in Verona.

Ein Gruß vom Jenseits des Grabes sind Dietrich Bonhoeffers erschütternde Gedichte aus Tegel „Auf dem Wege zur Freiheit“, die in jeder Zeile die geistige Überlegenheit und Unberührbarkeit des von den Hitler-schergen ermordeten Dichters beweisen. Ein Nachwort schrieb Eberhard Bethge (Berlin, Verlag Haus und Schule).

Auch der Furchen-Verlag, jetzt in Tübingen, hat seine Veröffentlichungen wieder aufgenommen. Als erstes Heft erschien „Zwischen den Zeiten“ von Professor Heinrich Scholz, der Mathematische Logik und Grundlagenforschung an der Universität Münster lehrt. Die Lektüre erzieht zum Nachdenken über wesentliche Fragen. (RM 0,60.) Wir wollen schon jetzt darauf hinweisen, dass der Furchen-Verlag Schriften von Prof. D. Günther Dehn, Dr. Hanns Lilje, Prof. Gerhard Ritter und anderen wesentlichen Vertretern des evangelischen Bekenntnisses ankündigt und zusammen mit dem Verlag Herder,

EBEL

VERSTEIGERER UND  
SACHVERSTÄNDIGER  
FÜR BRIEFMARKEN  
EINLIEFERUNGEN  
ZUR NÄCHSTEN

AUKTION

ERBETEN + ANKAUF  
GROSSER SAMMLUN-  
GEN, RARITÄTEN USW.  
— A. EBEL — BERLIN —  
CHARLOTTENBURG 9  
OLDENBURGALLEE 21  
S-BAHN HEERSTRASSE  
U-BAHN NEU-WESTEND

Freiburg i. B., eine gemeinschaftliche Reihe und eine katholische und eine evangelische Reihe mit dem Titel „Das christliche Deutschland 1933 bis 1945“, Dokumente und Zeugnisse, für die eine Arbeitsgemeinschaft katholischer und evangelischer Christen verantwortlich zeichnet, herausbringen wird. Das ist eine Nachricht, die manche Herzen höher schlagen lassen wird und zuversichtlich stärkt, da das gleiche Leid, das beide Konfessionen trugen, nun zum Segen aller in gemeinsamer Arbeit sich auswirken wird.

Es widerstrebt einem, an den Büchern von Reinhold Schneider nur mit einer Titelnennung vorüberzugehen, aber gerade von denen sollen ja unsere Leser wissen, daß sich hier Quellen erschließen, in denen das lauterste Wasser des Lebens fließt: „Der Tod des Mächtigen“, das Leben des Francesco von Paola und „Taganrog“, die Geschichte vom inneren Damaskus des Zaren Alexander I. Weiter eine Sammlung von Betrachtungen und Rufen „Das Erbe im Feuer“ (Freiburg i. B., Herder-Verlag), die Einzelabhandlungen bringt, deren jede eine ausführliche Würdigung verdiente, schon der Mahnung wegen, daß wir nicht zu denen gehören dürfen, die halbverkohltes Gut aus dem Feuer bergen wollen, da ja das Feuer über unser Haus nicht von ungefähr gekommen ist, sondern daß wir nur das bergen dürfen, was das Feuer nicht zerstören konnte, nämlich das echte Gold, das im Feuer klar wird. Und weiter, daß es nicht um Kultur oder deren Austausch geht, sondern um den endlichen Eingang der Wahrheit in das Leben der abendländischen Völker, und daß wir mit Tapferkeit die Last unseres Lebens auf uns nehmen müssen und den Entschluß fassen sollen im Angesicht Gottes, der eben dieses Feuer auf die Erde geworfen hat, damit es nach dem Zerstörungswerk in uns selber entbrenne. Wesenhaft ist auch „Die Heimkehr des deutschen Geistes“, in der Reinhold Schneider von dem Bild Christi in der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts spricht (Baden-Baden, Verlag Hans Bühler jr.) Und endlich ein Büchlein, das man nicht wieder aus der Hand geben mag: „Apokalypse“, gesammelte Sonette (ebenda).

Von Hildegard Ahemm ist eine Sammlung von Erzählungen erschienen mit dem Titel „Begegnung zwi-

*Erich O. L. Zintl*

**DAS HAUS DER KENNER  
SAMMELT UND WÄHLT FÜR SIE**

**GALERIE  
AM BRANDENBURGER TOR**

\*

**ALTE MEISTERWERKE  
BILDENDER KUNST**

**GEMLDEN / SKULPTUREN**

**BILDTEPICHE / ZEICHNUNGEN**

**MÖBEL DES 15. BIS 18. JAHRHUNDERTS**

**EUROPÄISCHE UND ASIATISCHE**

**ALTERTÜMER**

**ISLAMISCHE BUCHMALEREIEN**

**JAPANISCHE FARBHOLZSCHNITTE**

**ANTIKE MÜNZEN**

\*

**EINZELWERKE / SAMMLUNGEN  
BIBLIOTHEKEN**

\*

*Unter den Linden 66*

**AM S-BAHNHOF (OSTAUSGANG)**

# WERNER SCHULZE KUNSTANTIQUARIAT

\*

Graphik aller Zeiten  
Gemälde und Handzeichnungen  
alter und neuer Meister  
Alte Bücher

\*

Ankauf Verkauf

BERLIN-WILMERSDORF  
KAISERALLEE 214, 2. ETAGE  
TELEFON 321543



## Paul R. Schwerdtner

Intern. Handelshaus für Briefmarken

Gegründet 1903

BERLIN W 15, FASANENSTRASSE 42

— Ständiger Ankauf: —

Deutsche  
und ausländische  
Neuheiten  
Seltenheiten  
Groß-Sammlungen

Täglich außer Mittwoch und Sonnabend:  
10 bis 13 und 15 bis 17 Uhr

Angebote nur an Wiederverkäufer

schen Traum und Tag" (Berlin, Lothar Blanvalet Verlag), auf die wir später zurückkommen werden.

Auch der Verlag Lambert Schneider, jetzt in Heidelberg, hat seine Arbeit begonnen. Sehr wichtig erscheint die Broschüre „Freier Sozialismus“ von Alfred Weber und Alexander Mitscherlich (RM 1,25). Ferner wird vorgelegt „Menschen und Dinge 1945“, 12 Essays von Marie-Luise Kaschnitz (RM 2,50), erschienen in den Schriften der Wandlung, die Dolf Sternberger herausgibt unter der Leitung von Karl Jaspers, Werner Krauß und Alfred Weber. Endlich ein Gedichtband mit dem Titel „Entzückter Staub“, in der das neue reiche lyrische Schaffen von Wilhelm Lehmann, dem Autor von „Antwort des Schweigens“ und „Der grüne Gott“, dargeboten wird (RM 1,10).

Über die Bedürfnisse des Geistes und der Seele sollen die des Leibes nicht vergessen sein. Wir weisen darauf hin, daß in einer Schriftenreihe für Volksernährung „Ernte ohne Saat“ als Doppelheft erschienen ist „Wildgemüse im Haushalt“, herausgegeben von der Zentrale für Drogen- und Wildfrüchte (Berlin, Verlag Albert Nauck & Co., RM 1,80).

## — und Zeitschriften!

Das deutsche Geistesleben findet auch in einer schnell sich mehrenden Zeitschriftenpresse eine durchweg erfreuliche Wiederauferstehung. In Freiburg i.B. erscheint die „Gegenwart“, in Heidelberg die „Wandlung“. Beides Zeitschriften von gutem geistigem Niveau, wenn auch ein beherrschender Plan noch nicht völlig sichtbar geworden ist. In Berlin erscheint schon seit längerer Zeit die Zeitschrift „Aufbau“, das Organ des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands unter der Ägide von Johannes R. Becher. Gleichfalls in Berlin: „Horizont“, eine Zeitschrift für die deutsche Jugend, herausgegeben von Günther Birkenfeld, ausgezeichnet durch Verantwortungsgefühl, große Klarheit und unerbittliche sittliche Forderungen. Weiter „sie“, eine sehr geschickt gemachte Zeitschrift für die Frau. Ein erfolgreicher Nachahmer des Simplissimus, als dieser noch ein Organ bester

# KUNSTSALON FRANKE

GEMÄLDE / GRAPHIK / PLASTIK

IN SONDERHEIT: ALTE MEISTER / ANTIQUITÄTEN

LEIPZIG C1, GOETHESTRASSE 7a

deutscher Geistigkeit war, ist der „Ulen-  
spiegel“, geleitet von Günther  
Weisenborn. Seit kurzem liegt neu  
vor „Die Weltbühne“, jetzt neu  
herausgegeben von Maud von Ossietzky,  
deren erste Nummer dem Andenken  
ihres Mannes, eines der beklagenswerte-  
sten Opfer des Nazi-Regimes, gewidmet  
ist. Wir wollen darüber aber nicht ver-  
gessen, daß der Gründer der „Welt-  
bühne“ Siegfried Jacobsohn gewesen ist,  
der die Zeitschrift seinerzeit zu einem  
Ereignis, ja zu einer Sensation gemacht

hat, und dessen Nachfolger Carl von  
Ossietzky wurde.

Und endlich ganz neu die „Berliner  
Hefte“, herausgegeben von Wolf-  
gang Goetz. Das erste Heft ver-  
spricht (und erfüllt schon), eine Politik  
„de l'esprit“ zu treiben, etwas was wir  
gerade heute in Deutschland dringend  
gebrauchen. Das Heft ist lebendig, und  
jeder einzelne Beitrag hält ein beacht-  
liches Niveau. In der „Deutschen Rund-  
schau“ brauchen wir über den Heraus-

# M A R M O R H A U S

KURFÜRSTENDAMM 236 • TEL. 32 15 23

DIR. KARL JACOB

„Der Morgen“ vom 21. 9. 45.

... Das „Marmorhaus“, das einzige der einst repräsentativen Urauf-  
führungstheater rund um die Gedächtniskirche, das unzerstört blieb,  
hatte seine besondere Tradition; es war ein kleines Fenster in die Welt.  
In diesem intimen Theater waren zumeist Filme aus dem Auslande zu  
sehen — Werke, denen ein besonderer Ruf voranging. Diese Tradition,  
die lange, allzulange ruhen mußte, ist wieder aufgenommen worden ...

Felix Henseleit

geber Wolfgang Goetz kaum etwas zu sagen. Er ist unseren alten Lesern wohl bekannt. Alles, was er schreibt, hat in unwekbarer Frische etwas, wofür uns ein deutsches Wort fehlt, was man nur als Charme richtig bezeichnen kann. Und wenn diese jüngste Berliner Zeitschrift in ihrem ersten Heft der „Deutschen Rundschau“ einen dankbar empfangenen Gruß zugesandt hat, so antworten wir darauf mit einem festen kameradschaftlichen Händedruck, der unseren Dank sagen und die Gewißheit unserer guten Zusammenarbeit bekräftigen soll.

In Hamburg erscheint eine Wochenzeitung „Die Zeit“ unter der lebendigen und energischen Führung von Ernst Samhaber, die mit Mut und Geschick redigiert wird. Ernst Samhaber ist bekanntlich der Verfasser des Aufsatzes über den südamerikanischen Diktator Lopez, dessen Erscheinen in der „Deutschen Rundschau“ unter dem Nazi-Terror seinerzeit einen Alarm bedeutete und der in allen einsichtigen deutschen Kreisen und im Auslande sehr wohl verstanden worden ist.

D. R.

## Eine Bibliothek in einem Bande

Es ist ein fruchtbarer Gedanke, der den Greifen-Verlag in Rudolstadt/Thürg. bewogen hat, für das Jahr 1946 wieder einen Almanach unter dem Titel: „Das Greifen-Büchlein“ herauszugeben unter der Leitung von Karl Dietz mit Buchschmuck von Kurt Hofmann (RM 4,—). Er enthält ein hübsches Kalendarium mit Gedenktagen und bringt dann sehr gut ausgewählte Beiträge in Prosa und Vers aus der deutschen Literatur, soweit sie die Probe der Zeit und auch schon die Probe der Ewigkeit bestanden hat. Die Jubilare des Jahres 1946 sind in knappen Einzeldarstellungen gewürdigt und ein Kreis berufener Mitarbeiter vereinigt. Gewiß bleibt ein solcher Versuch Ersatz, aber da unzählige deutsche Menschen mit Hunger nach seelischer und geistiger Kost heute nahezu ohne jede Möglichkeit sind, ihn zu befriedigen, so ist ein Versuch sehr zu begrüßen, ihnen wenigstens in kurzen Beiträgen Zeugnis von unserm unvergänglichen Geistesgut zu bescheren.

D. R.

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Otto Freiherr von Taube, Gauting, Gartenpromenade 18. — Botschafter a. D.  
 Rudolf Nadolny, Berlin-Charlottenburg 5, Philippistr. 12. — Professor Dr.  
 Hermann Muckermann, Berlin-Frohnau, Kammgasse 9. — Dr. Mario Krammer,  
 Berlin-Charlottenburg 9, Sensburger Allee 28. — Werner Bergengruen. — Maria  
 Grote, Berlin NO 55, Greifswalder Str. 8. — Dr. C. F. W. Behl, Kemnath-Stadt  
 über Weiden. — Eberhard Pechel, Lochham vor München, Lindenstr. 3. — Ruth  
 von Ostau, Mittelbiberach bei Biberach-Riß. — Joachim Mundt, Berlin. — Heinz-  
 Winfried Sabais, Rudolstadt, Schloßstr. 4. — Dr. Cornelis Witt, Hamburg 39,  
 Leinpfad 5.

**Firma**  
**in Export, Import-**  
**und Interzonenhandel**

behördlich zugelassen, bittet  
um entsprechende Angebote in

*Haushaltsartikeln*

*Metallwaren*

*Kleinmaschinen*

*Spielwaren*

*Bijouterien usw.*

Angebote unter 1345 bef. Süd-  
annonce Konstanz, Bodanpl. 2

**Buchhandlung**  
**am**  
**Prager Platz**

**HELENE FLOHR**

● *jetzt Nürnberger Str. 14/15, hpt.*  
*an der Taentzienstraße*

**Antiquariat**  
**Leihbücherei**  
**Sortiment**

*Ankauf von Bibliotheken*  
*und Einzelwerken*

*Internationales Fremdsprachliches*

**ÜBERSETZUNGSINSTITUT**

*O. MARTIN, Berlin SW 29, Blücherstraße 26<sup>III</sup> (Eingang Baerwaldstraße)*

*Übersetzungen in Englisch, Russisch, Französisch, Spanisch, Tschechisch, Polnisch,*  
*Deutsch und allen anderen Sprachen für Behörden und Privatpersonen*

*Vervielfältigungen Anfertigung von Schriftsätzen und Gesuchen*

*Gestellung von Dolmetschern (stunden- und tageweise)*

**PELZHAUS**  
**FRANZ GÜHLOFF**

*jetzt.*

**MODENHAUS**  
**OTTO ZENTLER**  
vorm. CLARA SCHULTZ

*seit 25 Jahren führend in der Mode*

**KLEIDER / KOSTÜME / MÄNTEL**

**BERLIN W 15 / KURFÜRSTENDAMM 62 / I. ETAGE**

GEBRÜDER  
**Klewer** ANTIQUITÄTEN UND RAUMKUNST  
 ANTIKE M'OBEL  
 GEMÄLDE - GOBELINS-  
 PORZELLANE - FAYENCEN - SILBER  
 ANKAUF VERKAUF  
 BERLIN - SCHÖNEBERG / KOLONNENSTR. 56

Gegründet 1883

Gegründet 1883

## HUGO KREBS

*Inhaber Willy Krebs*

Juwelier u. Goldschmiedemeister

Öffentlich bestellter und vereidigter  
 Sachverständiger

jetzt:

Charlottenburg, Schlüterstraße 54

nur in der 1. Etage

bisher:

NW 7, Bauhofstraße 1, 2 Tr.

Ecke Kupfergraben

Anfertigungen \* Umarbeitungen

Reparaturen

Verkauf \* Ankauf

## BÜCHER- ANKAUF

aus allen Gebieten  
 der Literatur und  
 Kunst

*Buchhandlung*

GEBR. HOLZAPFEL

INH. BENNO KIESGEN

Berlin - Zehlendorf

Teltower Damm 27

*Einen ständigen Neueingang von Büchern finden Sie im*

## ANTIQUARIAT BRUNO STENDER

Berlin-Charlottenburg 2, Schlüterstraße 55 (Nähe Bahnhof Savignyplatz)

*Sie können ungestört stöbern!*

# DEFRA - SCHULE

DAS INSTITUT FÜR FREMDSPRACHEN IM WESTEN

Direktion: Maria Peters, Berlin-Grünwald, Lassenstraße 32-36. Telefon: 977265

*Tages- und Abendkurse für Anfänger und Fortgeschrittene*

*Einzel-Unterricht • Konversation*

Deutsch • Englisch • Französisch • Russisch • Polnisch • Spanisch • Stenographie

Eintritt jederzeit • Anmeldungen täglich 10—19 außer Sonnabends

Verkehrsverbd.: Straßenbahn Linie 76 bis Lassenstr., Linie 75 bis Bismarckplatz, Linie 57 bis Klostertplatz

## Gerstmayer & Sohn

Buchhandlung • Antiquariat • Leihbücherei

Berlin N 54, Rosentaler Str. 10

empfehl't sich für Bücher aus allen

Wissensgebieten, insbesondere:

Belletristik, Medizin, Rechtswissenschaft,  
Landwirtschaft, Bibliophile Ausgaben.

•

Auch Versand nach außerhalb  
im Rahmen der Postgesetze

•

Wir kaufen ständig Bücher und  
ganze Bibliotheken aus allen  
Wissensgebieten und bitten um Ihr  
gefälliges Angebot

## BRIEFMARKEN

ANKAUF



Suche besonders größere  
Sammlung und Engros-  
posten gegen sofortige  
Barzahlung



W. F. Deschler

Briefmarken - Großhandlung

Bln.-Wilmsdorf, Zähringer Str. 30.

## Zinshäuser / Villen / Terrains

kaufen und verkaufen Sie schnell und diskret durch

HERMANN BRACK & Co.

Bln.-Zehlendorf, Schlettstadter Str. 124

Übernahme von Hausverwaltungen

GEGR. 1888

*Bertha Cleemann* JUWELIER

Berlin W 50 · Tauentzienstraße 5-

Gegenüber der Passauer Straße. Eingang Hausflur links

*Juwelen, Gold- und Silber-Waren, Uhren, Bijouterien*

*Gravierungen in Metall und Stein. Neuarbeiten, Reparaturen an Goldwaren und Uhren*

*Briefmarken*

SAMMLUNGEN UND  
EINZELNE RARITÄTEN

kauft

*Walter Kaul*

seit 1919

BERLIN W 50

Ansbacher Straße 48

U-Bahnhof Wittenbergplatz

\*

Spezialprüfer für U.S.A.

*Ankauf von Juwelen  
und Goldwaren*

Vereinigte Juweliere

G. m. b. H.

Sy & Wagner / I. H. Werner

Früher: Unter den Linden 53

jetzt: Zehlendorf

Hohenzollernstraße 16, Ecke Neue Straße

8 Minuten vom S-Bahnhof Berlin-Zehlendorf

15 Minuten vom U-Bahnhof Krumme Lanke

außer Dienstag und Freitag

Zweigstelle: Berlin W

Motzstraße 1, II, am Nollendorfplatz

außer Sonnabend

BRIEFMARKEN-VOGL

BERLIN SW 29, BERGMANNSTR. 8

*Bitte fordern Sie kostenlos meine neueste Preisliste an  
Kaufe ständig bis zu den größten Objekten*

# *Kunst-Atelier Reta Hobohm-Rödiger*

*Ölgemälde / Aquarelle / Graphik*

*Kunstgewerbe*

Berlin W 15, Kurfürstendamm 203—204, Ecke Knesebeckstraße

U-Bahn Uhlandstraße und S-Bahn Savignyplatz

## *WILLI QUEISER*

*Goldschmiedemeister und Juwelier*

*Eigene Werkstatt*

—

*ANKAUF / VERKAUF*

—

*Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 7*

*früher:*

*Berlin W 8, Charlottenstraße*

## *Buchhandlung*

*P. Brandt*

*Berlin-Steglitz, Schloßstr. 30*

*(Ecke Muthesiusstr.)*

*Fernruf 721697 / Gegründet 1900*

==

*Leihbücherei / Antiquariat*

*Ankauf und Verkauf*

## *BÜCHER*

*An- und Verkauf / Schöne Literatur*

*Kunst / Theater / Fremde Sprachen*

*BÜCHERSTUBE MARGA SCHOELLER*

*BERLIN W 15, KURFÜRSTENDAMM 30*

# DER BÜCHERWURM

Buchhandlung und Antiquariat

Inh.: Heinz Hannmann · Berlin W 30 · Motzstraße 24

kauft ständig wissenschaftliche Bücher

aus allen Wissensgebieten

*Besonders gesucht wird Literatur über Theater-, Tanz- und Musikgeschichte  
Bitte übersenden Sie mir Ihre Desideratenlisten, die sorgfältig bearbeitet werden*

## Theodor Prucha

Gegründet 1896

SCHMUCK  
JUWELEN

---

ANFERTIGUNG  
ANKAUF / VERKAUF

Berlin-Charlottenburg, Rankestraße 3 (Gedächtniskirche)  
Geöffnet 9—17 Uhr. Sonnabend bis 2 Uhr

## Wissenschaftliches und Übersetzungs-Büro

Dr. phil. Elisabeth Spiegel

*genehmigt und registriert*

CHARLOTTENBURG 5, KÖNIGSWEG 40-44  
*erledigt alle einschlägigen Aufträge*

1. Ausarbeitung wiss. Entwürfe und Dispositionen auch nach Stichworten — Gutachten
2. prüft und überarbeitet Manuskripte — Besprechungen
3. Übersetzungen aller mod. Sprachen aus allen Wissensgebiet, auch literarische — Buchübersetzungen

# WOLFF'S BÜCHEREI

Andreas Wolff

BUCHHANDLUNG / ANTIQUARIAT / KUNSTSTUBE

Berlin-Friedenau, Kaiserallee 133 (zwischen Kaiserplatz und Friedrich-Wilhelm-Platz)

*Moderne literarische Leihbibliothek*

*Antiquariat: Klassiker, schöne Literatur, Lexika, Kunstbücher*

*Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Büchern von Wert*

## „Der Kunstgiebel“

Haus für Inneneinrichtungen

Ankauf / Verkauf

*Antiquitäten*

*Stilmöbel / Teppiche*

*Kristall*

*Porzellan*

BERLIN-CHARLOTTENBURG 5

Kaiserdamm 118, Ecke Suarezstr.

*U-Bhf. Sophie-Charlotte-Platz*

## Pelze

---

---

Hermann Heckhausen

Kürschnermeister

---

---

jetzt: Berlin-Schöneberg

Bayerischer Platz 4

## Ankauf von Uhren Juwelen / Gold- und Silberwaren

---

K. KLINGHOFFER / HASENHEIDE 7

(am Hermannplatz) direkt U-Bahnhof

ANKAUF

VERKAUF

## ANTIQUITÄTEN KUNSTGEGENSTÄNDE

*Gemälde alter und neuer Meister  
Aquarelle / Glas / Kristall / Porzellan  
Fayencen / Ostasiatica / Schmuck- und  
Silberwaren / Echte Brücken u. Teppiche  
Stilmöbel*

KUNSTGEWERBE  
ALTE UND MODERNE KUNST

*Leo A. Borkowski*

Berlin W 35, Katzlerstr. 15

Zwei Minuten von den S-Bahnhöfen Großgörschenstraße  
und Yorckstraße. Straßenbahnlinie 3

Arthur Collignon

Buchhandlung  
für Kunst und Wissenschaft  
GmbH

Sortiment      Antiquariat

BERLIN NW 7  
DOROTHEENSTR. 75

*Ankauf*

*von einzelnen Büchern  
und Bibliotheken aller  
Wissensgebiete*

ENCROS / EXPORT

*Gilsbach-Modelle*

KLEIDER

MÄNTEL

KOSTÜME



Berlin W 8, Kronenstraße 10, Ruf: 42 88 23

## BÜCHER-ANKAUF

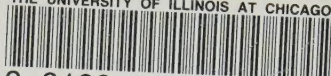
*Einzelne Werke und ganze Bibliotheken*

BUCHHANDLUNG AM ZOO

*früher: Joachimsthaler Straße 43-44*

*Jetzt: Kurfürstendamm 226, II. Ecke Joachimsthaler Straße, Berliner Kindl-Haus*

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO



3 8198 316 025 301

